

Am Abgrund
Was bedeutet es für die
US-Demokratie, wenn
Donald Trump gewinnt?
2, 4-5

Helmut Fricke/picture alliance



In der Auszeit
Cornelia Funke hat Millionen
Bücher verkauft. Jetzt macht sie
ein Klimajahr. Was soll das?
25-27

Auf Irrwegen
Die Mitarbeiterin eines linken
Kulturzentrums in Hamburg ist
unter die Reichsbürger gegangen
47

4 193489 604909
€ 5,40 Ausland, € 4,90 Deutschland
Ausgabe Nr. 89
www.taz.de

wochen

taz

20. - 26. 7. 2024

Dabei sein wäre alles gewesen

Oleksander
Pjeljeschenko

Andrij
Kutsenko

Alina
Perehudowa

Anastasia
Ihnatenko

Wolodymyr
Androschtschuk

Die Olympischen Spiele in Paris sollen ein Fest des Friedens werden.
Doch der Krieg in der Ukraine geht weiter. Wir erinnern an fünf
Athlet:innen, die nicht mehr an Olympia teilnehmen können

8-9

5 dinge, die wir gelernt haben

1 Elon Musk muss El Hotzo helfen
Zumindest verspricht er auf X: „Wenn du von deinem Arbeitgeber aufgrund eines Postings oder Likes auf dieser Plattform unfair behandelt wirst, gib uns Bescheid. Wir übernehmen die Kosten.“ Ob das auch für Satiriker und Autor El Hotzo gilt, der nach dem Trump-Attentat auf X bedauerte, dass der Schütze nicht getroffen habe, und anschließend seinen Job beim RBB verlor? Musk beteiligte sich lieber am Shitstorm gegen El Hotzo und teilte ein Posting der rechtsextremen Influencerin Naomi Seibt zu der Causa. Gegen Linke hetzen und sich gleichzeitig als Retter der Armen inszenieren: Das kann niemand wie Musk.

2 Nazis tragen Bademantel
Wobei, auch Jürgen Elsässer ist im Hetzen ziemlich gut. Im Bademantel wurde der Chefredakteur des rechtsextremen Magazins *Compact* von Polizist:innen und Journalist:innen an der Haustür überrascht. Innenministerin

Faerer hatte entschieden: *Compact* wird verboten. Toll, dass Rechtsextreme jetzt ein Sprachrohr weniger haben. Zweifel gab es an der Verfassungsmäßigkeit des Verbots. Wir bei der taz bleiben verfassungstreu und stehen für Meinungsvielfalt, erlauben sogar Rechtskonservativen das Schalten von Anzeigen – voller Freiheit und ganz ohne Obrigkeit (siehe Seite 11).

3 In Kanada regnet es keinen Espresso Martini
Überrascht wurde auch Rapper Drake: Bei starken Regenfällen im kanadischen Toronto wurde seine Luxusvilla überschwemmt. Während sich seine Mitarbeiter bemühten, Wassermassen nach draußen zu bugsieren, schrieb Drake auf Instagram: „Das ist hoffentlich Espresso Martini.“ Solchen genehmigt sich der Rapper wohl auch gerne in seinem 185-Millionen-Dollar-Privatjet, mit dem er regelmäßig die Klimakrise von oben betrachtet.

4 Die Geissens sind bessere Allies als Dietmar Bartsch
Hatte der Linke-Politiker womöglich auch einen Espresso Martini zu viel intus? Als sich der ehemalige Formel-1-Profi Ralf Schuhmacher outete, beschwerte sich Bartsch auf X, man solle „Normalität bitte nicht zelebrieren“. Später entschuldigte er sich: Direkt nach dem EM-Finale wolle er in Zukunft nicht mehr twittern. Als vorbildliche Allies stellten sich die Geissens heraus, die Schuhmacher zu der „mutigen Entscheidung“ gratulierten.

5 Die Mongolen können's
Eine mutige Entscheidung traf auch das Designerteam des mongolischen Olympiateams. Das Modelabel Michel & Amazonka designte für die Eröffnungsfeier traditionelle Gewänder mit modernen Elementen und blau-roten Stickereien. Vielleicht bleiben die Athlet:innen ja noch in Paris und warten auf die nächste Fashion Week? (jfr)

Eintritt frei!

Wir sind vielleicht nicht die Größten – aber die Schönsten.

Willkommen bei der
Büchergilde Gutenberg,
der Buchgemeinschaft
aus Passion und Tradition!

[buechergilde.de](https://www.buechergilde.de)

der leitartikel

Die Demokraten müssen das Ruder jetzt herumreißen. Ihre einzige Chance ist der Angriff

Von **Bernd Pickert**

Es gibt in US-Wahljahren immer den Spruch, ein paar Wochen seien eine Ewigkeit, alles könne passieren. In diesem Jahr ist das die einzige Hoffnung der Demokrat*innen. 16 Wochen sind es noch bis zum Wahltermin am 5. November, schon im September beginnt in einigen Bundesstaaten das Early Voting, und Stand jetzt werden Donald Trump und seine Republikaner*innen einen fulminanten Sieg einfahren mit guten Chancen, das Weiße Haus und beide Kammern des Kongresses zu kontrollieren.

Das Drama seit der katastrophalen TV-Debatte Ende Juni – auch diese drei Wochen fühlen sich an wie eine Ewigkeit – hat die Perspektive der Demokrat*innen von „schwierig“ zu „aussichtslos“ verändert. Ob sie eine Chance haben, wenn sie jetzt das Ruder herumreißen, ist offen. Aber wenn sie es nicht tun, ist die Niederlage garantiert.

Zum Zeitpunkt, da dieser Text entsteht – einen Tag nach dem Ende des republikanischen Nominierungsparteitags in Milwaukee –,

sieht alles danach aus, als sei es nur noch eine Frage von wenigen Tagen, bis Joe Biden so weit ist, die erneute Kandidatur aufzugeben. Das ist die notwendige, wenn auch nicht hinreichende Bedingung für eine Wende.

Denn während die Republikaner*innen auf einem strategisch klug choreografierten und sehr stolperfreien Parteitag glaubhaft Energie und Einheit hinter ihrem Kandidatenduo und ihren Kernbotschaften ausstrahlten, müssten die Demokrat*innen so etwas bis zu ihrer eigenen Convention in einem Monat erst einmal hinbekommen. Mit Biden ist das unmöglich. Und dafür, wie es ohne ihn zu schaffen ist, gibt es keine Blaupause, keine historischen Vorbilder. Manchmal sind ein paar Wochen denn doch keine Ewigkeit.

Zumal die Partei ja nicht nur über die altersbedingten Ausfälle Joe Bidens verzweifelt und gespalten ist.

Der Schlüssel zum Wahlsieg 2020 war es, anders als 2016 den progressiven Flügel der potenziellen Wähler*innenschaft an die Wahlurne zu bringen. Der linke Senator Bernie

Sanders, Idol der progressiven Bewegung, der 2016 gegen Hillary Clinton und 2020 gegen Joe Biden die Vorwahlen verloren hatte, sorgte damals entschieden mit dafür, dass seine Anhänger*innen nicht wie 2016 zu Hause blieben. Heute spaltet Joe Bidens Haltung zum Gaza-Krieg den progressiven Flügel: Nicht

Vergeblich versuchte Bernie Sanders, den Demokraten die Situation der Working Class nahezubringen, wie sie J. D. Vance beschreibt

nur die an den Unis protestierenden jungen Linken können sich nicht vorstellen, ihre Stimme einem „Völkermörder“ zu geben. Auch große Teile der arabischstämmigen Wähler*innen in wichtigen Staaten wie Michigan winken wütend ab. Bidens Versuche, Israel gleichzeitig zu unterstützen und zu ermahnen, überzeugen sie nicht – nicht ein-

mal in dem Wissen, dass sie so zu einer zweiten Präsidentschaft Donald Trumps beitragen, der schon in seinen ersten vier Jahren alle Siedlungs- und Annexionspläne der rechten Netanjahu-Regierung enthusiastisch unterstützte. Dass die wahrscheinlichste Ersatzkandidatin, Vizepräsidentin Kamala Harris, in der Gazafrage eine andere Position vertreten würde, ist nicht bekannt.

Und wer die Rede des frischgekrürten republikanischen Vizepräsidentenkandidaten J. D. Vance aufmerksam verfolgt hat, wird darin vieles von der Beschreibung der Situation der Working Class in den einstigen Industriehochburgen der USA wiederfinden, die Bernie Sanders der demokratischen Führung seit Jahren vergeblich nahelegen versucht: Wenn ihr den Leuten sagt, der Wirtschaft ginge es großartig, die Menschen aber nicht mal wissen, wie sie ihre Miete, Zinsen, Lebensmittel und Benzin bezahlen sollen, glauben sie euch nicht. Ob die Gegenseite überzeugende Lösungsvorschläge hat – hat sie nicht –, wird da zweitrangig.

So bleibt den Demokrat*innen die Hoffnung, mit neuem Spitzenpersonal die Debatte davon wegzuführen, dass der eigene Kandidat kaum eine Gangway hinauf- oder hinabsteigen kann, ohne, dass man sich Sorgen um ihn macht und sich ohne Teleprompter nicht einmal an den Namen seines eigenen Verteidigungsministers erinnert.

In einem zweiten Schritt müssen sie dann zum Angriff übergehen. Denn bei aller Kreide, die die Republikaner*innen bei ihrem Parteitag unmittelbar nach dem Attentat auf Trump gefressen hatten, ist ja tatsächlich alles wahr, was die Demokrat*innen über Trumps Pläne und das von der rechten Heritage Foundation ausgearbeitete „Project 2025“ sagen: Es ist ein Plan für einen Autoritätsstaat ohne rechtsstaatliche Leitplanken, mit einem Geschlechterbild aus den 1950er-Jahren, einer Abkehr von jeglichem Umwelt- oder Klimaschutz, Multilateralismus und dem Grundrecht auf Asyl, um nur die gravierendsten Punkte zu nennen. Eine demokratische Partei, die das ernst nimmt, muss jetzt endlich handeln.

Bernd Pickert ist Auslandsredakteur der taz. Seine Spezialgebiete sind die USA, Lateinamerika und Menschenrechte.

Illustration: Robert Samuel Hanson

politik + meinung

klimabewegung Die Letzte Generation hat den Einzug ins EU-Parlament verpasst. Wie steht es um die Klimagruppe? **3**

thema der woche

uneinige staaten Nach dem Attentat auf Donald Trump schlägt der zumindest ein paar versöhnliche Töne an. Autor T. C. Boyle sieht trotzdem den Faschismus aufziehen **4–5**

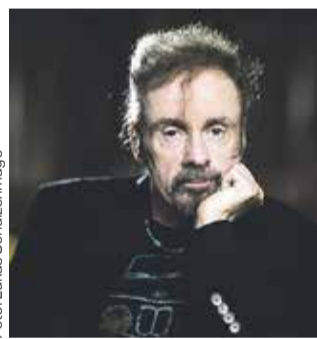


Foto: Lukas Schulze/Imago

kolumne materie Kersten Augustin über das Recht auf Schwimmbad **6**

pressefreiheit Der US-Amerikaner Evan Gershkovich wird im russischen Jekaterinburg verurteilt **6**

bild der woche Ein launischer Stammesführer im exzentrischen Kostüm **6**

★ soziales gewissen CDU-Minister Karl-Josef Laumann über seine Partei, Bürgergeld und Rente **7**

traurige spiele Fünf ukrainische Athlet:innen, die in Paris fehlen werden – weil russische Angriffe sie töteten **8–9**

überleben In griechischen Camps für Geflüchtete fehlt es seit Juli an medizinischer Versorgung **10**

ostwahlen Die Autorin Barbara Thériault über gesellschaftliche Vielfalt in thüringischen Regionalzügen **12**

kolumne stadtgespräch Inna Hartwich über häusliche Gewalt in Russland **12**

das politische buch Ruth Hoffmann dekonstruiert in ihrem Buch die Verklärung der 20.-Juli-Attentäter **13**

das politische buch Ein neues Buch analysiert den Kampf um unsere Böden und wagt eine Utopie **13**

kolumne fernsicht Hagai Dagan über Krieg, Schutz und Abgründe in Tel Aviv und anderswo **14**

kommentar Jan Pfaff darüber, wie sich die EU wirtschaftlich auf Trump vorbereiten kann **14**

kommentar Daniel Zylbesztajn-Lewandowski über das Programm der Labour-Regierung **14**

der rote faden Durch die Woche mit Ariane Lemme **14–15**

essay Vollständige Bürgerrechte für die Palästinenser sind die Bedingung für Frieden im nahen Osten, argumentiert Raja Shehadeh **15**

talk der woche Andreas Speit über das Verbot von Compact **16**

kolumne grauzone Erica Zingher über das verlorene Berlin **16**

zukunft

die gute nachricht Immer weniger Menschen infizieren sich mit der Augenkrankheit Trachoma **17**

kolumne cash&crash Ulrike Herrmann über den E-Auto-Boom und gewagte Prognosen **17**

★ rente Latentes Panikthema und gesellschaftlicher Hebel. Ein Essay und drei Beispiele bringen Licht ins Dunkel **18–19**

doppelblind Katharina Federl über ein Malaria-mittel, das bei Polyzystischem Ovarialsyndrom helfen könnte **20**

zurück in die zukunft Wozu Kühlschränke, wenn es doch ewiges Eis gibt? **20**



Illustration: Archiv

flussaufwärts Es lässt sich gegen Hochwasser jede Menge tun. An der sächsischen Jauer machen sie es vor **21**

gesellschaft

handzeichen Der „Schweigefuchs“ wird in Kitas zum Problem – unsere Leser:innen haben Alternativen parat **23**

die kinderfrage Warum haben die anderen Jungen größere Penisse als ich? **24**

starke gefühle Alice Weidel ist eine Schande für die lesbische Bewegung **24**

comic Nozomi Horibe **24**

tintenschmerz Bestsellerautorin Cornelia Funke widmet sich nun dem Klimaschutz. Eine Begegnung in der Toskana **25–27**

kolumne die zutat Sarah Wiener über Rucola **28**

schlagfertig Unsere Autorin besucht ein Thaiboxcamp in Nordthailand – ein Erfahrungsbericht **28–29**

★ das gespräch mit Kerstin Claus, der Missbrauchsbeauftragten der Bundesregierung **30–31**

hausbesuch bei Dietmar Heddrum – Liebender, Lebenskünstler, Schauspieler **32**

pressschlag Wie kann man den Schmerz der englischen Fußballnation heilen? **35**

olympia Breakdance ist erstmals Teil des olympischen Programms **35**

medien Die „Washington Post“ in der Krise **37**

medientipps Krimiserie „Kommissar Bäckström“, Meme „Brat“, Podcast „Deutsche Geister“, Serie „Wage es nicht“ **38**

kultur

festival 1969 sollte Algier zum Mekka von Revolution und Panafricanismus werden. Doch viele Hoffnungen zerschellten **39**

ukraine Die Clubkultur von Kyjiw war dabei, sich Renommee zu erarbeiten. Dann kam der Krieg. Wie sieht es heute aus? **40**

kulturpolitik Der Komischen Oper in Berlin droht das Aus ihrer Sanierung **40**

★ geschichte Eine Ausstellung in Wien dokumentiert jüdische Antworten auf Leid und Not – auch mit der Arzttasche von Sigmund Freud **41**



Foto: Günter König/Sigmund Freud Privatstiftung

literatur Porträt des frisch gekürten Büchner-Preisträgers Oswald Egger **43**

roman Franziska Gänzler schreibt über frische Trauer und verdrängte Wut: „Wie Inseln im Licht“ **43**

lyrik Annette Hagemanns Gedichte aus dem „Katalog der Kiefermäuler“ lassen das Profane glänzen **43**

die wahrheit Eine voll ausgefahrene Geschichte über das alte Problem der Penislänge. Mit echtem Fischgeruch **44**

stadtland

momentaufnahmen Fußballfans, Rentnerruhe und bewegte Massen **45**

kolumne die fußgängerin Alke Wierth über Drinnen und Draußen im Berliner Sommer **46**

die ortsbegehung Einst Geisterstadt, heute begehrt: Ein Ladenprojekt in Leipzig ist bedroht **46**

schock In einem linken Kulturzentrum in Hamburg hat sich eine Mitarbeiterin als Reichsbürgerin entpuppt **47**

★ große schiffe Die Papienburger Meyer-Werft, die riesige Kreuzfahrtschiffe baut, ist in Schiefelage geraten **48–49**

interview Artist Moritz Haase über die Grenzen der Angst **50–51**

bildkolumne Florian Sulzer schaut in einen Waschsalon **52**

großraumdisco Soliarbeit mit Schorsch Kamerun **52**

ortsgespräch Aufregung um einen Zaun in Berlin **52**

außerdem

briefe **22**
aus der taz **33**
wiese **36**
touché **44**

KONTEXT:

WOCHENZEITUNG
In Karlsruhe steht die 120 Jahre alte Majolika-Manufaktur vor dem Aus

★ Die Ressorts empfehlen

Seit Januar verzichten die Aktivist:innen auf Straßenblockaden: Protest der Letzten Generation in Leipzig
Foto: Ingmar Björn Nolting/laif



Kritische Phase

Die Letzte Generation blockiert keine Straßen mehr, den Einzug ins EU-Parlament hat sie verpasst. Wie steht es um die Gruppe, die mit dem Versprechen antrat, einen Plan gegen die Klimakrise zu haben?

Von Malene Gürgen

Wann ist eine soziale Bewegung erfolgreich? Im Rückblick ist das leicht zu beantworten: Wenn sie ihre Ziele, oder zumindest einen Teil davon, erreicht. Aber wie weiß eine Bewegung, die noch mitten in ihren Kämpfen steckt, ob sie auf dem richtigen Weg ist? Ob sie festhalten soll an ihrer Strategie und nur einen langen Atem braucht, oder ob sie ihren Kurs korrigieren muss?

Dass diese Fragen schwer zu beantworten sind, lässt sich derzeit an der Letzten Generation beobachten. Im Januar gab die Gruppe bekannt, künftig auf Straßenblockaden zu verzichten. Seitdem zieht sie deutlich weniger Hass, aber auch deutlich weniger Aufmerksamkeit auf sich. Seit Mai ermittelt die Staatsanwaltschaft Neuruppin wegen des Verdachts auf Bildung einer kriminellen Vereinigung gegen die Letzte Generation, ein schwerwiegender Vorwurf, doch die großen Solidaritätsbekundungen bleiben aus. Und im Juni verpasste die Gruppe den Einzug ins Europaparlament, sie bekam nur 0,3 Prozent der Wählerstimmen.

„Dass Menschen uns nicht gewählt haben, heißt nicht, dass wir unbeliebt sind, sondern dass die Menschen noch nicht den Schritt in den Protest geschafft haben“, sagt Carla Hinrichs in die Kamera ihres Laptops. Es ist der Montagabend nach der EU-Wahl, die Letzte Generation hat ihre Mitglieder zu einer Videokonferenz geladen. Zunächst erzählt eine Aktivistin aus Regensburg vom dortigen Hochwasser, dann reden die Sprecher:innen Theo Schnarr und Carla Hinrichs, zum Schluss Lina Johnsen. Sie war die Spitzenkandidatin für die EU-Wahl.

Alle drei lächeln viel, während sie sprechen oder einander zuhören, ihre Botschaft ist klar: Es ist zwar schade, dass der Einzug nicht geklappt hat, aber eigentlich war der Weg das Ziel und das Ganze trotzdem ein Erfolg. Mehr als 250 Menschen nehmen an der Videokonferenz teil. Wie die Zuschalteten darüber denken, erfährt man nicht: Nach einer Stunde ist Schluss, eine Möglichkeit für Fragen oder Anmerkungen gibt es nicht.

Fünf Tage später laufen am Potsdamer Platz in Berlin gut 50 Menschen in orangefarbenen Westen, ein Kamerteam und acht Polizist:innen durcheinander. Eine wuselige Szene, die sich plötzlich verschiebt: Wie auf ein unsichtbares Signal hin gehen die Menschen in den Westen auf die Straße. Sie

nutzen eine Rotphase der Ampel, um sich vor den fahrenden Autos zu positionieren, und laufen los, sehr langsam, sehr still. Die „ungehorsame Versammlung“, wie die Letzte Generation diese Aktionsform nennt, hat begonnen. Im Schneckentempo laufen die Aktivist:innen bis zur Friedrichstraße, die Polizei lässt sie weitgehend gewähren, obwohl die Demonstration nicht angemeldet ist.

„Die ungehorsamen Versammlungen sind als Aktionsform zwar weniger effizient, aber dafür anschlussfähiger als die Straßenblockaden“, erklärt Lina Johnsen beim Gespräch in einem Café in Berlin-Wedding. „Das ist wichtig für die Phase, in der wir uns jetzt als Organisation befinden, denn jetzt wollen wir eine Massenbewegung werden.“

Dass die Medien nun weniger berichteten, sei nicht schlimm, Aufmerksamkeit habe die Gruppe seit ihrer Gründung im Winter 2021/2022 genug be-

Auch aus der Bewegung selbst gab es viel Kritik

kommen. Jetzt gehe es um den Aufbau von Ortsgruppen, die bei der Letzten Generation „Widerstandsgruppen“ heißen, um das Organisieren von möglichst vielen Menschen.

Ein nachvollziehbares Ziel. Ob die Gruppe dabei erfolgreich sein wird, ist ungewiss. Einerseits haben gerade die Straßenblockaden dafür gesorgt, dass die Letzte Generation zum wohl unbeliebtesten Teil der Klimabewegung wurde, auch aus der Bewegung selbst gab es viel Kritik. Nicht nur an den Aktionsformen, auch an der Verfasstheit der Gruppe: Die Letzte Generation ist nicht basisdemokratisch, sondern hierarchisch organisiert. Die Mitglieder können Feedback zur Strategie geben, aber die Entscheidungen werden von einem kleinen Kreis an Aktivist:innen getroffen.

Andererseits gibt es wohl keine Klimaschutzgruppe in Deutschland, die offener für neue Mitglieder ist als die Letzte Generation, es gibt weder formelle noch informelle Aufnahmeverfahren. Kein Wunder, dass die Gruppe rapide gewachsen ist: War es zur Gründung nur eine Handvoll Aktivist:innen, seien es jetzt „zwei- bis dreitausend Menschen in etwa 70 Widerstandsgruppen“, sagt eine Sprecherin auf taz-Anfrage. Dabei ist es nicht ohne, Mitglied der Letzten Generation zu sein, vor al-

lem dann nicht, wenn man sich an den Straßenblockaden beteiligt hat.

Allein in Berlin finden derzeit fast täglich Gerichtsverhandlungen dazu statt. Manchmal sind es gleich mehrere, so wie an diesem Dienstag im Juni. Im Amtsgericht Moabit sitzt unter anderem eine junge Frau auf der Anklagebank, die im April 2023 an einer Straßenblockade am Kurfürstendamm teilgenommen hatte. Die orangefarbenen Hartplastiksitze der Zuschauerreihen in dem holzgetäfelten Gerichtssaal bleiben fast alle leer,

am vergangenen Mittwoch zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr und vier Monaten ohne Bewährung.

„Wir sind jetzt gerade in einer kritischen Phase“, sagt Lina Johnsen. „Natürlich fühlt es sich manchmal wie ein Kampf gegen Windmühlen an.“ Doch das bedeute nicht, dass die Gruppe es nicht schaffen könne, die notwendigen Veränderungen anzustoßen.

Die Letzte Generation bezieht sich in ihrer Strategie auf den „Movement Action Plan“, den der US-amerikanische Aktivist Bill Moyers in den 1980er Jah-

anderen Gruppen unterscheidet: „Wir haben einen Plan“ stand schon auf den ersten Plakaten und Flyern, die die Letzte Generation 2022 verteilte.

Das ist ein Versprechen – eines, das die Letzte Generation attraktiv macht. Gerade weil die Klimakrise so überwältigend scheint, sich viele angesichts dieser komplexen Katastrophe so plan- und machtlos fühlen.

Aber kann die Letzte Generation ihr Versprechen halten? Die Strategie, möglichst störende Mittel wie Straßenblockaden mit möglichst mehrheitsfähigen Forderungen wie der nach einem Tempolimit zu verbinden, um schnell erste Erfolge nachweisen zu können, ist gescheitert. Man könnte der Letzten Generation vorwerfen, dass sie darüber wenig spricht, wie auch über andere Fehler, weil das nicht passt in die Erzählung, einen Plan zu haben und auf dem richtigen Weg zu sein.

Man kann aber auch sagen: Die Letzte Generation und gerade die wenigen Mitglieder, die die Strategie vorgeben, das sind überwiegend junge Menschen, die gegen übermächtige Gegner kämpfen. Natürlich machen sie dabei Fehler, und auch im Umgang mit Fehlern machen sie Fehler.

Wer Lina Johnsen an diesem Vormittag im Café zuhört, der sitzt vor einer 26-Jährigen, die sich dazu entschieden hat, wirklich anzuerkennen, was die Klimakrise bedeutet und echte Konsequenzen für das eigene Leben daraus zu ziehen. Es gibt, gerade in Deutschland, nach wie vor nur wenige Menschen, die das tun. Und es gibt viele, die sehr viel mehr Lebenserfahrung haben als Johnsen und sich dennoch anders entscheiden.

Dass es mit dem Einzug ins EU-Parlament nicht geklappt hat, sei schade, sagt Johnsen. Man merkt ihr aber auch ein wenig Erleichterung darüber an, die nächsten fünf Jahre ihres Lebens nun nicht zu großen Teilen in den Parlamentsgebäuden in Brüssel verbringen zu müssen. Nach zwei Jahren Vollzeit-Aktivismus möchte sie jetzt ihren Master beginnen, aber weiter Aktivistin bei der Letzten Generation bleiben.

Hier, beim Gespräch auf einer schattigen Café-Terrasse, fühlt sich der Juni angenehm an. Aber Juni 2024, das sind auch 51 Grad in Neu-Delhi, mehr als 1.000 tote Pilger:innen auf dem Weg nach Mekka und Tourist:innen, die auf griechischen Inseln tot zusammenbrechen. Ganz gleich, was man von den Mitteln der Letzten Generation hält: Dass sie ihre Ziele erreicht, kann man sich angesichts dieser Realität nur wünschen.



Lina Johnsen wollte ins EU-Parlament
Foto: Ingmar Björn Nolting/laif

nur zwei Menschen aus der Prozessbegleitungsgruppe der Letzten Generation sind gekommen.

Die Verhandlung endet mit einer Einstellung gegen Geldauflage an eine gemeinnützige Organisation. „Eine Klima-Organisation möchte ich hier jetzt nicht so gern nehmen“, sagt die Richterin zur Frage, an wen die Spende gehen soll, „aber Tierschutz ist in Ordnung, denke ich“. Die meisten Verfahren gehen weniger glimpflich aus, meist gibt es Geldstrafen, die die Aktivist:innen selbst bezahlen müssen, manchmal auch Haft.

Nur die drastischsten Urteile werden mit Öffentlichkeitsarbeit und medialer Aufmerksamkeit begleitet, der Rest spielt sich weitgehend unbemerkt in den Gerichtssälen ab. So auch die Verurteilung eines führenden Mitglieds

entwickelte und der acht Phasen beschreibt, die gewaltfreie soziale Bewegungen typischerweise durchliefen. Laut Moyers folgt normalerweise ein oder zwei Jahre nach dem Start einer Bewegung, der mit großen Hoffnungen verknüpft war, eine Phase der Frustration. In dieser gingen die Aktivist:innen davon aus zu scheitern. Doch dem Modell zufolge beginnt in dieser Phase des vermeintlichen Scheiterns tatsächlich der Erfolg der Bewegung, weil ihre Forderungen von der Mehrheitsgesellschaft übernommen würden.

Durch den Bezug auf Moyers Theorie macht die Organisation klar, dass sie sich trotz der „kritischen Phase“ weiterhin auf dem richtigen Weg sieht, dass alles nach Plan läuft. Diese Gewissheit ist so etwas wie der Markenkern der Letzten Generation, das, was sie von

Ein Medley des Populismus



Donald Trump inszeniert sich auf dem Parteitag der Republikaner als emotional. Auf der Bühne steht er gemeinsam mit seiner Frau Melania und anderen Familienmitgliedern
Foto: Julia Nikhinson/ap

In seiner Rede auf dem Parteitag der Republikaner betont US-Präsidentenkandidat Donald Trump die Einheit, die Amerika jetzt brauche. Sich selbst mäßigen kommt dabei nicht infrage

Aus Milwaukee **Hansjürgen Mai**

Die Innenstadt von Milwaukee dürfte in der vergangenen Woche einer der sichersten Orte der Welt gewesen sein. Betonblöcke blockieren viele Straßen, Fahrzeuge werden in temporären Checkpoints auf Sprengstoff untersucht, und auf den Gewässern der Stadt patrouilliert die Küstenwache, immer mit dem Maschinengewehr im Anschlag.

Weniger als zwei Tage liegen zwischen dem Attentat auf Ex-US-Präsident Donald Trump und der Eröffnung des diesjährigen republikanischen Nominierungsparteitags in der Metropole am Michigansee. Die Sicherheitsvorkehrung, die schon vor den Schüssen auf den Spitzenkandidaten extrem hoch waren, wurden noch einmal verschärft.

Hunderte von Sicherheitskräften und Polizisten kontrollieren zu Fuß, auf Pferden oder per Fahrrad die unmittelbare Umgebung rund um die Arena, in der der Parteitag abgehalten wird. Trotz dieser fast schon apokalyptisch anmutenden Szenerie ist innerhalb der Arena von all dem nichts zu spüren. Anstelle von Sorgen und Tristesse ist die dortige Atmosphäre geprägt von Zuversicht und Optimismus.

„Gott hat seine Hand schützend über Donald Trump gehalten“, sagt die als Trump-Anhängerin und Verschwörungstheoretikerin bekannte Kongress-Abgeordnete Marjorie Taylor Greene. Es ist nur eine von mehreren Reden während des Parteitags, die Trumps Überleben einem göttlichen Akt zuschreiben.

Nach dem Attentat forderten sowohl Trump als auch der demokratische US-Präsident Joe Biden mehr nationale Einheit und weniger Schärfe in der politischen Diskussion. Vor seiner Rede hatte Trump in einem Interview mit dem *Washington Examiner* angekündigt, dass er das Thema „Unity“, zu

Deutsch „Einheit“, in seiner Rede stark betonen werde.

Und er versucht es – zumindest zeitweise.

„Bei dieser Wahl sollte es um die Probleme unseres Landes gehen und darum, wie wir Amerika wieder erfolgreich, sicher, frei und großartig machen können. In einer Zeit, in der unsere Politik uns allzu oft spaltet, ist es jetzt an der Zeit, sich daran zu erinnern, dass wir alle Mitbürger sind – wir sind eine Nation“, sagt Trump in den Anfangsminuten seiner Rede.

Doch gleich im nächsten Satz fordert er die Demokraten dazu auf, als Zeichen der Einheitsbemühungen sämtliche Strafverfahren gegen seine Person einzustellen. Geht es ihm also darum, eine gesplante Nation zu vereinen, oder ist es lediglich eine Taktik, um sich möglichen rechtlichen Konsequenzen zu entziehen?

Laut jüngsten Aussagen von Familienangehörigen und Vertrauten soll das Attentat Trump nachhaltig verändert haben. Sein Verhalten wurde als „emotional“, „gelassen“ oder „spirituell“ beschrieben. Während seines Auftritts kommt dies allerdings nur in einer Situation zum Vorschein.

Und zwar, als er seine Erinnerungen an das Attentat wiedergibt. Er erklärt, dass er dies nur ein einziges Mal tun werde, da es zu „schmerzhaft“ sei. Es sei sonniger Tag gewesen, die Stimmung sei gut gewesen und er habe über seine erfolgreiche Grenzpolitik gesprochen, als er von einer Kugel am rechten Ohr getroffen wurde. Er habe sich sofort ans Ohr gefasst, und dann sei alles voller Blut gewesen.

Trump spricht eine gute Viertelstunde über den Tag des Attentats und warum er seine rechte Faust in den Himmel streckte, bevor er vom Secret-Service-Agenten weggeführt wurde. „Ich sah besorgte Gesichter im Publikum, und ich wollte ihnen zeigen, dass

ich nicht tot bin.“ Das Bild von Trump mit gehobener Faust, Blut im Gesicht und die amerikanische Fahne im Hintergrund hat schon jetzt Kultstatus.

Der 78 Jahre alte Trump wird auch emotional, als er den Feuerhelm von Corey Comperatore küsst. Dieser kam als Einziger beim Attentat auf Trump ums Leben, als er von einer Kugel des Schützen im Kopf getroffen wurde.

Angst vor der Red Wave

Ob diese Emotionalität auch zukünftig ein Ziel im Wahlkampf sein wird und ob sein Versuch der Brückenbildung sich auf die gesamte republikanische Partei auswirkt, wird sich erst noch zeigen. Seine jüngsten Posts auf der von seiner eigenen Mediengruppe betriebenen Plattform Truth Social hören sich bereits wieder an, als wären sie vom alten Trump geschrieben worden. Und auch gut zwei Drittel der mehr als 90-minütigen Rede erinnern stark an den Trump, der seit mehr als acht Jahren die amerikanische und internationale Politik aufwirbelt.

In diesem Medley an populistischen Parolen ist von Wirtschaft über Migrationspolitik bis hin zu den Kriegen in der Ukraine und Gaza alles dabei. Die Lösung für all das? Trump im Weißen Haus. Und auch die Attacken gegen Biden und andere Demokraten bleiben trotz der Einheitsparolen nicht aus.

Dass Trump das Attentat fast unverletzt überlebt hat und immer mehr Demokraten fordern, Amtsinhaber Biden möge seine Kandidatur für das Präsidentenamt aufgeben, hat die Republikaner in der vergangenen Woche beflügelt.

Nahezu alle Gesprächspartner während des Parteitags geben an, dass Trump die Wahl bereits so gut wie gewonnen habe. Es sei egal, ob sein Widersacher nun Biden hieße oder nicht.



„Gott hat seine Hand schützend über Donald Trump gehalten“

Marjorie Taylor Greene, republikanische Kongress-Abgeordnete auf dem Parteitag der Republikaner über das Attentat auf US-Präsidentenkandidat Donald Trump

Sieht man sich die jüngsten Umfragergebnisse an, dann gibt es nur wenige Indikatoren, die diese Annahme widerlegen würden.

Manche halten die Demokraten sogar für so angeschlagen, dass sie vermuten, es könnte bei der Wahl im November zu einer „Red Wave“ (roten Welle) kommen. Was unter Anhängern der von Trump ins Leben gerufenen „Make America Great Again“ (Maga)-Bewegung pure Euphorie auslöst, schürt bei Millionen von anderen im Land Angst.

Eine zweite Amtszeit könnte laut Demokraten und Trump-Gegnern große Gefahren mit sich bringen. Vor allem Minderheiten, wie Mitglieder der LGBT-Community oder Migranten, aber auch Menschenrechts- und Klimaaktivisten fürchten sich vor den möglichen Auswirkungen einer erneuten Trump-Präsidentschaft.

Und es besteht durchaus Grund zur Sorge – man muss sich nur die Reden

auf dem diesjährigen Parteitag anhören. Migranten werden dabei als eines der großen Übel der amerikanischen Gesellschaft dargestellt. Sie seien unter anderem schuld an den vielen Gewalttaten im Land. Sollte Trump im November die Wahl gewinnen, dann hat er bereits versprochen, die „größte Massenabschiebung“ in der Geschichte der USA durchzuführen.

Die jüngsten Entscheidungen des amerikanischen Supreme Courts zeigen auch, dass die von Trump nominierten konservativen Richter nicht davor zurückschrecken, lang etablierte Rechtsgrundlagen infrage zu stellen. Das Ende des Rechts auf Abtreibung in den USA vor zwei Jahren könnte erst der Anfang gewesen sein.

Die Erweiterung von Waffengesetzen, die Schwächung der Umweltschutzbehörde EPA und die Entscheidung, dass US-Präsidenten für ihre offiziellen Amtshandlungen über eine fast uneingeschränkte Immunität verfügen, geben zu denken.

Mit allen Mitteln

Und als wäre das nicht schon genug, gibt es noch einen extremen Plan, der sich für eine Reformierung der US-Regierung unter konservativ-populistischen Gesichtspunkten einsetzt. Der Name dieses Plans ist „Project 2025“. Er wurde von Experten und ehemaligen Trump-Regierungsmitgliedern am konservativen Thinktank Heritage Foundation entworfen.

Er sieht vor, die Befugnisse diverser Bundesbehörden stark einzuschränken oder sie sogar komplett zu beseitigen und dafür die Macht der Exekutive, also des Präsidentenamts, drastisch auszuweiten.

Hinzu kommt, dass die politische Gesinnung von Regierungsbeamten bei deren Einstellung berücksichtigt wer-



„Jedes Lebewesen der Erde wird unter Trump leiden“

T. C. Boyle gilt als einer der wichtigsten Autoren der USA. Ein Gespräch über Trumps Faschismus, die Arbeiterklasse und Hoffnung wider alle Hoffnung

Interview **Stefan Hunglinger** und **Jan Pfaff**

wochentaz: Mister Boyle, in Pennsylvania verfehlte die Kugel eines Attentäters nur ganz knapp den Kopf von Donald Trump. Viele erwischten sich danach bei dem Gedanken: Ach, hätte er doch getroffen. Darf man sich Trumps Tod wünschen?

T. C. Boyle: Ich beantworte das mal sehr politisch: Er hat sich die Schüsse in Pennsylvania selbst zuzuschreiben. Die Republikaner sind die Partei der Waffennarren. Sie wollen überhaupt keine Kontrollen. Auch die Gesetze, die heute automatische Waffen noch beschränken, wollen sie abschaffen. Ich habe kürzlich ein Bild von Marjorie Taylor Greene und Lauren Boebert gepostet – zwei unserer noblen Kongressabgeordneten. Sie posieren darauf beide mit dem gleichen AR-15-Gewehr, das auch der Schütze benutzt hat. Und hat Trump nicht immer wieder zu politischer Gewalt aufgerufen? Und versucht, die Regierung zu stürzen, indem er einen Mob auf das Parlament losließ? Vielleicht bekommt er jetzt etwas von dem zurück, was er sich immer gewünscht hat.

viel vorstellen, aber nichts könnte beängstigender sein als das, was jetzt gerade passiert.

Wie könnte man Trump noch mit demokratischen Mitteln stoppen?

Indem ein Teil der Leute, die beim ersten Mal für ihn gestimmt haben, nun gegen ihn stimmt. Das Problem dabei ist das amerikanische Wahlsystem, das Electoral College. Meine Stimme hier in Kalifornien mit seinen 39 Millionen Einwohnern ist praktisch bedeutungslos. Die Stimme von jemandem in Ohio oder einem der Hinterwälderstaaten zählt tausendmal mehr als meine Stimme. Diese Staaten haben sehr viel weniger Einwohner, können aber überproportional viele Wahlleute entsenden. Die schlechtesten Präsidenten, die wir in letzter Zeit hatten – Bush und zuletzt Trump –, hatten keine echte Mehrheit. Die Rechten haben die Schwächen der Verfassung genutzt und sich den Obersten Gerichtshof zu eigen gemacht. Ich sehe keinen Ausweg – es sei denn, es erheben sich alle liberal gesinnten Menschen. Die Frauen haben

netter Schläger den Rest von uns kontrolliert.

Was ist mit den Trump-Wählern, die keine überzeugten Rassistens sind?

Sie gehen der Propaganda auf den Leim. Das war schon vor Trump so. Die Republikaner riefen: Weg mit Obamacare! Aber wenn es die von Obama durchgesetzte Krankenversicherung nicht mehr gäbe, wer würde dann zahlen, wenn Oma krank wird oder das Kind einen Unfall hatte? Sie wissen nicht, was gut für sie ist, und stimmen gegen ihre eigenen Interessen. Trump bietet auch eine Menge Show. Auch das kennen wir von faschistischen Regierungen in der Geschichte. Nach dem Attentat heißt es jetzt auch noch, dieser Typ sei von der Vorsehung bestimmt. Es ist fast wie eine religiöse Bewegung.

Was wäre in der zweiten Amtszeit Trumps anders?

Beim ersten Mal wollte er wiedergewählt werden. Doch jetzt hat ihm der Oberste Gerichtshof praktisch Straffreiheit in Aussicht gestellt. Es gibt nichts, wofür er als Präsident zur Rechenschaft gezogen werden kann. Für kein Verbrechen, nicht einmal für Mord. Er hat also freie Hand. Und er hat aus der ersten Amtszeit gelernt. Damals hatte er noch Menschen in seiner Regierung, die an die Demokratie, die Verfassung und die Gesetze glaubten. So etwas wird es nicht mehr geben. Das Ziel ist es, die Demokratie zu zerstören. Ich habe Nixon gehasst, ich habe Bush gehasst. Weil ihre Politik das Gegenteil von meiner ist. Aber wenigstens konnte man ihre Präsidentschaft überleben. Dies ist nun ein Griff nach der absoluten Macht.

Welche Fehler haben die Demokraten gemacht?

Wir Demokraten sind Narren. Wir glauben an Recht und Ordnung. Wir glauben an die Verfassung. Wir glauben an die Menschenrechte, die Rechte der Frauen, den Schutz der Umwelt, all das alberne Zeug, das nicht zählt. Alles, was zählt, sind Gewehre und Springerstiefel. Trump macht keinen Hehl daraus, dass er in seinen Reden Naziwendungen nutzt. „Sie vergiften unser Blut“, sagte er zum Beispiel über Migranten. Er sagt uns genau, was kommen wird: Die Presse wird unterdrückt werden. Alle Leute, die versucht haben, ihn für seine Verbrechen zu belangen, sollen verhaftet werden.

Haben Sie Angst?

Ja, schreckliche Angst.

Auch um Ihre Art zu leben und Ihre Arbeit?

Wenn diese Wahl vorbei ist, werde ich nicht mehr in der Lage sein, Interviews wie dieses zu geben. Es wird sicher eine Weile dauern, bis es so weit ist, aber irgendwann wird es so sein.

Auch Trump ist alt.

Ich bezweifle, dass Trump im Jahr 2028 dann abtreten wird. Er wird irgendeinen Grund finden, um als Präsident weiterzumachen. Und er wird ewig leben.

Ist Trump auch die Rache der Leute, die sich in den sogenannten Flyover-Staaten zurückgelassen fühlen?

Das ist sicher richtig. Wir bewegen uns in einer hoch technologisierten Welt, einer Welt, in der man eine Hochschulbildung braucht, um etwas zu erreichen. Und das lässt einen großen Teil der Bevölkerung zurück. Sie sind

wütend darüber. Sie sehen, wie Einwanderer kommen und ihnen Arbeitsplätze wegnehmen. Und hier stimme ich übrigens mit den Republikanern überein. Wir müssen die Grenzen schließen, wir brauchen legale Wege der Einwanderung.

Das lässt Linke aufhorchen ...

Ich bin der Typ, der 1995 „America“ geschrieben hat – der Roman ist ein Schrei nach Mitgefühl für alle Menschen. Und dennoch: Wir sollten keine illegale Einwanderung zulassen, weil sie die legale Einwanderung zu einem Witz macht. Doch welche Partei kümmert sich um die Arbeiter, welche Partei gibt ihnen höhere Löhne, welche Partei gibt ihnen soziale Sicherheit? Es sind die Demokraten. Die Arbeiter stimmen mit Trump gegen ihre eigenen Interessen.

Sie kommen selbst aus der Arbeiterklasse ...

Ja, und ich habe viel Zeit in der Sierra Nevada in einer Arbeitergemeinde verbracht. Ich liebe diese Menschen, sie lieben mich. Aber bei der Politik kommen wir nicht zusammen. Alles, was sie kennen, ist Fox News. Sie haben nichts anderes. Sie reisen nicht in andere Länder. Sie lesen nichts. Sie kennen nur die Propaganda, die ihnen eingetrichtert wird. Wir sind an einem Punkt angelangt, an dem es keine Fakten mehr gibt, nur noch Meinungen und Propaganda. All diese Faktoren sind ein wahres Hexengebräu für die Zukunft unserer Demokratien. Nicht nur der amerikanischen, sondern auch Ihrer. Wenn Trump wiedergewählt wird, wird jedes Lebewesen auf der Erde leiden, weil die USA sich dann von all den grünen Initiativen Bidens verabschieden werden.

Um die Klimakrise dreht sich auch Ihr Roman „Blue Skies“

Der amerikanische Beitrag zur globalen Erwärmung und die Umweltverschmutzung werden sich unter Trump locker verdoppeln. Und der Oberste Gerichtshof hat auch die Fähigkeit von Bundesbehörden eingeschränkt, gegen Umweltverschmutzer vorzugehen. Es wird heißer werden. Das Wasser wird stärker verschmutzt werden. All die bedrohten Geschöpfe, die wir zu retten versuchen, werden aussterben.

Wenn man jetzt sagt, das Rennen sei gelaufen, ist das nicht eine sich selbst erfüllende Prophezeiung? Es kann doch noch viel passieren bis November.

Eine schwierige Frage für einen Zyniker und Besserwisser wie mich. Ich meine, wir reden darüber, was passieren wird, wenn er die Wahl gewinnt. Aber ich muss Hoffnung haben. Und etwas, was mir Hoffnung gibt: Die Mehrheit der Amerikaner ist gegen Trump. Nur, ob das ausreicht, ihn von der Macht fernzuhalten?

Aufseiten der Demokraten werden die Stimmen immer lauter, die fordern, Biden gegen einen fitteren Kandidaten auszutauschen.

Ich hoffe, dass das passiert wird – und dass es bald passiert. Es gibt so viele großartige jüngere, energiegeladene Leute, die Trump schlagen könnten. Gretchen Whitmer, Gavin Newsom. In letzter Zeit gab es eine Menge Überraschungen, vielleicht wird es mal ein paar Überraschungen zu unseren Gunsten geben.

Tom Coraghessan Boyle, geboren 1946 in New York, lebt mit seiner Frau und drei Kindern in Kalifornien. Jüngst auf Deutsch erschienen: „I walk between the Raindrops. Stories“.

Foto: Lukas Schulze/ imago



den soll. Damit soll bewirkt werden, dass die Angestellten die Agenda des Präsidenten nicht untergraben.

„Es genügt nicht, dass Konservative Wahlen gewinnen. Wenn wir das Land aus dem Griff der radikalen Linken befreien wollen, brauchen wir sowohl ein Regierungsprogramm als auch die richtigen Leute, die bereit sind, dieses Programm am ersten Tag der nächsten konservativen Regierung umzusetzen“, heißt es auf der Webseite von Project 2025. Trump und sein Team haben sich in jüngster Zeit jedoch von diesen Plänen distanziert, da sie im Wahlkampf eine mögliche Bürde darstellen.

Sein Wahlkampfmanager Chris LaCivita erklärte am Rande des Parteitags, dass ihm das Project 2025 und die Leute, die dahinterstecken, ein Dorn im Auge seien. Er sagte am Donnerstag, es sei „kompletter Schwachsinn“, wenn Journalisten behaupten, dass die Autoren des Projekts oder deren politische Maßnahmen unter Trump Anwendung finden würden. Viele Republikaner und ehemalige Regierungsmitarbeiter, die sich in seiner ersten Amtszeit von ihm abgewandt oder ihn kritisiert haben, sorgen sich nun vor Trumps möglicher Rückkehr ins Weiße Haus.

Im vergangenen März sagte dieser: „2016 habe ich erklärt: Ich bin eure Stimme. Heute füge ich hinzu: Ich bin euer Krieger. Ich bin eure Gerechtigkeit. Und für diejenigen, denen Unrecht getan und die betrogen wurden, bin ich eure Vergeltung.“

Was genau er mit Vergeltung meint, das weiß niemand, doch Donald Trump hat spätestens mit seinem Verhalten nach der Wahlniederlage 2020 gezeigt, dass ihm alle Mittel recht sind, um an der Macht zu bleiben. Eine Rede, in der er versucht, versöhnlich zu klingen und nach einem Attentat seine Verletzlichkeit aufzuzeigen, reicht nicht, um die vergangenen acht Jahre ungeschehen zu machen

Noch ist Trump nicht zurück an der Macht. Ein Tyrannenmord wäre es nicht gewesen.

Aber wir haben große Angst, dass er zurückkommt. Biden ist einer der besten Präsidenten, die wir je hatten. Er hat uns aus dem Desaster geführt, in das Trumps erste Amtszeit uns stürzte. Aber er ist sehr alt, und es geht in der Debatte nur noch darum, wie er im Fernsehen wahrgenommen wird. Alles, was die Menschen sehen, ist ein alter Kerl, der im Fernsehen herumzappelt – und auf der anderen Seite den großen amerikanischen Helden. Trump mit seiner Faust in der Luft ist jetzt wie John Wayne, den nichts aufhalten kann.

Wirklich?

Ich hoffe, dass die Wähler ihn aufhalten werden, denn sonst sehen wir einer düsteren, faschistischen Zukunft für Amerika entgegen. Glauben Sie wirklich, dass der Typ, der versucht hat, die letzte Wahl für nichtig zu erklären, eine weitere überhaupt noch zulassen wird? Russische Soldaten schreiben Trumps Namen auf die Bomben, die sie über der Ukraine abwerfen. Weil sie wollen, dass er wieder an die Macht kommt. Er würde seinem Vorbild Putin erlauben, das Land komplett zu zerstören und es in einen Sklavenstaat zu verwandeln. Ich kann mir ja

uns bei den Halbzeitwahlen 2022 gerettet. Das war nach der Entscheidung des Obersten Gerichts, wonach der Staat darüber bestimmen dürfen soll, was eine Frau mit ihrem Körper machen darf.

Nach der Niederlage gegen Biden 2020 dachten wir, Trump sei als Politiker erledigt.

Nach dem Bierkellerputsch von 1923 dachten alle, Adolf Hitler sei erledigt. Aber er kam in den dreißiger Jahren zurück und gelangte mit legalen Mitteln ins Amt. Das ist genau das, was hier auch passieren könnte.

Was ist schiefgelaufen?

Trump geht mit Rassismus und Hass hausieren. Die USA haben sich in den vergangenen Jahrzehnten radikal verändert. Wir sind nicht länger eine überwiegend weiße, christliche Nation. Das ist für die weißen, christlichen Nationalisten beunruhigend. Deshalb unterstützen sie – egal, was passiert – Trump. Die Evangelikalen stehen hinter ihm. Trotz der Tatsache, dass niemand weniger christlich und evangelikal sein könnte als er. Es geht ihnen um ihre Agenda, die darin besteht, das Liberale zu zerschlagen, den Multikulturalismus zu zerstören und eine Art Apartheidstaat zu errichten, wo eine kleine Minderheit rechtsradikaler, bewaff-



Kersten Augustin
Materie

Freibadpopulismus – oder Deutschland säuft ab, weil es kein Seepferdchen hat

Das hier ist eine Sommerkolumne, der Autor ist nach Diktat abgetaucht – womit wir beim Thema wären: Es geht ums Freibad, ein Lieblingsthema der Deutschen und ihrer Journalisten. Jeden Sommer gibt es Texte, die in Nostalgie und gechlorten Jugenderinnerungen schwimmen wie die Pommies in der Mayonnaise. Dieser nicht.

Ich muss bei Freibädern nicht mehr an endlose Sommertage denken, sondern daran, dass Deutschland kaputt ist und was das wohl mit dem Aufstieg der Populisten zu tun hat. Und das kam so: Mein Sohn sollte schwimmen lernen. Nicht aus Spaß, sondern um zu überleben. Man liest öfter, viele Menschen seien heute frustriert, weil sie erkannt hätten, dass ihre Kinder es in Zukunft nicht besser haben werden als sie selbst. Ich verlange gar nicht so viel, ich möchte nur, dass mein Kind nicht ertrinkt und dass mir der Staat die dafür nötige Infrastruktur bereitstellt. Das ist leider nicht der Fall.

In der *failed city*, in der ich wohne, gibt es wenige funktionierende Schwimmbäder, Plätze im Schwimmkurs sind kaum zu bekommen. Vergangenen Sommer stellte ich mir den Wecker, um für meinen Sohn einen Platz in einem Seepferdchen-Kurs zu ergattern. Im Herbst bekam ich eine Mail, dass es in dem Schwimmbad einen Brand im Technikraum gegeben habe, das Bad geschlossen sei und der Kurs leider entfallen müsse.

Der Staat erfüllt seine basalste Aufgabe nicht: dass seine Bürger nicht ersaufen

Es gibt private Schwimmschulen, die sind teuer. Außerdem bin ich altmodisch; ich finde, dass die Fähigkeit der Bürger zu überleben etwas ist, das im ureigenen Interesse eines Staats liegen sollte. Es ist auch für die demografische Entwicklung förderlich, wenn Kinder schwimmen lernen, damit sie nicht ertrinken, bevor sie anfangen, Steuern zu zahlen oder alte Menschen zu pflegen. Der Staat scheint meine Ansicht nicht zu teilen, weshalb die DLRG darauf hinweist, dass jedes fünfte Kind zwischen sechs und zehn Jahren nicht schwimmen kann.

Nehmen wir drei Bäder im Radius meines Wohnorts: Eines hat den Saisonbeginn wegen Personalmangels verschoben, im zweiten ist das Schwimmerbecken geschlossen, die Rutsche wurde wegen Sicherheitsbedenken vom TÜV gesperrt; im dritten ist der Nichtschwimmerbereich marode und gesperrt. Im Einzugsbereich dieser drei Bäder leben mindestens 500.000 Menschen, die meisten ohne Garten oder Balkon, auf den man ein Planschbecken stellen könnte.

Wenn es heißt, die deutsche Infrastruktur sei marode, ist das abstrakt. Konkret heißt es: Der Staat erfüllt seine basalste Aufgabe nicht: dass seine Bürger nicht ersaufen. Wieso soll man noch Parteien der sogenannten Mitte wählen, die Milliarden für Aufrüstung bereitstellen, aber den eigenen Staat sturmreif schießen?

Dieser Satz war Ihnen jetzt bestimmt zu populistisch, und ich würde ja auch gern mein Mütchen kühlen, aber im Becken ist gerade kein Platz für mich.

Ich habe meinem Sohn dann selbst das Schwimmen beigebracht. Es hat Jahre gedauert. Da meine Autorität in der Familie schnell hinterfragt wird, führte jedes Training zu Tränen. Es war praktisch, dass wir ohnehin Badehosen trugen und nass im Gesicht waren.

An einem sonnigen Dienstag war es so weit. Nach der Schule fuhren wir ins Freibad, um endlich die Seepferdchen-Prüfung zu machen. Als wir ankamen, hing ein Schild am Zaun, das Bad sei wegen technischer Probleme geschlossen. Wir fuhren weiter, eine halbe Stunde zum nächsten geöffneten Bad. Die Kasse war nicht besetzt, man kommt nur noch rein, wenn man sein Ticket online kauft.

Doch dann, und jetzt kommt doch noch etwas Schwimmbadnostalgie, liefen wir barfuß über die Fliesen, die bereits Risse hatten, bis an den Beckenrand. Der Bademeister gab ein Zeichen. Mein Sohn sprang. Ich war so glücklich.

Evan Gershkovich verfolgt im Juni das Prozessgeschehen. Am Freitag erging nach nur zwei Tagen das Urteil: 16 Jahre Haft wegen Spionage
Foto: Uncredited/ap/dpa



16 Jahre Haft für Evan Gershkovich

Ein Gericht im russischen Jekaterinburg verurteilt den US-Journalisten wegen Spionage. Wird er jetzt ausgetauscht?

Aus Moskau Inna Hartwich

Der Richter braucht nur wenige Wörter, um das Unfassbare und doch Erwartete auszu drücken: „Des Verbrechens schuldig gesprochen. Verhängt wird eine Strafe von 16 Jahren in einer Strafkolonie strengen Regimes“, sagt Andrei Minejew im Saal Nummer 4 des Swerdlowsker Gebietsgerichts in Jekaterinburg. Evan Gershkovich, im grauen T-Shirt und mit einem Anhänger um den Hals, schaut ernst durch den Glaskäfig, wie sie üblich sind in russischen Gerichten. 16 Jahre weggesperrt, weil der 32-jährige Amerikaner seinen Job als Journalist machte, einen „hervorragenden Job“, wie seine Chefin beim *Wall Street Journal* immer wieder klarstellt. Spionage hatte ihm die russische Staatsanwalt-

schaft vorgeworfen und 18 Jahre Haft gefordert.

Wie Gershkovichs letzte Worte lauteten, ist nicht bekannt. Auch nicht, was der zuständige Staatsanwalt Mikael Osdojew in seinem Schlussplädoyer dem seit mehr als einem Jahr festgehaltenen US-Korrespondenten genau vorwarf. Über diesen Prozess hinter verschlossenen Türen in Jekaterinburg mehr als 1.800 Kilometer östlich von Moskau war an diesen zwei Verhandlungstagen kaum etwas bekannt. Außer der kafkaesken Vorgehensweise russischer Justiz.

Der Sohn sowjetischer Emigranten, der 2018 als Journalist nach Moskau kam, zunächst für die englischsprachige russische Zeitung *The Moscow Times* arbeitete und später zum US-Blatt *The Wall Street Journal* wechselte, soll „im Auftrag des amerikanischen Auslandsgeheimdienstes CIA geheime In-

formationen über Herstellung und Reparatur von Militärtechnik durch den Rüstungsbetrieb Uralwagonsawod gesammelt und dabei sorgfältige Methoden der Konspiration beachtet“ haben. So sagt es der russische Inlandsgeheimdienst FSB. Gershkovich bestritt jegliche Schuld.

„In flagranti“ will der FSB den Korrespondenten im März 2023 erwisch haben, als Gershkovich in der Millionenstadt Jekaterinburg und im zwei Zugstunden entfernten Nischni Tagil, wo mit Uralwagonsawod mit die wichtigste Panzerfabrik des Landes steht, in der Tat Informationen gesammelt hatte. Informationen, wie jede*r Journalist*in sie sammelt, wenn sie oder er zu einem Thema recherchiert. Auch nichtöffentliche Informationen sind dabei ein fester Bestandteil journalistischer Arbeit.

Russische Geheimdienste und die russische Regierung sehen das anders. Niemand soll das, was der russische Staat tut – zumal in Kriegszeiten – infrage stellen. Deshalb die Militärzensurgesetze und die Verfolgung von Berichterstatte*innen teils bis in die Wohnung. Die Festnahme Gershkovichs und der Vorwurf der Spionage, eines der schwersten Vergehen, das einem Ausländer vorgeworfen werden kann, zeigt brutal, dass in- wie ausländische Journalist*innen in Russland zum Freiwild für politische Zwecke geworden sind.

Evan Gershkovich wurde im vergangenen März zum Faustpfand des Kremls. Russlands Präsident Wladimir Putin erklärte im Februar 2024, die Geheimdienste beider Seiten verhandelten über die Bedingungen eines möglichen Gefangenenaustauschs. Russlands Außenminister Sergei Lawrow sagte erst vor wenigen Tagen, die Geheimdienste prüften, ob Gershkovich gegen einen anderen ausgetauscht werden könne. „Es gibt solche Kontakte“, sagte er auf einer Pressekonferenz am Mittwoch und verwies auf „unwiderlegbare Beweise“ gegen den US-Journalisten. Welche Beweise das sein sollen, sagte er nicht. Die Eile des Prozesses lässt sich wohl mit solchen vertraulichen Gesprächen erklären. Vor einem Austausch muss der Angeklagte erst verurteilt werden.

Ende Juni stand Gershkovich zum ersten Mal im Gerichtskäfig von Jekaterinburg, die Verhandlung sollte Mitte August fortgesetzt werden. Doch dann wurde der Prozess an diesem Donnerstag weitergeführt. Geladen war ein Zeuge. Nur 24 Stunden später fiel das Urteil. Selbst für russische Gerichte ist das schnell, der Vorwurf liegt schwer.

Russland liegt viel daran, den „Tergarten-Mörder“ freizupressen. Der FSB-Killer Wadim Krassikow hatte im August 2019 im Kleinen Tiergarten von Berlin den früheren georgisch-tschechischen Feldkommandeur Selimchan Changoschwili getötet. 2021 hatte das Berliner Kammergericht Krassikow zu lebenslanger Haft verurteilt. Der Generalbundesanwalt sah im Kreml den Drahtzieher für den Auftragsmord.

Lange Robe, viele Probleme



Zur Eröffnung des britischen Parlaments trat König Charles in prunkvoller Robe auf. Zwei kleine Pagen versuchten die Schleppe zurechtzurücken, kämpften aber mit deren Gewicht. Charles verscheuchte sie genervt. Ein bisschen weniger Prunk könnte die Nerven aller Beteiligten schonen und dem Staat Geld sparen, ihn vielleicht sogar ins aktuelle Jahrhundert katapultieren. Foto: Henry Nicholls/Pool Photo via ap

Kersten Augustin leitet das Inlandsressort der taz.

Interview **Anja Krüger**
und **Sabine am Orde**

wochentaz: Herr Laumann, Sie sind jetzt stellvertretender Bundesvorsitzender der CDU und sollen die soziale Flanke schließen. Wie wollen Sie das schaffen?

Karl-Josef Laumann: Es geht nicht darum, was ich soll. Ich halte das politisch für notwendig. Ich glaube, dass wir zurzeit die schlechteste Bundesregierung in unserer Geschichte haben. Die Union muss den vielen enttäuschten Wählern dieses Bündnisses ein gutes Politikangebot machen, damit sie im politischen Spektrum der Mitte bleiben. Dazu gehört auch ein überzeugendes Angebot für Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen. Dazu leiste ich meinen Beitrag innerhalb der CDU.

Glauben Sie, die Bürger und Bürgerinnen nehmen die CDU als soziale Partei wahr?

In Landstrichen, wo die CDU noch über 40 Prozent holt, wählen uns breiteste Bevölkerungsschichten. Ich bin jetzt seit 51 Jahren Mitglied der CDU, bei allen Wahlen hatte die CDU einen hohen Anteil an Arbeitnehmerinnen- und Arbeitnehmerstimmen, zuletzt sogar doppelt so viele wie die SPD. Es ist ja auch nicht so, dass die CDU die reichsten Wähler hat. Das sind die Grünen und dann kommt die FDP.

Die Union hat die Bundestagswahl 2021 auch deshalb verloren, weil sie als Partei der sozialen Kälte wahrgenommen wurde. Das ist Teil einer Analyse aus dem Konrad-Adenauer-Haus. Und da hatten Sie noch Armin Laschet und nicht Friedrich Merz an der Spitze.

Die vergangene Bundestagswahl war so, wie sie war. Nach der langen Amtszeit von Frau Merkel gab es eine nicht ganz geringe Stimmung in der CDU – ich gehöre nicht dazu – die etwas anderes wollte: konservativer, mehr CDU pur; was es alles für Sprüche gibt.

Dazu passt, dass die CDU soziale Themen nicht nach vorne stellt – oder wenn, dann wie bei der Vorstellung Ihres Papiers zum Bürgergeld. Dort hat Generalsekretär Carsten Linnemann das Thema Totalverweigerer samt scharfen Sanktionen stark gemacht ...

Bei Totalverweigerern sind scharfe Sanktionen durchaus richtig. Auch wenn es nur ganz wenige Grundsicherungsempfänger betrifft.

Aber ist das das entscheidende Thema beim Bürgergeld? Das ging so, bis Sie auf der Pressekonferenz richtigerweise gesagt haben: Davon gibt es doch gar nicht so viele.

Es geht nicht darum Menschen zu bestrafen, es geht darum sie zur Arbeit zu befähigen. Hier muss der Staat Hilfe zur Selbsthilfe leisten. Sonst sehe ich die Gefahr, dass die Bereitschaft zur Solidarität in der Bevölkerung kippt.

Welche Themen müsste die CDU in den Vordergrund stellen?

Zum Beispiel die Höhe der Tarifbindung. In der sozialen Marktwirtschaft werden die Löhne weder vom Staat noch vom einzelnen Arbeitgeber festgelegt, sondern von den Sozialpartnern ausgehandelt. Dass wir nur noch eine Tarifbindung von etwa 50 Prozent haben, ist nicht gut.

Was wollen Sie tun, um das zu verbessern?

Tarifverträge gehören zur DNA der sozialen Marktwirtschaft. Ich finde schon, dass die CDU darüber positiver reden könnte. Wir wollen die Tarifbindung stärken, indem wir die Allgemeinverbindlichkeit von Tarifverträgen erhöhen oder die Vergabe öffentlicher Aufträge an die Tarifbindung knüpfen.

Die Ampel will ein Tariftrüegesetz einführen, das die Vergabe öffentlicher Aufträge von einer Tarifbindung abhängig macht.

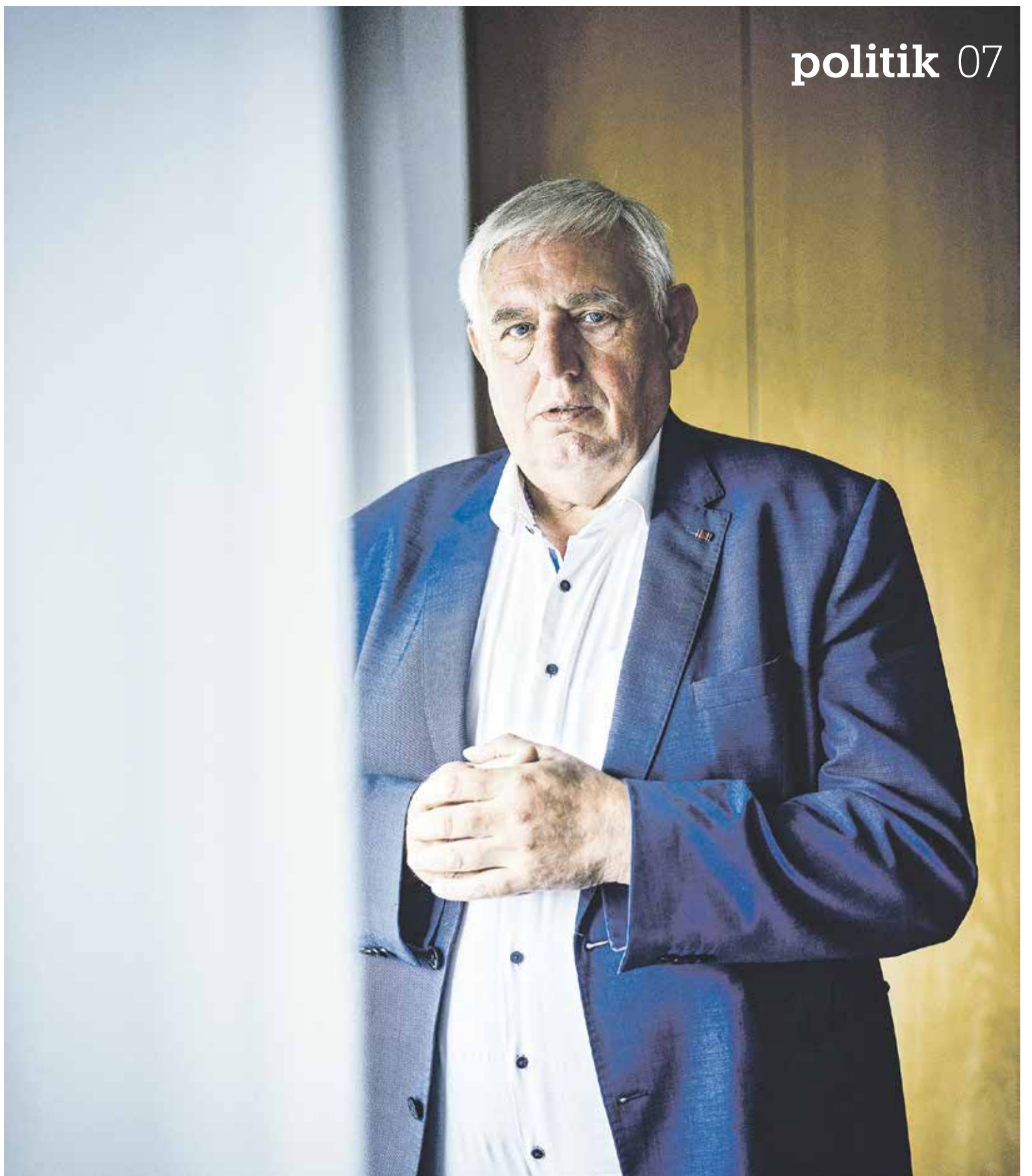
Das haben sie versprochen, aber da wird nichts mehr kommen. Ich werde in Nordrhein-Westfalen ein Tariftrüegesetz für Vergaben des Landes machen. Der Ministerpräsident will auch, dass das kommt. Wir werden uns dabei auf die Entgeltfrage konzentrieren.

Heißt was genau?

Dass das Unternehmen garantiert, dass es für diesen Auftrag des Landes die Arbeitnehmer tariflich entlohnt. Das einzige Problem, was wir noch nicht gelöst haben, ist: Wie kontrollierst du das?

Karl-Josef Laumann,
67, ist Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales in Nordrhein-Westfalen, Vize-Chef der CDU und Vorsitzender der CDA, des Sozialflügels der Partei. Er ist gelernter Schlosser und seit seiner Ausbildung Mitglied in der IG Metall.

Foto: Michael Englert



„Die CDU hat nicht die reichsten Wähler“

Der Arbeitsminister von NRW, Karl-Josef Laumann, ist Vorsitzender des Sozialflügels der CDU. Ein Gespräch über Bürgergeld, Rente und darüber, ob die CDU eine soziale Partei ist

Sie fordern, dass die Union bei einer Regierungsbeteiligung im Bund das Sozialressort besetzen sollte. Ihr Parteichef Friedrich Merz dagegen will das Wirtschafts- und das Arbeits- und Sozialministerium zusammenlegen. Ist das eine gute Idee?

Nein.

Warum nicht?

Weil wir das schon mal hatten ...

Mit SPD-Superminister Wolfgang Clement im rot-grünen Kabinett von Gerhard Schröder.

Genau. Und das war nicht der Hit.

Sie lehnen die Rentenreform der Ampel ab. Wie wollen Sie die gesetzliche Rente absichern – jenseits einer Anpassung des Renteneintritts an die Lebenserwartung, wie es im Grundsatzprogramm steht?

Wer ein Leben lang gut gearbeitet hat, muss eine Rente haben, von der man leben kann. Und da reicht kein schöner Spruch, sondern nach meiner Meinung gibt es keine Spielräume beim Rentenniveau.

Aber das ist in Ihrer Partei, sehr vorsichtig formuliert, nicht unumstritten.

Stimmt. Aber wenn es das wäre, hätte ich ja nicht als stellvertretender Bundesvorsitzender kandidieren müssen.

Wie würde also Ihre Rentenreform aussehen?

Da sind die Antworten gar nicht so einfach. Wenn man unter die Riesterrente einen Strich macht, haben die ers-

tens viel zu wenige und zweitens oft die Verkehrten. Also die, die wahrscheinlich ohnehin nicht von Altersarmut betroffen sind. Letztlich hat hauptsächlich die Versicherungswirtschaft an Riester verdient. Das müssen wir künftig besser machen. Wir wollen künftig die betriebliche Altersvorsorge und auch die private Altersvorsorge stärken. Ich bin zudem sehr dafür, dass Leute Eigentum haben sollten, sei es ein Haus, Aktien oder ein Altersvorsorgeprodukt. Eigentum hält Menschen in der politischen Mitte und kann auch Altersvorsorge sein. Wenn wir eine verpflichtende Vorsorge einführen, muss man die Frage beantworten: Wie finanziert du das für die, die es aus eigener Kraft nicht können?

Und wie wollen Sie das finanzieren? Laut CDU-Grundsatzprogramm soll es eine Pflicht zur kapitalgedeckten Vorsorge für alle geben, also auch für Menschen, die wenig verdienen.

Da werden sich die Arbeitgeber finanziell engagieren müssen. Und vor allen Dingen muss der Staat seine Förderung auf die untersten Einkommenschichten konzentrieren.

Viele Leute haben Angst vor dem Umbau der Industrie hin zu einer klimaneutralen Wirtschaft, sie fürchten um ihre Jobs und ihren Wohlstand. Wie ist Ihre Antwort darauf?

Das ist ein ganz wichtiges Thema für die CDU. Wir müssen eine Antwort haben auf die Frage: Wie bekommen

wir CO₂-Neutralität hin, ohne unsere energieintensive Wirtschaft zu verlieren? Gleichzeitig wollen wir wegen des Krieges in der Ukraine und unseres geänderten Verhältnisses zu Russland bei den Lieferketten resilienter werden. Deshalb dürfen wir uns bei den energieintensiven Produkten nicht abhängig machen von Ländern außerhalb Europas. Und außerdem verdienen unsere Kollegen in diesen Industrien gutes Geld.

Und wie wollen Sie das lösen? Ist der Industriestrompreis eine Antwort?

Nein. Wenn du mit der Kapitalseite redest, dann sagen die: Wir werden nicht Millionen investieren, weil es Subventionen gibt. Wenn der Energiepreis von Subventionen abhängt, gehen wir in Länder, wo es ohne Subventionen geht. Außerdem: Wer soll das Geld für die Subvention aufbringen?

Was ist Ihre Lösung?

Die habe ich auch nicht. In der Marktwirtschaft heißt das, dass der Energiebereich verbreitert werden muss. Zum Beispiel war das Abschalten der Kernkraft eine große Dummheit.

Sie geben im September den Vorsitz der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft, kurz CDA, nach fast 20 Jahren ab. In dieser Zeit hat der arbeitgebernahe Wirtschaftsflügel im Gegensatz zu ihrem Sozialflügel in der CDU deutlich an Einfluss gewonnen. Woran liegt das?

Die Union hat sich über die Zeit schwer verändert. Als ich jung war, in den 70er Jahren, war die Junge Union sehr sozial eingestellt. Das lag auch daran, dass viele Mitglieder aus der kirchlichen Jugendarbeit kamen. Nach der Wiedervereinigung hatten wir eine hohe Arbeitslosigkeit. Das hat eine ganze Generation in der CDU wirtschaftspolitisch sehr geprägt, die steht jetzt in der Mitte. Auch in der Bundestagsfraktion ist nur noch ein Viertel der Abgeordneten Mitglied der Arbeitnehmergruppe. Das sehe ich mit großer Sorge.

Wie könnte die CDA wieder gestärkt werden?

In einer Zeit, in der die Säkularisierung in der Bevölkerung sehr stark ist, ist es nicht einfach, für die christliche Soziallehre zu werben, deren Grundpfeiler Eigenverantwortung und Solidarität sind.

Fühlen Sie sich manchmal isoliert in der CDU-Spitze? Da dominiert – zuvorderst mit Friedrich Merz und Carsten Linnemann – der Wirtschaftsflügel.

Ach, das würde ich nicht sagen. Weil jemand aus dem Wirtschaftsflügel kommt, heißt das ja nicht, dass er kein Verständnis dafür hat, dass die CDU auch eine Arbeitnehmerpartei sein muss. Egal, wer die Partei führt: Jeder weiß, dass die CDU nur eine Kanzlerpartei ist, wenn sie Volkspartei bleibt.



Der ukrainische Gewichtheber Oleksander Pjelijeschenko wurde mit 30 Jahren an der Front getötet. Foto: Larry W. Smith/picture alliance

Oleksander Pjelijeschenko, 30

Auf den rechten Bizeps hatte sich der ukrainische Gewichtheber Oleksandr Pjelijeschenko die olympischen Ringe und die Zahl 2016 tätowieren lassen – die Erinnerung an einen seiner größten Erfolge und gleichzeitig seine größte Niederlage, wie er selbst sagte. Bei den Olympischen Spielen 2016 in Rio de Janeiro belegte der Sportler den vierten Platz – er stemmte fünf Kilo weniger als der Bronzemedailengewinner. Pjelijeschenko reagierte unerschütterlich: „Ich werde weitermachen.“ Doch er konnte seine Pläne nicht verwirklichen. Der Krieg brach in sein sportliches Leben ein, wie auch in das anderer Ukrainer:innen.

Pjelijeschenko wurde 1994 im Gebiet Luhansk geboren. Als er 20 Jahre alt war, fiel Russland zum ersten Mal in die Ukraine ein und versuchte, seine Heimat zu besetzen. Zu dieser Zeit war er bereits sportlich aktiv und entschied sich für das Gewichtheben. Der Cheftrainer der ukrainischen Herren-Nationalmannschaft, Mykhaylo Matsyokha, holte Oleksandr zum Trainieren in die westukrainischen Region Chmelnyzkyj.

Von 2015 bis 2017 nahm der Athlet aktiv an internationalen Wettkämpfen teil und erhielt die Auszeichnung „Ehrenmeister des Sports“ in der Ukraine. Er nahm an der Weltmeisterschaft im Gewichtheben teil, wo er den vierten Platz belegte, wurde zweimal Europameister in der Gewichtsklasse bis 85 Kilogramm und nahm schließlich an den Olympischen Spielen in Rio teil.

Aufgrund eines positiven Dopingtests wurde er 2018 für acht Jahre von Wettkämpfen ausgeschlossen. Den Sport gab er deshalb nicht auf. Er wurde Trainer. Einer seiner Schüler wurde 2021 Juniorenweltmeister im Modernen Fünfkampf.

Gleich nach Beginn der russischen Invasion bestieg Pjelijeschenko im März 2022 den höchsten Berg der Ukraine, den 2.061 Meter hohen Howerla, und stemmte dort eine 110 Kilogramm schwere Hantel. Damit wollte er nicht nur einen ukrainischen Rekord aufstellen, sondern auch den Geist der Ukrainer:innen wecken: „Wenn wir den Krieg gegen die Besatzer gewinnen, werden wir sicher noch viele weitere Rekorde für unser Land aufstellen.“

Nur wenige Monate später schloss er sich den ukrainischen Streitkräften an. „Ich habe mir diesen Beruf nicht ausgesucht, aber unsere Ukraine braucht Hilfe, die Hilfe von uns allen. Wir sind ein starkes Land, und wir werden noch stärker werden“, schrieb Pjelijeschenko über seine Entscheidung, der Armee beizutreten. Wenige Monate nach der Mobilisierung hatte der Sportler 13 Kilo abgenommen und schrieb darüber: „Ich hätte nicht gedacht, dass sich alles so verändern würde. Für ein freies Land muss man bis zum Ende kämpfen. Nach dem Sieg werde ich wieder trainieren und in Form kommen.“

Der Gewichtheber träumte davon, in den Profisport zurückzukehren. Doch zunächst wollte er die blau-gelbe Fahne bei der Parade zum Sieg der Ukraine im Krieg hissen. Am 5. Mai 2024 endete das Leben des 30-jährigen ukrainischen Sportlers – er starb an der Front während eines Kampfeinsatzes.



Der ukrainische Radsportler Andriy Kutsenko wurde mit 34 Jahren an der Front getötet. Foto: Nicola/Wikimedia Commons, CC-by-sa 4.0

Andriy Kutsenko, 34

Der ukrainische Radsportler Andriy Kutsenko wurde in der Kleinstadt Schowkwa in der Region Lwiw geboren. Während seiner Schulzeit begann er sich für den Radsport zu interessieren, doch schließlich den größten Teil seines Lebens widmete er dem Sport. Der Radsport wurde für ihn mehr als nur ein Hobby. Die zunehmenden Erfolge brachten Kutsenko dazu, sich für eine Sportkarriere zu entscheiden. Im Jahr 2006 wurde er erstmals für das ukrainische Nationalteam nominiert. Im darauffolgenden Jahr trat er in die Sportfakultät der Staatlichen Iwan-Boberskij-Universität für Körperkultur und Sport in Lwiw ein, wo er fünf Jahre lang studierte. Nach

Sie fehlen

Seit Beginn des Krieges in der Ukraine sind 462 ukrainische Sportler:innen und Trainer:innen getötet worden. Einige von ihnen hatten den Traum, bei den Olympischen Spielen in Paris dabei zu sein

Von Anastasia Magasowa

Das ukrainische Sportkomitee hat die Website „Engel des Sports“ eingerichtet, auf der regelmäßig die Geschichten ukrainischer Sportler:innen veröffentlicht werden, die im russisch-ukrainischen Krieg ums Leben gekommen sind. Bisher sind

es 462 ukrainische Sportler:innen und Trainer:innen. Darüber hinaus wurden nach Angaben des ukrainischen Ministeriums für Jugend und Sport mehr als 500 Sporteinrichtungen im Land zerstört. Mehr als 3.000 ukrainische Sportler:innen kämpfen derzeit als Teil der ukrainischen Verteidigungskräfte für ihr Land.



Die ukrainische Trampolinturnerin Anastasia Ihnatenko wurde gemeinsam mit ihrem Mann Dmytro und ihrem Sohn Makar bei einem russischen Raketenangriff auf Dnipro getötet. Foto: Valerii Onuchyn/Marcus Kinzer

Anastasia Ihnatenko, 27

Die ukrainische Sportlerin Anastasia Ihnatenko widmete 23 Jahre ihres Lebens dem Trampolinturnen. Sie gewann zunächst Medaillen bei nationalen Wettbewerben, später erhielt sie in der Ukraine die Auszeichnung „Meisterin des Sports“.

Anastasia Ihnatenko wurde in der Kleinstadt Tokaj in der südukrainischen Region Saporischschja geboren, die heute unter russischer Besatzung steht. Im Alter von vier Jahren begann Ihnatenko mit dem Turnen. Anfangs nahm sie ein paar Mal in der Woche Unterricht, später trainierte sie täglich mehrere Stunden. Als sie die Schule verließ, wusste sie bereits, dass sie Profisportlerin werden wollte.

nem Abschluss war er vertraglich an der Sommersport-
schule und am Sportstützpunkt des ukrainischen Ver-
teidigungsministeriums angestellt.

Zehn Jahre lang, bis 2016, vertrat Andrij Kutsenko
die Ukraine als Mitglied der Nationalmannschaft
bei verschiedenen internationalen Turnieren,
bei denen er Preise und Medaillen gewann. Er
wurde mehrmals ukrainischer Meister und
nahm an Europa- und Weltmeisterschaf-
ten teil. Er erhielt den Titel „Sportmeister
der Internationalen Klasse“ der Ukraine.
Ein Freund von Andrij Kutsenko, der

Eine Petition will
erreichen, dass
Andrij Kutsenko
posthum der Titel
„Held der Ukraine“
verliehen wird

Direktor des Lwiwer Radsportverbandes, Ro-
man Seliwestrow, erinnert sich, wie sie in ihrer
Jugend oft zusammen in Sportcamps auf der Krim
waren, an Wettkämpfen auf der Lwiwer Radrennbahn
oder an Straßenrennen in Polen teilnahmen: „Andrij hat
immer Ratschläge gegeben, was und wie man es besser
machen könnte, denn er hatte viel Erfahrung im Rad-
sport. Er hat sich nie geweigert zu helfen“, erklärte Seli-
westrow auf Facebook.

Als Russland in die Ukraine einmarschierte, lebte der
Radsportler Kutsenko mit seiner Familie bereits mehrere
Jahre in Italien. Nachdem er von der russischen Offensi-
ve erfuhr, kehrte er in die Ukraine zurück und meldete
sich freiwillig bei den ukrainischen Streitkräften. Wäh-
rend dieser Zeit nahm er aktiv an Kämpfen an verschie-
denen Frontabschnitten teil. Nach zweijährigem Einsatz
zur Verteidigung des Landes wurde er Anfang Juli 2024
als Mitglied der 47. separaten mechanisierten Brigade
„Magura“ im Kampf getötet.

Seliwestrow hat eine Petition initiiert, um Andrij Kut-
senko posthum den Titel eines Helden der Ukraine zu
verleihen, und sammelt nun Unterschriften für die Pe-
tition, die dem Präsidenten der Ukraine zur Prüfung vor-
gelegt werden soll. „Ich bin sicher, dass Andrij diesen Ti-
tel verdient hat“, sagt Seliwestrow.

wollte. „Ohne Sport konnte sie nicht leben, also zog sie in
die Stadt Dnipro und schrieb sich am Sportinstitut von
Dnipro ein, um sich auf das Trampolinturnen zu spe-
zialisieren“, erinnert sich Ihnatenkos Vater Oleksij.

Neben ihrem Studium nahm sie an verschie-
denen Wettbewerben auf regionaler und nati-
onaler Ebene teil und gewann.

Ihnatenkos Lehrer und Trainer erinnern
sich an sie als eine talentierte und vielver-
sprechende Athletin, die die Sporthalle
nicht verlassen wollte, bevor sie eine
Bewegung wirklich erfolgreich gelernt
hatte.

Später wurde Ihnatenko selbst Trai-
nerin und trainierte Kinder im Alter
von 4 bis 15 Jahren. Unter ihren Schü-
ler:innen waren mehrere Meister:innen
und Preisträger:innen regionaler
Wettbewerbe im akrobatischen Bahn-
springen und Finalist:innen gesamt-
ukrainischer Wettbewerbe. Ihnatenko
war außerdem noch Kampfrichterin bei
verschiedenen nationalen Wettkämpfen.

Als die russische Invasion in der Ukra-
ine begann, floh Ihnatenko im März 2022
mit ihrem kleinen Sohn nach Polen, kehrte
aber schon einige Monate später in die Ukra-
ine zurück.

Im Januar 2023 wurde das Leben der ukraini-
schen Sportlerin auf tragische Weise beendet, als eine
russische Kh-22-Rakete in ein neunstöckiges Wohnhaus
im Zentrum von Dnipro einschlug. Erst eine Woche zu-
vor hatten Ihnatenko, ihr Mann Dmytro und ihr ander-
thalbjähriger Sohn Makar eine Wohnung im siebten Stock
dieses Hauses bezogen.

Bei dem Angriff wurden 46 Menschen getötet, darun-
ter 6 Kinder, 11 weitere werden vermisst. Anastasia Igna-
tenkos Vater hatte Mühe, die sterblichen Überreste seiner
Tochter und seines Schwiegersohns zu identifizieren,
und von seinem kleinen Enkel blieb nichts übrig, sodass
er immer noch als vermisst gilt.

„Acht Jahre lang war Anastasia ein Teil unseres Klubs,
eine aufmerksame Trainerin, Pädagogin und Richterin
der nationalen Kategorie. Sie wurde nicht nur in Dnipro,
sondern in der ganzen Ukraine respektiert und geliebt“,
erinnert sich Dmytro Hak, der Leiter des Klubs von Ihna-
tenko, in den sozialen Medien an seine Kollegin.

Er betont, dass sie über ein großes Potenzial verfügte,
da sie nie nur bei dem stehen geblieben sei, was sie er-
reicht habe, sondern immer danach gestrebt habe, sich
weiterzuentwickeln.



Sie war eine
Hoffnung im
Gewichtheben
für die Ukraine:
Alina Perehu-
dowa
Foto: Henry
Romero/reuters

Alina Perehudowa, 14

Trotz ihres jungen Alters konnte Alina Perehu-
dowa bereits beachtliche Erfolge im ukraini-
schen Sport erzielen, und ihr wurde eine große
Zukunft im Gewichtheben vorausgesagt.

Die ukrainische Sportlerin ist in Mariupol in der Re-
gion Donezk geboren und aufgewachsen. Sie war Schü-
lerin der regionalen Spezialsportschule für Kinder und
Jugendliche der Olympischen Reserve im Gewichtheben
und Schülerin der Serhij-Bubka-Spezialsportschule in der
Region Donezk, die sich in der Stadt Bachmut befand.

Im Jahr 2021 gewann Perehudowa die ukrainische
Meisterschaft im Gewichtheben bei den Athletinnen un-
ter 17 Jahren in der Gewichtsklasse bis 40 Kilogramm. Die

junge Sportlerin war eine Kandidatin für die National-
mannschaft der Ukraine. Das Mädchen erfüllte die Norm
für den Titel der „Meisterin des Sports“ im Alter von
13 Jahren, aber nach ukrainischem Recht konnte sie
diesen Titel offiziell erst im Alter von 14 Jahren er-
langen. Perehudowa nächstes Ziel war die Teil-
nahme an der Europameisterschaft 2023, auf
die sie sich vorbereitete und bei der sie ihren
ersten internationalen Sieg erringen wollte.

Alina Perehudowa
und ihre Mutter
wurden bei einer
Explosion von
Granatsplittern
getroffen und waren
sofort tot. Ihr Bruder
lief zu ihnen und
wurde von einem
Scharfschützen getötet

Am Tag der russischen Invasion war sie in der
Schule in Bachmut und sollte am 25. Februar 2022 auf
dem Weg ins Trainingscamp sein. Die Lehrer der Schule
schickten die Schüler nach Hause zu ihren Eltern. Trai-
ner Ihor Obuchow erzählte ukrainischen Medien, er habe
Alina an diesem Tag am Busbahnhof getroffen. Sie war
verwirrt und konnte sich nicht entscheiden, wohin sie
gehen sollte – nach Mariupol oder nach Kyjiw. Ihre Mut-
ter, ihr Bruder und ihre Großmutter lebten in Mariupol,
ihre andere Großmutter in Kyjiw. Schließlich entschied
sie sich für Mariupol, das bereits regelmäßig bombar-
diert wurde.

Zwei Monate später wurde das Leben einer hoffnungs-
vollen 14-jährigen ukrainischen Gewichtheberin be-
endet. Sie und ihre Mutter verließen das Haus, als sich
die Explosion ereignete. Beide wurden von Granatsplit-
tern getroffen und waren sofort tot. Perehudowa's Bru-
der lief zu ihnen auf die Straße und wurde von der Kugel
eines Scharfschützen getötet. Das Schicksal der Groß-
mutter ist unbekannt.

„Alina Perehudowa strebte nach Siegen auf höchstem
Niveau. Aber dann kam Russland und hat sie von dieser
Zukunft befreit“, kommentierte der Stadtrat von Mari-
upol den Tod der ukrainischen Sportlerin.



Der ukrai-
sche Zehn-
kämpfer
Wolodymyr
Androsch-
tschuk wurde
mit 22 Jahren
an der Front
getötet
Foto: Valentyn
Ogirenko/
reuters

Wolodymyr Androschtschuk, 22

Der ukrainische Leichtathlet Wolodymyr An-
droschtschuk träumte davon, die Ukraine bei
den Olympischen Spielen 2024 in Frankreich
zu vertreten. In der Sportwelt wurde er als die
Hoffnung der ukrainischen Leichtathletik bezeichnet.

Androschtschuk wurde in einem kleinen Dorf in der
westukrainischen Region Chmelnyzkyj geboren, wo er
auch zur Schule ging.

Schon als Kind begeisterte er sich für den Sport und
feierte Erfolge. Er beschloss, seine Zukunft dem Sport zu
widmen. Als Androschtschuk die Mittelschule abschloss,
zog seine Familie in die Region Kyjiw. Dort, in der Stadt

Browary, besuchte er eine Sporthochschule und begann
nach seinem Abschluss ein Studium an der Nationalen
Landwirtschaftlichen Universität in Lwiw. Während des
Studiums betrieb er weiterhin Sport. Die Universität
erkannte sein sportliches Talent, und er erhielt eine
Urkunde als „Bester Studentensportler“.

Bei der U18-Leichtathletik-Europameister-
schaft 2018 war Wolodymyr Androschtschuk
für die ukrainische Nationalmannschaft am
Start. Damals konnte er jedoch keine Me-

„Warum hat man
ihm so wenig
Zeit gegeben?“

Ljudmila Androschtschuk
über ihren jüngeren Bruder
Wolodymyr

daille gewinnen. Im darauffolgenden Jahr
gewann er den Zehnkampf bei den ukrai-
nischen U20-Meisterschaften. Darüber hinaus
vertrat er die Ukraine mehrfach bei verschie-
denen internationalen Wettkämpfen und gewann
Medaillen bei den Ukrainischen Leichtathletik-
meisterschaften. Im Jahr 2020 vertrat er die Ukra-
ine bei den U20-Europameisterschaften im Modernen
Fünfkampf und belegte den sechsten Platz.

Der junge Sportler träumte davon, die Ukraine in Paris
2024 zu vertreten und bereitete sich darauf vor. Doch als
die russische Invasion begann, beendete er seine Sport-
karriere und meldete sich freiwillig zur Armee. Er unter-
zeichnete einen Vertrag mit den ukrainischen Streitkräf-
ten und trat in die 95. Luftlandebrigade ein.

Im Januar 2023 wurde Androschtschuk bei einem An-
griff auf Stellungen der russischen Armee in der Region
Donezk getötet. Der 22-Jährige erlitt eine tödliche Gra-
natsplitterwunde am Kopf.

„Er war immer mutig und tapfer, saß nie still. Er hatte
einen starken Charakter und hatte es immer eilig, ir-
gendwo hinzukommen, eilig, zu leben ... Er wollte in die
Sturmbrigade, um vorne zu sein. Und dort ist er auch an-
gekommen. Seine Lieblingssprüche waren „Vorwärts, vor-
wärts!“, erinnert sich Ljudmila Androschtschuk auf Fa-
cebook an ihren jüngeren Bruder und fügt hinzu: „Wa-
rum hat man ihm so wenig Zeit gegeben? Er sollte noch
leben und leben. So viele Pläne für die Zukunft, die nie
verwirklicht werden.“



Vor den Mauern eines Camps für Geflüchtete in Griechenland: NGOs versuchen Menschen medizinisch zu versorgen
Foto: Laurenz Paas

Hilfe lässt auf sich warten

In griechischen Camps für Geflüchtete ist die Situation gerade besonders angespannt. Laut NGOs und Asylsuchenden fehlt es seit Juli an medizinischer Versorgung. Die zuständige Organisation bittet um Nachsicht

Von Joscha Frahm

Ausbrüche von Krätze, die wochenlang ignoriert werden, Krankenwagen, die mehrere Stunden zum Einsatzort brauchen – immer wieder dringen Horrorgeschichten wie diese aus griechischen Geflüchtetenlagern, in denen Tausende Menschen leben. Seit Anfang Juli hat sich die Situation der medizinischen Versorgung in vielen Camps offenbar noch verschärft. Der griechische Gesundheitsdienst EODY beendete Ende Juni alle medizinischen Maßnahmen vor Ort. Der Grund: Das EU-finanzierte Programm „Philos II“, das die medizinische Erstversorgung in den Camps sicherstellen sollte, läuft aus.

Das neue Programm „Hippocrates“ soll laut EU-Kommission zu einer Verbesserung der Versorgungslage führen, bringt bisher aber vor allem Ungewissheit und Sorge. NGOs und Asylsuchende schlagen Alarm: Seit Anfang Juli sei in vielen Camps kein medizinisches Personal mehr anwesend, berichten Betroffene aus unterschiedlichen Teilen des Landes. Tausende Menschen hätten nun kaum Zugang zu medizinischer Versorgung.

Die Internationale Organisation für Migration (IOM), die für die Durchführung des geplanten Folgeprogramms verantwortlich ist, widerspricht: Man habe bereits Anfang Juli mit „gezielten Maßnahmen“ begonnen, medizinisches Personal sei in allen Camps anwesend, sagt eine IOM-Sprecherin der taz. Sie bittet um Nachsicht: Das Programm befinde sich aktuell noch im Aufbau. Warum das alte Programm abrupt und vor sorgfältiger Ausgestaltung eines neuen Programms endete, beantworteten weder EODY noch IOM eindeutig. Das griechische Ministerium für Migration und Asyl beantwortete bis Redaktionsschluss keine Nachfragen der taz.

Die Schilderungen aus den Camps zeichnen ein dramatisches Bild. „Viele Menschen im Camp sind körperlich oder psychisch krank“, erzählt Fatima der taz in einem Telefongespräch. Die junge Frau, die nicht mit ihrem richtigen Namen in den Medien auftauchen möchte, ist vor dem somalischen Bürgerkrieg geflohen, seit über einem Jahr

lebt sie in einem Geflüchtetenlager in Ritsona. Das Camp liegt in einem Industriegebiet etwa anderthalb Stunden Autofahrt von Athen entfernt. Fotos zeigen das Camp abgeschottet von einer hohen Betonmauer und einem Stacheldrahtzaun, an dem Überwachungskameras befestigt sind.

Über 2.000 Menschen im Camp

Zwischen 35 und 40 Grad heiß wird es hier während der Sommermonate. Laut Zahlen des griechischen Migrationsministeriums leben über 2.000 Menschen in dem Camp. Damit ist es eines der größten auf dem Festland. Fatima erzählt, viele seien durch ihre Flucht gesundheitlich vorbelastet. Andere seien wegen der Lebensumstände im Camp und der psychisch belastenden Asylverfahren erkrankt.

Ob und wann wieder Ärzt:innen kommen, wisse sie nicht, sagt Fatima. „Niemand redet mit uns. Wir machen uns große Sorgen.“ Die Situation sei angespannt, Krankheiten breiteten sich durch beengte Wohnverhältnisse und unzureichende Instandhaltung der Hygieneanlagen schnell aus. „Bis zu acht Menschen sind in einem Container untergebracht“, erzählt sie. Rückzugsorte gebe es keine.

Mehrere Hilfsorganisationen berichten von ähnlichen Zuständen. Sarah Schneider ist Vorsitzende von Medical Volunteers International (MVI), einer Organisation, die in Camps rund um Athen arbeitet. Sie widerspricht der Darstellung des IOM: Seit Anfang Juli sei in allen Camps, in denen sie arbeiten, kein medizinisches Personal mehr vor Ort, sagt sie. Die NGOs müssten den erhöhten Bedarf nun auffangen, so Schneider. Dies sei aus Mangel an Ressourcen jedoch kaum möglich. „Dass EODY nicht mehr in den Camps aktiv ist, hat vor allem für Patient:innen mit chronischen Leiden drastische Folgen.“ Diese könnten laut Schneider kaum noch mit Medikamenten versorgt werden.

Der Handlungsspielraum der NGOs sei begrenzt. Denn seit Jahren werde ihre Arbeit systematisch erschwert, sagt sie. So dürfen NGOs seit April 2020 nur noch nach Registrierung beim Mi-

grationsministerium ins Innere der Camps. Eine Expert:innengruppe des Europarats kritisierte den Schritt und forderte die griechische Regierung auf, die Gesetzgebung in Einklang mit europäischem Recht zu bringen. Passiert ist seither nichts. Sarah Schneider sagt, die Registrierungspflicht ziele vor allem darauf, die Arbeit der NGOs vor Ort komplizierter zu machen. Bei einem medizinischen Notfall schnell da zu sein sei für die meisten NGOs nicht möglich, so Schneider. „Die EODY-Mitarbeitenden konnten immerhin ein Mindestmaß an Erstversorgung gewährleisten.“ Dies habe sich nun geändert. „Wir sind schockiert von der Ignoranz der griechischen Regierung“, sagt Sarah Schneider.

Doch die Probleme bestehen nicht erst seit dem Rückzug des EODY. Fatima hat chronisches Asthma und braucht ein Spray zur Behandlung. „Das Schlafen in Containern hat meine Symptome verschlimmert“, sagt sie. „Außerdem verschmutzen die Abgase der umliegenden Fabriken die Luft im Camp.“ Sie habe immer schwerer atmen können und häufiger Asthmaanfälle gehabt. Doch der Arzt, der bis Juni ab und zu ins Camp gekommen sei, habe ihr kein Asthmaspray verschrieben. Stattdessen habe sie es selbst kaufen und bezahlen müssen. „Mir stehen im Monat 75 Euro Taschengeld zur Verfügung. Wenn ich mit dem Taxi zur nächsten Apotheke fahre und mir das Medikament kaufe, ist das Geld aufgebraucht“, sagt Fatima.

Krankenhäuser und Apotheken liegen oft weit entfernt von den Camps. Von Ritsona aus sind es fast 20 Kilometer bis nach Chalkida, wo es Apotheken und ein kleines Krankenhaus gibt. Übersetzer:innen stehen dort seit zwei Jahren nicht zur Verfügung. Hinzu kommt, dass laut NGOs nur sehr unregelmäßig Busse fahren. Immer wieder fielen sie über Wochen komplett aus. Eine Taxifahrt sei so oft die einzige Möglichkeit, in den nächsten Ort zu kommen.

Menschenrechtsorganisationen beklagen die Situation in den griechischen Camps seit Jahren. Das Argument: Die griechische Politik isoliere Asylsuchende in den Camps und lagere

das Problem so aus. Die weite Entfernung zu urbanen Zentren erschwere die Erfüllung von Grundbedürfnissen und auch den Zugang zu Integrationsangeboten. Bis 2022 hatte ein EU-finanziertes Programm eine Alternative geboten: Im Rahmen von „ESTIA II“ waren Asylsuchenden für die Zeit der Bearbeitung ihres Asylantrags Wohnungen in Städten wie Athen bereitgestellt worden, dieses Programm hatte das Ministerium für Migration und Asyl aber Ende 2022 für beendet erklärt.

Aus den Zahlen, die das Ministerium veröffentlichte, geht hervor, dass in griechischen Camps nur wenig medizinisches Personal verfügbar war, auch als das bis Juni laufende „Philos II“-Programm noch existierte. Im Camp in Ritsona war Ende Dezember 2023 ein medizinischer Angestellter für 255 Be-

„Wir sind schockiert von der Ignoranz der Regierung“

Sarah Schneider,
Medical Volunteers International

wohner:innen verantwortlich, im Camp in Korinth sogar für 706 Menschen. Fatima erzählt, der Arzt in Ritsona sei etwa zweimal die Woche für einige Stunden vor Ort gewesen. „Er hatte nie genug Zeit, alle Patient:innen zu behandeln.“ Außerdem habe es häufig keine Übersetzer:innen gegeben.

Ein Sprecher des EODY räumt gegenüber der taz ein, dass Personalmangel ein Problem gewesen sei. Abgesehen davon habe man die Situation aber „unter Kontrolle“ gehabt. Laut Aussage einer IOM-Sprecherin werde medizinisches Personal in Zukunft von Montag bis Freitag von 8 bis 17 Uhr anwesend sein. Nachtschichten seien nicht geplant. „Die Notfallversorgung wird durch den Zugang zum öffentlichen Gesundheitssystem gewährleistet.“ Dieses stehe schließlich auch Asylsuchenden zur Verfügung, wie die Sprecherin betont.

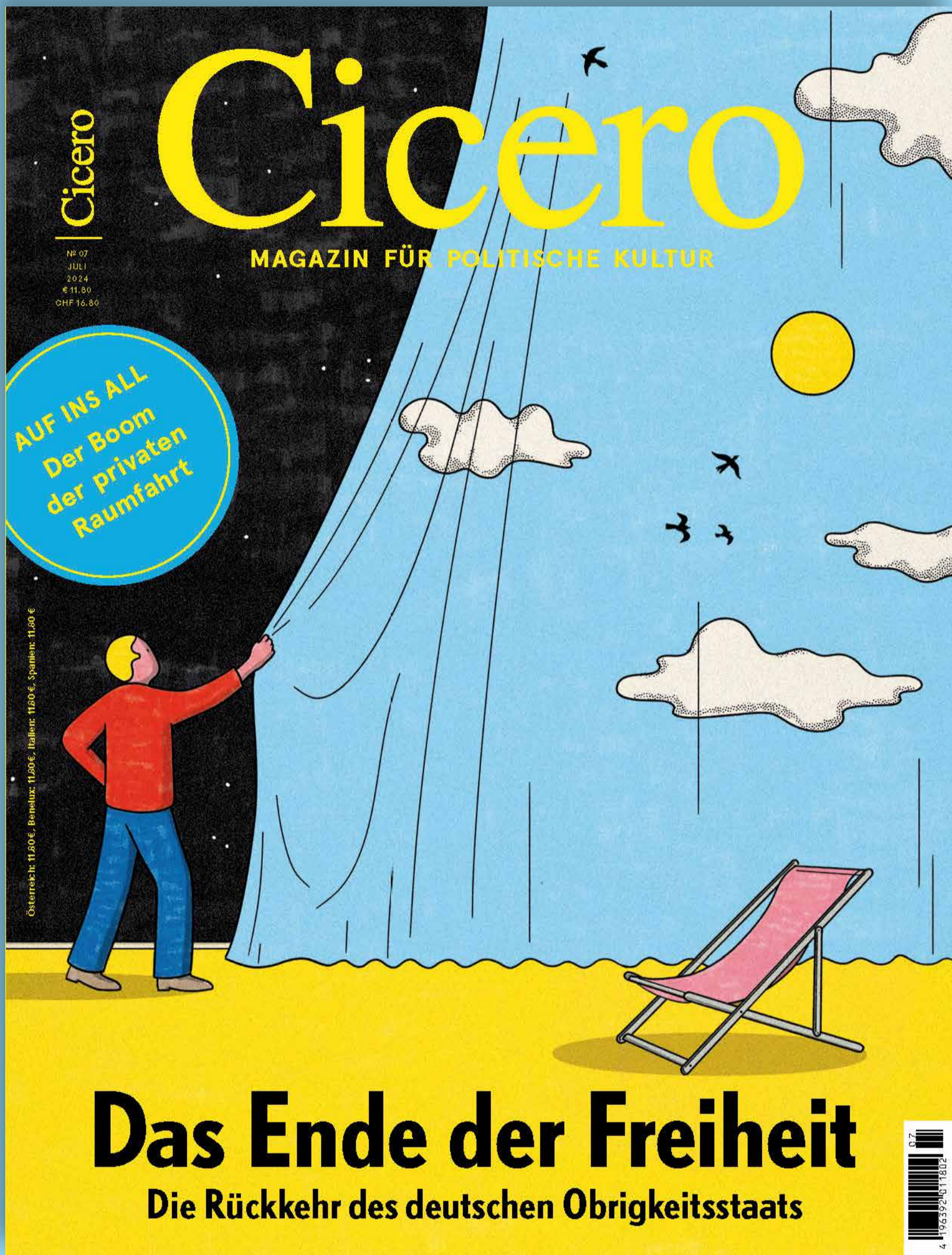
In der Praxis scheint das aber nur eingeschränkt der Fall zu sein. „Eine Freundin von mir hatte während ihrer Risikoschwangerschaft im Camp eine starke Blutung“, erzählt Fatima. Medizinisches Personal sei nicht vor Ort gewesen. „Wir haben um 11 Uhr vormittags angerufen, der Krankenwagen war vier Stunden später da.“ Glücklicherweise sei alles gut gegangen. Auch Sarah Schneider von den Medical Volunteers International berichtet von Fällen, in denen sie trotz akuter Notlage über eine Stunde auf einen Krankenwagen gewartet hätten.

Nicht nur im Notfall leiden Asylsuchende unter dem griechischen Gesundheitssystem. Um in öffentlichen Krankenhäusern behandelt zu werden, müssen sie sich registrieren lassen und in Griechenland Asyl beantragen. Außerdem wird die Versicherungsnummer nach zweimaliger Ablehnung eines Asylgesuchs deaktiviert. In öffentlichen Krankenhäusern werden die Menschen dann nicht mehr behandelt. Häufig bleiben Asylsuchende mangels Alternativen trotzdem weiter in den Camps, von den Behörden toleriert. Ihre medizinische Versorgung hängt dann ausschließlich von den Kapazitäten der NGOs vor Ort ab.

Dass die Gewährleistung der medizinischen Versorgung für Asylsuchende keine Priorität der griechischen Behörden zu sein scheint, überrascht kaum. „Der Schritt fügt sich in das Allgemeinbild ein: Die Grundbedürfnisse Asylsuchender werden in Griechenland mit den Füßen getreten“, sagt Sarah Schneider.

Laut Berichten von NGOs hat die IOM ihre Arbeit auf der Insel Lesbos nach zwei Wochen ohne Versorgung mittlerweile aufgenommen. Bei den Camps auf dem Festland ist das aber nach Angaben von NGOs weiterhin nicht der Fall. Möglicherweise könnte das neue Programm „Hippocrates“ sogar eine leichte Verbesserung bringen. Dass sich dadurch etwas Grundlegendes ändern wird, sei aber fraglich, sagt Sarah Schneider. „Das eigentliche Problem ist die Politik, die Asylsuchende so weit wie möglich isoliert.“ Das mache die Menschen krank.

1 AUSGABE GRATIS TESTEN!*



Cicero, das Magazin für politische Kultur:

Journalismus ohne Scheuklappen. Jeden Monat ein realistischer Blick auf Deutschland und die Welt. Inhalte für Menschen, die sich ihre eigene Meinung bilden.

TELEFON: 0451 – 4906 440

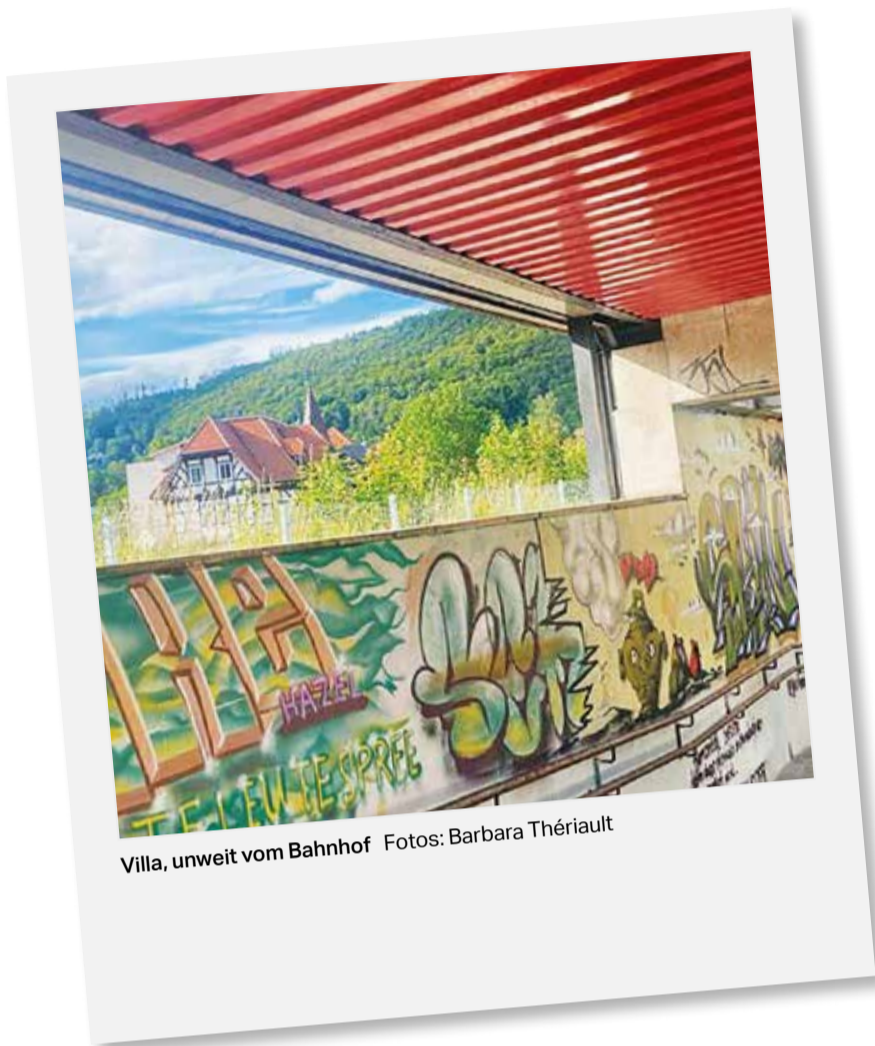
CICERO.DE/PROBE

Cicero
MAGAZIN FÜR POLITISCHE KULTUR

***Nutzen Sie jetzt das Cicero Kennenlern-Angebot und sichern Sie sich eine Cicero-Ausgabe gratis!** Die Lieferung der Abo-Ausgabe ist versandkostenfrei. Sie haben ein gesetzl. Widerrufsrecht. Im Anschluss erhalten Sie Cicero im Jahresabo zum Preis von 141,60€. Nach der Mindestlaufzeit jederzeit kündbar. Die Belehrung können Sie unter shop.cicero.de/agb abrufen. Verantwortlicher und Kontakt: Res Publica Verlags GmbH, Fasanenstr. 7-8, 10623 Berlin, Amtsgericht Charlottenburg, HRB 174539 B.

Eine Zuggesellschaft

Berlin sei gar nicht der kosmopolitischste Ort des Landes, schreibt unsere Autorin. Sondern ein Regionalzug in Thüringen



Villa, unweit vom Bahnhof Fotos: Barbara Thériault



Auf dem Bahnsteig in Suhl

Aus Suhl **Barbara Thériault**

Es war am Mittwochabend um 21 Uhr 16. Der Regionalexpress 50 von Erfurt über Zella-Mehlis nach Meiningen wartete am Erfurter Hauptbahnhof. Junge Männer und vereinzelt Menschen mittleren Alters drückten sich in den engen Wagons zusammen.

Viele der Reisenden waren unterwegs in Richtung Thüringer Wald zur Erstaufnahmeeinrichtung. Es schienen keine Mitarbeiter einer vom Land beauftragten Sicherheitsfirma den Zug zu begleiten, wie es manchmal passiert. Ich drängte mich in die Menschenmasse hinein. Es duftete wie in einem Barbershop.

Ich fand einen Platz neben einem Mann: um die fünfzig, groß und sportlich, kurzes strahlenblondes Haar, lokale Mundart. Eigentlich unauffällig, wäre da nicht das Buch mit grauem und blauem Einband, in dem er gerade las.

Im von Sitzen gebildeten Viererabteil des Großraumwagons war auch ein junges Paar, das Ukrainisch sprach und auf Handys hantierte. Das Mädchen hörte laut Musik, ohne Kopfhörer. Das störte, aber wir unterdrückten jegliche Kommentare und Körperregungen. Ich sage „wir“, weil es sich so anfühlte, als ob der Mann an meiner Seite, die beiden Jugendlichen und ich eine Familie bildeten. Von außen mag es sogar so ge-

wirkt haben: wie Eltern, die meinen, es mit Teenagern geduldig aushalten zu müssen.

Ich arbeitete am Laptop. Ich musste einen Artikel für die Lokalzeitung fertig schreiben. Es ging um eine Frau aus der Stadt, die in Deutschland als Ärztin viel geleistet hat, aber eine hohe Auszeichnung für ihr medizinisches Engagement in einem afrikanischen Land verliehen bekommen hatte. Trotz nahender Deadline konnte ich nicht umhin wahrzunehmen, was um mich herum passierte.

Links neben unserer „Familie“ saß noch ein Mann auf der anderen Gangseite. Er musste Mitte vierzig gewesen sein, deutschsprachig, hatte einen geschorenen Kopf und aufge-

pumpfte Muskeln, die durch enge Jeans und T-Shirt deutlich zur Geltung kamen. Bevor der Zug aus dem Bahnhof rollte, nahmen noch zwei Männer bei ihm Platz. Der Durchtrainierte grüßte sie überraschenderweise mit „Salam aleikum“, das etwas gleichgültig mit „Aleikum salam“ erwidert wurde. Guck an, dachte ich, die Kultur der Barbershops hält Einzug in die Provinz. Mit ihrer coolen Lässigkeit ziehen die Barbershops an. Dort begegnen sich Männer, die sonst nicht ohne Weiteres zusammenkommen würden.

Der Muskelmann presste mit den Fingern ein Gerät, einen Handtrainer. Er schaute sich dabei Videos auf Whatsapp an, zum Teil laut. Es ging um Respekt. „Respekt, aber nicht vor den Mitreisenden“, erlaubte sich der Mann an meiner Seite einen Kommentar. Die Augen auf ihre Handys gerichtet, unterhielten sich die beiden Teenager bei laufender Musik. Einer der zwei auf Arabisch begrüßten Männer fummelte mit leeren Bierdosen und Flaschen in einem Rucksack, es raschelte. Allerhand Sprachen waren zu hören, vor allem Arabisch, aber auch Kurdisch, Ukrainisch, sogar meine Muttersprache, was mich erfreute. Es herrschte ein fröhliches Durcheinander.

„Du lässt mich gleich raus, ja?“, forderte der Durchtrainierte seinen Sitznachbarn später auf. Letzterer verstand wenig Deutsch, brabbelte etwas, wollte sich wohl über ein mögliches

geteiltes Interesse und Berührungspunkte unterhalten: Fitnessstudios. Er erwähnte, dass er aus Tunesien komme, aber seine Geschichte wurde er nicht los.

Als sein Nachbar in Zella-Mehlis ausstieg, sprach ich den Mann auf Französisch an. Ich hörte mir seine Geschichte an. Er spulte ab, was er bestimmt immer erzählt: Er sei jung, lebe in der Erstaufnahmeeinrichtung, seine Aussichten seien nicht gut, er wolle bloß eine Chance bekommen. Er vertraue auf Gott. Eine traurige Geschichte, die dennoch fröhlich erzählt wurde.

Wir näherten uns dem Sühler Bahnhof. Der junge Tunesier wurde von einem Mitreisenden mit festem Handschlag und liebevollem Druck verabschiedet: „Mach's gut, Habibi.“

Bevor ich – zusammen mit den zwei Teenagern und mehreren jungen Männern – den Zug verließ, drehte ich mich zu meinem Sitznachbarn um und kommentierte hingerissen: „Ist das nicht der kosmopolitischste Ort überhaupt, viel mehr als Berlin?“

Er machte große Augen, mochte etwas sagen. „Ich fahre selten Zug,“ fing er an, sich zu erklären. „So was kenne ich nicht ...“ – „Es ist nicht wie in der Berichterstattung oder in den Kommentarspalten dargestellt wird. Gestern war in einem Nachrichtenportal die Rede von ‚Angst-Zug‘, quatschte ich dazwischen. Als Frau habe ich überhaupt keine Angst.“ – „Ja“,

sagte er weiter zögerlich, „aber manche vielleicht schon.“ – „Was lesen Sie?“, fragte ich unvermittelt und wies auf das Buch mit dem grauen und blauen Einband.

Der Zug fuhr schon in den Bahnhof ein. Ich musste los, er musste bleiben. Das war unsere Geschichte: Wir trafen zusammen, um auseinanderzugehen.

Am Bahnhof teilte sich die Zuggesellschaft. Der Junge aus Tunesien, der seine Chance haben will, und ich tauschten unsere Instagram-Accounts aus. Das Leben trennte uns an dieser Stelle, ihn brachte ein Bus weiter in den Wald am Rand der Stadt, mich meine Füße in die Altstadt.

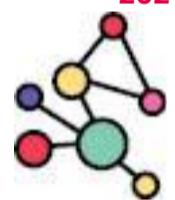
Über so eine Zugfahrt berichtet die Lokalzeitung nicht – zumindest noch nicht. Die Zeitungsleser:innen, die von mir porträtierte ausgezeichnete Ärztin und die hiesigen Journalist:innen gehören zur Fraktion der Autofahrenden. Mit der Bahn fahren sie nicht und haben wenig Ansporn, es zu tun.

Normal unter Menschen

Wider Erwarten begegnete ich ein paar Tage später doch noch einmal zufällig dem Mann aus dem Zug, nicht dem einsamen Leser, sondern dem jüngeren Mann aus Tunesien, diesmal mitten im Wald. Ich war mit dem Fahrrad von der Lokalzeitungsredaktion, die ihren Sitz unweit der Erstaufnahmeeinrichtung im Wald hat, zu einem Termin in die Stadt unterwegs. Er ging allein zum Bahnhof, um nach Erfurt zu fahren. Dort wollte er sich auf dem Anger, am Domplatz oder an anderen Plätzen und öffentlichen Orten, deren Namen er sich nicht gemerkt hatte, aufhalten: die Stadtatmosphäre genießen, Freunde treffen, einfach normal unter Menschen sein und, wie ich später sah, Selfies auf Instagram posten.

ost wahlen 2024

Barbara Thériault stammt aus Montreal. Sie ist Autorin und Frisörin und lebt zurzeit in Thüringen. Als eine von drei „Überland-schreiberinnen“ dokumentiert sie bis Ende August an dieser Stelle im Wechsel mit Tina Pruschmann und Manja Präkels ihre Reisen durch Ostdeutschland – ein Projekt der Uni Leipzig, finanziert von der VW Stiftung. Die Texte sind Teil unserer Berichterstattung zu den Wahlen 2024 in Brandenburg, Sachsen und Thüringen.



Stadtgespräch

Inna Hartwich aus Moskau



Ermahnungen und dann leichte Schläge: Ein russischer Imam gibt eine genaue Anleitung, wann und wie Ehefrauen zu züchtigen seien

Timur Kamajew hat in dem Video in seiner Moschee Irek in Kasan, der Hauptstadt der russischen Teilrepublik Tatarstan, Platz genommen. Einen weißen Umhang trägt er, auch eine weiße Kappe. Vor sich auf dem niedrigen Tisch stehen eine Kanne Tee, eine volle Tasse, Süßigkeiten. Kamajew spricht ruhig. Er gibt Ratschläge zum Leben zwischen Mann und Frau – in der Ehe, versteht sich. Ratschläge, die auf Schlägen beruhen. Mache die Frau „etwas falsch“, gehorche sie nicht, sagt der Imam, dürfe der Mann gern ausholen.

Dass er eine Anleitung zur häuslichen Gewalt erteilt, das lässt sich Kamajew nicht sagen. Auch die geistliche Verwaltung der Muslime in Tatarstan sieht kein Problem. Die Journalisten hätten es falsch verstanden, der Imam aus Kasan habe sich nichts zuschulden kommen lassen, ließ die Verwaltung ausrichten. Das Video hat sie vorsichtshalber aus Youtube entfernen lassen.

In den sozialen Netzwerken äußern sich viele Nutzer:innen auf-

gebracht zur „Rechtfertigung häuslicher Gewalt“ durch den Imam. In der Öffentlichkeit findet keine Debatte statt. Wie auch, wenn der Begriff „häusliche Gewalt“ seit Jahren keinen Einzug in die russische Gesetzgebung findet? Der russische Staat hält das für „nicht notwendig“. Es gebe viele andere Gesetze, erklärte einst Russlands Präsident Wladimir Putin, als es Bemühungen von Menschenrechtler:innen gab, ein Gesetz gegen häusliche Gewalt anzunehmen. Für den Präsidenten, wie so

viele in Russland äußerst tolerant gegenüber häuslicher Gewalt und davon überzeugt, dass der Stärkere immer recht habe, ist das Prügeln in der Familie eine Bagatelle. Die Tat wird mit einem Bußgeld von umgerechnet 50 Euro geahndet. Forderungen, Frauen besser vor häuslicher Gewalt zu schützen, sieht das Justizministerium als „Diskriminierung von Männern“ an. Gewalt in den Familien stößt in der russischen Gesellschaft oft auf Gleichgültigkeit: Schläge der Mann die Frau, so müsse die Frau schuld sein, schlagen die Eltern ihr Kind, so habe es das Kind verdient, wird oft erklärt. Selbst die Opfer sehen darin nichts Kriminelles.

Auch der Imam in Kasan wähnt sich im Recht. Drei Punkte unterstreicht er in seiner Rede für das russische Video. Beginnen solle der Mann mit einer „Ermahnung der Frau“. Verstehe sie diese nicht, werde sie des Ehebetts verwiesen, „um nachzudenken“. Bringe auch das nichts, solle der Mann seine Frau „schlagen“. Natürlich nicht so, dass sie blaue Flecken davontrage.

Der Schlag solle nur aus dem Arm heraus erfolgen, nicht aus der Schulter. Es sei ein „Verhauen“, kein „Verprügeln“. „Verprügeln“ verletzte die Rechte der Frau. Manchmal reagiere der Mann „emotional“ und „verprügele“ die Frau dann doch. Aber das solle sie ihm bitte verzeihen. Wenn das öfter vorkomme, solle sie sich an den Imam wenden.

Ein „leichtes Verhauen“ sei völlig angemessen, meint der muslimische Geistliche. Kamajew sieht in einem Miswāk, der traditionellen Zahnbürste, das richtige Werkzeug. „Sorgfältig, mit kleinen Schlägen“ solle dieses eingesetzt werden.

Für welche „Vergehen“ die Frau geschlagen werden dürfe, weiß der Imam auch: Respektlosigkeit gegenüber Verwandten, Gebrauch von Alkohol, Untreue. Derweil lässt die Moskauer Stadtregierung Plakate in Metrostationen und Einkaufszentren aufhängen: „Wenn er schlägt, liebt er nicht“, steht da. Ein QR-Code führt zu den wenigen Frauenhäusern im Land.





Im Bendlerblock: Statue von Richard Scheibe, der auf NS-Ausstellungen sehr präsent war Foto: Joko/imagebroker/imago

Sie haben es gewusst

Ruth Hoffmann dekonstruiert in ihrem Buch Verklärung und Instrumentalisierung der Hitler-Attentäter des 20. Juli

Von **Otto Langels**

Alljährlich findet im Berliner Bendlerblock eine Gedenkfeier statt, um an die Männer zu erinnern, die dort in der Nacht des 20. Juli 1944 als Widerstandskämpfer erschossen wurden, darunter General Friedrich Olbricht und Oberst Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Hinter den Offizieren, die Hitler stürzen wollten, so die Autorin Ruth Hoffmann, stand ein breites Bündnis aus Militärs und Zivilisten.

Die Hamburger Historikerin Ruth Hoffmann versucht den Mythos „Stauffenberg-Attentat“ zu dekonstruieren. Dies gelingt ihr in einer anschaulich geschriebenen Darstellung vorzüglich. Dabei geht es ihr nicht um das Attentat selbst, auch andere Widerstandsgruppen wie die Weiße Rose oder die sogenannte Rote Kapelle erwähnt sie nur am Rande. Sie beschreibt stattdessen detailliert, wie der 20. Juli nach dem Krieg „verklärt und politisch instrumentalisiert“ wurde.

erschienen die Widerständler, allen voran Graf Stauffenberg, in einem hellen Licht, sie verkörperten nunmehr das „andere Deutschland“, ihr Handeln galt als „Aufstand des Gewissens“. Dabei waren viele Militärs, auch Stauffenberg, zunächst überzeugte Nationalsozialisten gewesen.

Während Ruth Hoffmann den Umgang der Ostdeutschen mit dem nationalsozialistischen Erbe nur am Rande erwähnt, beleuchtet sie ausführlich die Entwicklung im Westen, wo der Widerstand von Kommunisten und Sozialisten, Gewerkschaftern und Deserteuren missachtet und diffamiert wurde. Zugleich kamen Träger und Mitläufer des NS-Regimes wieder in Amt und Würden

Träger und Mitläufer des NS-Regimes kamen wieder in Amt und Würden

ten und Sozialisten, Gewerkschaftern und Deserteuren missachtet und diffamiert wurde. Zugleich kamen Träger und Mitläufer des NS-Regimes wieder in Amt und Würden

Ein Fall unter vielen: „Marion Freisler bekam ihre Rente schon seit 1955 – die der Witwe eines Staatssekretärs wohl gemerkt, denn als solcher war ihr Mann im Reichsjustizministerium tätig gewesen, bevor er Präsident des Volksgerichtshofes wurde. Ab 1974 konnte sie sich über eine deutliche Rentenerhöhung als ‚Schadensausgleich‘ freuen, die ihr das Versorgungsamt mit dem Argument gewährte, ihr Mann hätte nach

dem Krieg in der Privatwirtschaft Karriere machen können.“

Überlebende NS-Opfer mussten dagegen jahrelang um Renten und Entschädigung kämpfen, zum Teil vergeblich. Ein weiteres Beispiel, das Ruth Hoffmann in ihrer lesenswerten Darstellung anführt: Im Berliner Bendlerblock, dem Sitz der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, dort, wo unter anderem Stauffenberg erschossen wurde, steht seit 1953 die überlebensgroße Bronzestatue eines an den Händen gefesselten nackten Mannes, ein Werk des Künstlers Richard Scheibe. Nach 1933 war er regelmäßig auf NS-Kunstaustellungen präsent, Hitler und Goebbels kauften seine Werke, der Propagandaminister setzte ihn auf die Liste der sogenannten gottbegnadeten Künstler, aber bereits 1953 erhielt er das Große Bundesverdienstkreuz. Eine deutsche Karriere.

In ihrem Buch verweist Ruth Hoffmann gegen Ende auf einen Aspekt, der ihr bedeutsam erscheint: Im Kampf gegen das NS-Regime strebten die Verschwörer des 20. Juli ein breites Bündnis an. Menschen mit sehr unterschiedlichen Einstellungen – Konservative und Kommunisten, Militärs und Pazifisten, Christen und Gewerkschafter – stellten für ein gemeinsames Ziel ihre Differenzen zurück.

Die Bereitschaft zu Toleranz und Kompromiss, so Hoffmanns Fazit, könnte angesichts zunehmender rechtsextremer Tendenzen ein Beispiel für heute sein.



Tanja Busse / Christiane Grefe: „Der Grund“. Kunstmann Verlag, München 2024. 240 Seiten, 24 Euro

Ein Schlachtfeld der Interessen

Christiane Grefe und Tanja Busse dokumentieren den Kampf um unsere Böden

Von **Michael Wolf**

ine Million Bakterien, 120.000 Pilze und 25.000 Algen finden sich in einem einzigen Teelöffel Erde. Nicht nur wegen dieser Fülle an Leben ist der Boden ein komplexes Thema. Die Journalistinnen Tanja Busse und Christiane Grefe stellen sein Management als eines der maßgeblichen politischen Herausforderungen unserer Zeit dar, in seiner Bedeutung vergleichbar und eng verknüpft mit dem Klimaschutz und der sozialen Frage.

In ihrem Buch „Der Grund“ verfolgen sie eine doppelte Strategie: Sie wollen ihre Leserschaft zunächst von der Bedeutung ihres Themas überzeugen, zweitens einen Überblick über die politische Konfliktlage vermitteln und in einem dritten Schritt Wege aus der verfahrenen Situation aufzeigen. Dabei nehmen sie sich Kapitel für Kapitel unterschiedliche Aspekte vor.

In einem Kapitel beschreiben sie, wie sich Landwirte, Investoren, Bauunternehmer, Naturschützer, Autofahrer und Stromerzeuger um Flächen und deren Nutzung streiten. Der Boden ist ein Schlachtfeld für mannigfaltige Interessen, insofern es von ihm offenbar immer zu wenig gibt. Bauern benötigen heute deutlich mehr Land, als in den Jahrzehnten zuvor, um auskömmlich zu wirtschaften. Verpachtet bekommen sie es immer öfter von Investoren, die selbst gar keine Berührungspunkte mit der Landwirtschaft haben. Angelockt von hohen Wertsteigerungen kaufen Unternehmen aus der Industrie oder der Dienstleistungsbranche seit einigen Jahren im großen Stil Land. Mit den Umwelt- und Klimaschützern kommen weitere Interessengruppen in diesem Wettlauf hinzu. Sie fordern unter anderem Platz für bedrohte Tierarten und die Renaturierung von Mooren, um Kohlenstoffdioxid zu binden.

Der Ampelregierung fällt in dieser Auseinandersetzung eine schwierige Rolle zu, weil sie einander widersprechende Interessen verfolgt. Sie will mehr Lebensmittelproduktion im Inland, Windkraft und Photovoltaikanlagen für die Energiewende, zugleich aber auch hunderttausende neue Wohnungen pro Jahr. Die Autorinnen resümie-

ren: „Wenn man alle Nutzungswünsche zusammenrechnet, dann ist potenziell jeder Quadratmeter mehrfach verplant.“

Das Problem ist also äußerst verworren, weshalb es in gewisser Weise logisch erscheint, dass die Autorinnen ihre Leserschaft für ihre Lösung zum Träumen auffordern. Und zwar von einer „Suffizienzrevolution“, das heißt von einer Gesellschaft, in der schonend und maßvoll mit der Umwelt und ihren Ressourcen gewirtschaftet wird. Die autofreien Stadtviertel sehen in dieser Utopie so aus, wie sich grüne Stadtplaner das Paradies vorstellen: Alle Häuser haben Solardächer, ihre Fassaden sind begrünt, dazwischen Blüh- und Streuobstwiesen, grasende Schafe, Bienenstöcke, Gärten und Gemeinschaftsräume für Leihgeräte und Lastenfahräder.

Der Agrarsektor würde sich derweil ganz den Zielen der *planetary health diet* verschreiben, ein von Ernährungsmedizinern und Ressourcenforschern entwickeltes Programm, das die Versorgung von bald 10 Milliarden Menschen auf nachhaltige Weise sicherstellen will. Wie dieses Ziel regional am besten zu erreichen wäre, darüber würden auf dem Land offene Foren aus Verantwortlichen und interessierten Bürgern beraten.

Auch wenn die Autorinnen das nicht so explizit schreiben, wird klar, dass diese Idealvorstellung mehr mit Planwirtschaft und Räterepublik als mit Kapitalismus und repräsentativer Demokratie zu tun hat. Um der Utopie im Rahmen der gegebenen Ordnung näherzukommen, schlagen sie zum Abschluss eine lange Reihe an Reformen vor: von einem Verbot von Neuversiegelungen über Anreize für Gemeinwohlarbeit bis hin zu einer umfassenden Steuerreform. Der Boden, das wird spätestens an dieser Stelle klar, betrifft nicht nur die Bau-, Verkehrs- und Landwirtschaft, sondern die Zukunft der ganzen Gesellschaft. Hier liegt denn auch der größte Verdienst des Buchs von Busse und Grefe.

Als Einstieg ins Thema ist es etwas zu meinungsstark und auch zu detailliert geraten, aber als Forderung nach einer angemessenen politischen Debatte kommt es gerade recht.



Ruth Hoffmann: „Das deutsche Alibi“. Goldmann Verlag, München 2024. 400 Seiten, 24 Euro

Alles digital? diplomatique!



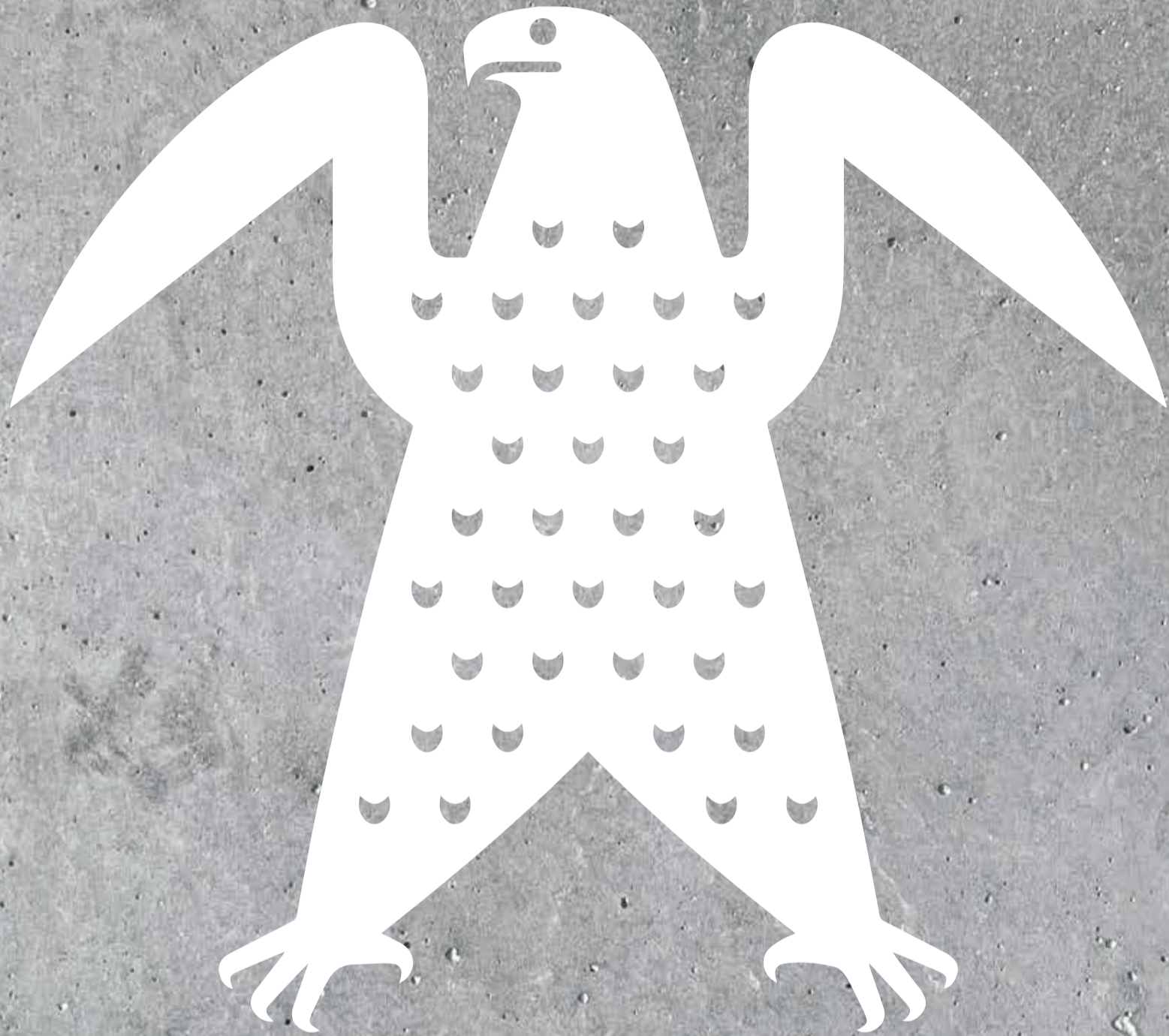
Lesen Sie die digitale Ausgabe von Le Monde diplomatique in der App, im Browser oder als ePaper. Und hören Sie alle Texte aus der großen Monatszeitung für internationale Politik als MP3.

4,50 Euro für 3 Monate



Hier bestellen: monde-diplomatique.de/zeitungsabo

bundes **talk** 



bundestalk

Ist die Bahn noch zu retten?

Die Deutsche Bahn will mit der Grundsaniierung bis 2030 wieder gut aufgestellt sein. Ist das möglich? Darüber spricht **Bernd Pickert** mit **Nanja Boehnisch**, **Anja Krüger** und **Pascal Beucker**.

Jetzt hören!



Hagai Dagan
Fernsicht – Israel

Mehr Bunker bieten auch nur bedingt mehr Sicherheit

Im biblischen Buch der Richter enden die Erzählungen mit dem Vers: „Da hatte das Land Ruhe vierzig Jahre.“ Ich habe diesen Vers immer als pure Ironie gelesen, denn der deprimierende Gesamteindruck des Buches ist der eines permanenten Kriegs. Jetzt scheint es, dass unsere vierzig Jahre vorbei sind. Selbst in relativ ruhigen Gegenden der Erde, etwa Westeuropa, verdunkelt sich der Himmel wie bei einem Gewitter im Hochsommer.

In solchen Zeiten haben die Medien großen Einfluss auf die allgemeine Stimmung. Die Medien haben schon immer das Spannende, das Dramatische gesucht, und das ist heute schlimmer denn je. Bots aller Art verbreiten Panik und Chaos, die Menschen sind verwirrt und ratlos. In diesem Zustand kann man entweder versuchen, trotz allem Tohuwabohu und Durcheinander noch irgendwie rational zu handeln. Oder man kann sich zurückziehen und in Deckung gehen.

Laut einem Bericht des *Economist* steigt die Nachfrage nach Bunkern und Schutzräumen in Deutschland seit Jahren deutlich. Dieser Trend begann mit der russischen Besetzung und Annexion der Krim im März 2014. In deutschen Cafés, Bars und auf den Wochenendmärkten ist von einer Panik noch wenig zu spüren. Die Deutschen wirken auf mich unglaublich ru-

Die Menschen halten an der Illusion fest, dass es einen Ausweg gibt

hig und entspannt. Doch offenbar trägt der Schein, und sie haben Angst. Angst vor Wladimir Putin, vor Donald Trump, vor Marine Le Pen. Vielleicht sind Putin und Trump nur Auslöser, die eine latente Existenzangst getriggert haben, eine Angst, die kein Objekt braucht, wie es uns der weise dänische Philosoph Søren Kierkegaard einst lehrte.

Auch die Israelis bauen Schutzräume. Vor Oktober 2023 bauten nur diejenigen, die in der Nähe der Grenze zum Gazastreifen wohnten. Die meisten anderen beschränkten sich auf gemeinschaftlich genutzte Bunker, die ausreichen sollen für den Fall eines iranischen oder libanesischen Bombardements oder eines Langstreckenraketenbeschusses aus Gaza.

Das Haus, in dem ich früher in Tel Aviv gewohnt habe, liegt zu weit vom nächsten Schutzraum entfernt, und als Tel Aviv bombardiert wurde, sind alle Bewohner ins Treppenhaus geflüchtet, weil es hieß, dass es dort am sichersten sei. Damals habe ich meine Nachbarn etwas näher kennengelernt.

Seit dem Oktober-Massaker haben die Leute kein Vertrauen mehr in diese gemeinschaftlichen Bunker und ins Treppenhaus schon gar nicht. Sie wollen einen geschützten Raum zu Hause. Nur ergibt das mit Blick auf den 7. Oktober überhaupt keinen Sinn. Denn in den unweit des Gazastreifens gelegenen Ortschaften waren Bunker ausreichend vorhanden, nur boten die vor dem Terrorangriff der Hamas keinen Schutz. In dieser Hinsicht erinnert der 7. Oktober an die Horrorgeschichten von Stephen King, deren Schlussfolgerung ist, dass kein Entkommen möglich ist.

Die Menschen halten an der Illusion fest, dass es einen Ausweg gibt, obwohl sie tief im Innern wissen, dass es nur eine Illusion ist. So ist der Bau der Schutzräume, der viel Geld kostet, kein rationaler Schritt, sondern eine Art Flucht, eine Ablenkung von einer bitteren Erkenntnis. Diese impliziert, dass die Welt von herzlosen Tyrannen regiert wird, dass wir ihnen hilflos ausgeliefert sind und dass es eigentlich keinen großen Unterschied zwischen uns und den Bauern in irgendeinem Dorf in Bayern während des Dreißigjährigen Kriegs gibt.

Doch es gibt ihn. Der Unterschied ist, dass der Bauer im 17. Jahrhundert keine politische Macht hatte. Anstatt sich also gegen die Raketen zu wappnen, die ohnehin jeden Schutzraum zertrümmern, ist die Politik gefragt, die Realität zu ändern und sicherer für die Menschen zu machen.

Hagai Dagan lehrt Jüdisches Denken am Sapir College in Sderot und ist Autor vieler Sachbücher und Romane. Auf Englisch erschien sein Spionagethriller „The Marsh Angel“.

Kommentar von Jan Pfaff zur EU, die sich auf einen Präsidenten Trump vorbereiten muss

Eigene Macht entwickeln – und gezielt einsetzen

Noch ist Donald Trump nicht zurück im Oval Office. Aber in den vergangenen Tagen ist seine Rückkehr sehr viel wahrscheinlicher geworden. Es bleibt also nicht viel Zeit für die EU, sich auf ein geopolitisches Worst-Case-Szenario vorzubereiten. Trumps außenpolitische Überzeugungen kennt man aus seiner ersten Präsidentschaft. In seiner Welt ist der Starke am mächtigsten allein, internationale Politik ist ein Nullsummenspiel – wenn einer etwas gewinnt, muss jemand anderes etwas verlieren.

Bei der Vorbereitung auf Trump 2.0 werden zunächst immer die Sicherheitspolitik und die Absicherung der Militärhilfe für die Ukraine genannt. Diese Priorisierung ist richtig, der Krieg in der Ukraine entscheidet über die Zukunft des Kontinents. Wenn es nicht gelingt, die russische Aggression zu stoppen, erübrigt sich vieles andere. Worauf sich Europa bei Trump 2.0 aber auch

einstellen muss, ist, dass er die Wirtschaftskraft der USA wieder verstärkt als Waffe in der internationalen Politik einsetzen wird. Da geht es nicht nur um Protektionismus, sondern auch darum, Strafzölle und Sanktionen gegen Privatpersonen, einzelne Unternehmen und ganze Branchen als politische Triggerpunkte einzusetzen. Mit dem Office of Foreign Asset Control (OFAC) verfügen die USA über eine extrem mächtige Sanktionsbehörde. Die Angst, vom wichtigen US-Markt und vom Dollar als internationaler Leitwährung ausgeschlossen zu werden, lässt europäische Unternehmen und vor allem Banken auch kleinste außenpolitische Veränderungen in Washington beobachten und oft schon im vorausgehenden Gehorsam ihr Verhalten anpassen.

Zu den Aufgaben der gerade wiedergewählten EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen müsste es daher gehören, den Aufbau eines EU-Sanktionsbüros

ähnlich dem OFAC voranzutreiben. Nur wer glaubhaft mit ähnlich schmerzhaften Gegenmaßnahmen drohen kann, würde bei Verhandlungen mit einer möglichen Trump-2.0-Regierung ernst genommen. Noch wichtiger wäre, das Einstimmigkeitsprinzip in der Außen- und Sicherheitspolitik zugunsten qualifizierter Mehrheitsentscheidungen abzuschaffen. Nur darauf zu hoffen, dass Trump-Fan Viktor Orbán bei wichtigen Abstimmungen vor die Tür geht, ist auf Dauer keine Lösung. Orbán und den slowakischen Ministerpräsidenten Robert Fico aber dazu zu bringen, einer solchen Reform zuzustimmen und damit selber auf einen Machthebel zu verzichten, dürfte sehr schwer werden. Dennoch: Die EU ist einer Welt, in der es zunehmend ruppiger zugeht, nicht schutzlos ausgeliefert. Sie hat Macht, wenn sie sich richtig aufstellt. In einer zweiten Trump-Präsidentschaft wird sie lernen müssen, diese auch gezielt einzusetzen.



Kommentar von Daniel Zylbersztajn-Lewandowski zum Programm der Starmer-Regierung in Großbritannien

Securonomics statt Kindergeld

Eigentlich sollte im Königreich mit der Keir-Starmer-Regierung eine Partei an der Macht sein, die sich für soziale Anliegen, Gerechtigkeit und die Rechte von Arbeiter:innen einsetzt. Doch die neuen Slogans aus der Partei lauten „Securonomics“ und Wachstum. Unter Jeremy Corbyn vor fünf Jahren klang das noch anders: „For the many, not the few.“

Immerhin will sich die Partei des Menschenrechtsanwalts Starmer nicht nur hinter das europäische Menschenrecht stellen, sondern ist auch an der Aufarbeitung von Unrecht und an entsprechender Entschädigung interessiert: etwa der Opfer des „Blutskandals“, der Angestellten im „Post-Office-Skandal“, der Geschädigten des „Windrush-Skandals“, als Überlebende der britischen Kolonialherrschaft aus der Karibik in Großbritannien kriminalisiert wurden, sowie der Opfer und Überlebenden des Infernos vom Grenfell Tower.

Auch sind viele von Gewerkschaften geforderte Schutzmaßnahmen für Arbeitnehmer:innen groß im Programm: das Ende der Nullstundenverträge und der Hire-and-Fire-Praxis sowie ein Verbot von Lohnunterschieden zwischen Menschen mit unterschiedlichen Identitätsmerkmalen. Das Pflegepersonal soll künftig „faire Gehälter“ erhalten. Im Sinne progressiver Politik ist auch das Vorhaben, häusliche Gewalt bis Regierungsende zu halbieren, Änderungen im Baurecht, die 1,5 Millionen Wohnungen liefern sollen, sowie ein verstärkter Mieterschutz für Millionen von Menschen, die auch auf eine bessere, bald verstaatlichte Bahn hoffen können. Die mentale Gesundheitsversorgung soll aufgewertet werden und Frühstücksprogramme in allen Schulen sollen weitere Barrieren abbauen und gegen Kinderarmut helfen.

Doch gerade die Politik zur Kinderarmut ist es, die der neuen Labour-Regierung

schon jetzt zum Verhängnis geworden ist. Viele Hilfsorganisationen und Vertreter:innen nahezu aller Parteien fordern die Abschaffung der von den Tories eingeführten Begrenzung des Kindergelds auf nur zwei Kinder. Würde diese abgeschafft werden, könnten Expert:innen zufolge fast eine halbe Million Kinder aus der Armut gehoben werden. Doch die Labour-Führung Starmers glaubt, sie könne die Kosten dafür, umgerechnet drei bis vier Milliarden Euro pro Jahr, derzeit aufgrund der Staatsverschuldung nicht verantworten.

Bei der Wahl zwischen sich selbst aufgezwungenen Wirtschaftsregeln und eindeutigen Maßnahmen gegen Kinderarmut hätte gewissenhafte Politik keine Probleme, die richtige Entscheidung zu treffen, glaubt der renommierte britische Journalist Andrew Marr im *New Statesman* und stellt deshalb die berechtigte Frage: Woran glaubt Labour überhaupt noch?

Der rote Faden

Cancel-Mist



Durch die Woche mit
Ariane Lemme

Ich kann beim besten Willen keinen Judenhass erkennen

Ich bin keine Freundin des Cancels. Eigentlich. Menschen machen Fehler. Daraus lernen zu können, sollte man jedem zugestehen. Klar weiß ich, dass einem dieses Zugestehen bei manchen leichter fällt als bei anderen.

Und obwohl ich das Prinzip Leute wegen eines einmaligen Fauxpas für nicht mehr satisfaktionsfähig zu erklären, eigentlich Mist finde, bin ich natürlich auch nicht frei davon. Ich erinnere mich, wie ich nächtelang die Liste der Unterzeichner:innen des offenen Briefs von Autor:innen durchforstet habe, die sich nach dem 7. Oktober gegen das Schweigen des Literaturbetriebs zum

Terror der Hamas wandten. Und wie enttäuscht ich war über all die Schriftsteller:innen, die ich gut finde und deren Namen ich dort nicht fand.

Gut fand ich natürlich auch immer El Hotzo, seine täglichen Zusammenfassungen des Irrsinns der Welt in kleinen Memes. Diese Woche ist er allerdings zu weit gegangen, als er in einem seiner Slides fragte, was der letzte Bus und das Attentat auf Donald Trump gemeinsam hätten – und mit „leider knapp verpasst“ kommentierte. Jetzt hat der RBB ihm deshalb gekündigt.

Klar, ich finde seinen Witz absolut unangemessen, auch politischen Geg-

Kein anderer Weg

An vollen Bürgerrechten für die Palästinenser – in einem oder in zwei Staaten – ist kein Vorbeikommen. Die internationale Bühne muss mit vereinter Kraft darauf hinwirken

Von Raja Shehadeh

Die späten 1980er und frühen 1990er Jahre waren eine Zeit der Hoffnung. Der Kalte Krieg schien vorbei zu sein. Im Sommer 1987 sang David Bowie an der Berliner Mauer, und es war, als bereitete er damit den Weg für das vor, was zwei Jahre später dort geschehen sollte. Am 9. November ab Mitternacht konnten die Bürger der DDR die Grenzen frei überschreiten. Die Mauer war gefallen.

In Südafrika vollzog sich in derselben Zeit eine ähnlich positive Wende, die in den Wahlen vom 27. April 1994 gipfelte, an denen alle Südafrikaner – unabhängig von ihrer Hautfarbe oder Herkunft – teilnehmen durften. Als Südafrika das Bevölkerungsregistrierungsgesetz aufhob, das weiten Teilen der Bevölkerung aufgrund ihrer Rasse ihre Rechte abgesprochen hatte, wurde das Apartheidsystem effektiv beendet.

Warum haben solche Hoffnung schürenden Ereignisse, die langjährigen Ungerechtigkeiten ein Ende gemacht hatten, die israelische Regierung nicht dazu bewogen, die Besetzung der palästinensischen Gebiete zu beenden und einen dauerhaften Frieden zwischen Palästinensern und Israelis herbeizuführen? Warum setzte sich die Welt nicht mit aller Kraft dafür ein? Und welche Rolle könnte der Krieg im Gazastreifen, der einen schrecklichen menschlichen Tribut forderte, für den Beginn einer globalen Veränderung spielen?

Wenn ich in der Vergangenheit meine eher links orientierten israelischen Freunde fragte, warum das Ende der Apartheid in Südafrika keine Inspiration für die Israelis sei, erhielt ich zwei unterschiedliche Antworten. Die erste war, dass die Weißen in Südafrika verloren haben, die Israelis aber nicht. Irritierend, denn diese Denkweise setzte das Ende weißer Vorherrschaft mit einer Niederlage der weißen Bevölkerung gleich. In Wirklichkeit war es doch ein Sieg für beide Seiten. Die zweite, überzeugendere Antwort lautete, dass die Israelis ihre Situation in keiner Weise mit der Apartheid vergleichen würden und daher nicht der Meinung seien, dass sie eine ähnliche Lösung benötigten. Die eigentliche Antwort liegt indes auf der Hand.

1991 kam es mit der internationalen Friedenskonferenz in Madrid zum Versuch, die Konfliktparteien an einen Tisch zu bringen. Und diese Bemühungen führten im Oktober 1993 zur Unterzeichnung des Osloer Abkommens, das mit dem berühmten Händedruck von Israels Premierminister Jitzhak Rabin und dem Chef der Palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO) Jassir Arafat auf dem Rasen des Weißen Hauses gefeiert wurde. Ein Ereignis, das illusorische Hoffnungen weckte. Um den Unterschied zwischen der Sichtweise der Israelis und der der Palästinenser auf die Geschichte ihres Staats zu verstehen, müssen wir zu den prägenden Ereignissen von 1948 – dem Jahr der Gründung des Staats Israel – zurückgehen und über die Nakba (arabisch für Katastrophe) nachdenken, wie die Palästinenser die Ereignisse von damals nennen. In Israel hingegen spricht man in diesem Zusammenhang vom Unabhängigkeitskrieg. Das ist seltsam, denn es suggeriert, dass Israel seine Unabhängigkeit von den Briten erlangt

hat. Es war jedoch Großbritannien selbst, das in der Balfour-Erklärung von 1917 den Juden das Land mit seiner mehrheitlich palästinensischen Bevölkerung versprach. In der Erklärung hieß es: „Die Regierung Seiner Majestät betrachtet die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina mit Wohlwollen [...]“. Und es waren auch die Briten, die während des britischen Mandats über Palästina von 1922 bis 1948 darauf hinwirkten, die Gründung eines jüdischen Staats zu ermöglichen. Ich würde vermuten, dass der wahre Grund für diese Namensgebung darin liegt, dass die damalige israelische Führung bestrebt war, sich innerhalb der Gruppe der dekolonisierten Nationen zu positionieren.

Wie lässt sich heute, fast drei Jahrzehnte nach der Unterzeichnung der Osloer Abkommen, die Situation beschreiben? Nach mehr als 50 Jahren hartnäckiger Versuche Israels, der Welt zu vermitteln, dass es sich bei seinem Status in den besetzten Gebieten nicht um den eines Besatzers, sondern um die Erfüllung des Wunsches des Allmächtigen handelt, nennt die Welt mittlerweile immerhin das Kind beim Namen – nämlich Besetzung, wie die Aussagen vieler Nationen bei den Anhörungen des Internationalen Gerichtshofs (IGH) im Februar 2024 zeigen. Dies betrifft alle 1967 von Israel besetzten Gebiete, einschließ-

lich Ostjerusalem. Die israelischen Siedlungen im Westjordanland und im Osten Jerusalems werden weiterhin als illegal bezeichnet.

Der Niedergang der Linken in Israel und die ausgedehnten israelischen Siedlungen, die durch einen massiven Zustrom von Geldern aus den USA ermöglicht wurden, haben nun einen Wahlblock von Siedlern hervorgebracht, der es für jede israelische Regierung politisch unmöglich machen würde, sich aus den besetzten Gebieten zurückzuziehen. Doch wenn Israel dies nicht tut, wird das Land immer weiter nach rechts rücken und könnte sich letztlich zu einem offen faschistischen, rassistischen Staat entwickeln. Wenn Israel das verhindern will und wenn es nicht weiterhin beschuldigt werden will, ein Apartheidregime zu führen, dann wird es schlussendlich das tun müssen, was Südafrika getan hat, nämlich allen Menschen, die im Gebiet von Großisrael, dem historischen Palästina, leben, das Wahlrecht zu geben. Auf diese Weise könnte in Israel und Palästina ein einziger demokratischer, säkularer, also nicht länger jüdischer Staat errichtet werden.

Gegenwärtig ähnelt die Beziehung Israels zu den palästinensischen Gebieten eher Kolonialismus als Besetzung. Besetzung ist eine vorübergehende, militärische Kontrolle außerhalb der souveränen Grenzen des Staats. Die Kontrolle der jüdischen Siedlungen in den besetzten Gebieten ist zivil und in den Augen von Politik und Gesellschaft von Dauer. Im Westjordanland leben heute über 600.000 israelische Bürger. Israel kontrolliert die Ein- und Ausreise, Zölle und Steuern, den Tourismus, den Handel und sogar die Registrierung von Geburten und Todesfällen in diesen Gebieten.

Im Westjordanland leben zwei Gemeinschaften – israelische Juden und palästinensische Ara-

eine „schwarze“ Staatsbürgerschaft ohne politische Rechte.

Die sehr hohen menschlichen und materiellen Kosten des gegenwärtigen Kriegs in Gaza beweisen letztlich, dass das, was Israel von Palästina befürchtet, die Existenz Palästinas selbst ist. Was wäre aber, wenn dieser Krieg nicht mit einer Waffenruhe oder einem Waffenstillstand enden würde, sondern mit einer umfassenden Lösung des jahrhundertalten Konflikts zwischen dem palästinensischen und dem israelischen Volk?

Was wäre, wenn dieser Krieg nicht nur mit einer Waffenruhe enden würde, sondern mit einer umfassenden Lösung des Konflikts?

Wenige Wochen nach Beginn der Besetzung im Jahr 1967 schlug mein Vater, Aziz Shehadeh, die Gründung eines palästinensischen Staats an der Seite Israels entlang der Teilungsgrenzen von 1947 mit einer Hauptstadt in Jerusalem sowie Verhandlungen über alle anderen noch offenen Fragen vor. Heute, fast 57 Jahre später, herrscht nahezu Konsens darüber, dass es nur dann Frieden in der Region geben wird, wenn ein palästinensischer Staat gegründet wird.

Wir können es uns nicht leisten, tatenlos zuzusehen. Es stimmt, dass die messianische religiöse Rechte in der israelischen Politik dominiert und dass die palästinensische Politik zersplittert ist und keine einheitliche Vision hat. Die Wahrscheinlichkeit, dass ohne Druck von außen ein Wandel von innen kommt, ist jedoch minimal. Es muss ein Mechanismus gefunden werden, der die USA nicht als einzigen Sponsor der nachfolgenden Verhandlungen belässt, denn sie sind keine neutrale Partei. Nicht zuletzt im Verfahren vor dem IGH haben die USA ihre Voreingenommenheit offenbart.

An den Verhandlungen müssen neben den USA auch andere Geldgeber, darunter die UN und der Globale Süden, beteiligt werden, um alle noch offenen Fragen zu erörtern: volle Anerkennung eines palästinensischen Staats, Flüchtlinge, Gefangene, Siedlungen und künftige Beziehungen zwischen Israel und Palästina. Die volle Kraft des internationalen Drucks ist erforderlich, um dies zu erreichen. Bleiben die USA der einzige Sponsor der Verhandlungen, werden diese scheitern.

Wenn es zu diesen Veränderungen kommt, wird das unermessliche Leid der Menschen im Gazastreifen und das der israelischen Geiseln und ihrer Familien nicht umsonst gewesen sein. Für die Mehrheit der Palästinenser, die nicht der Hamas angehören; für die Israelis, die nur mit Bestürzung zusehen konnten, was ihre Regierung tat, ohne dem Grauen Einhalt gebieten zu können; für diejenigen unter uns, die mit unerschütterlicher Gewissheit davon ausgehen, dass die einzige Zukunft darin besteht, dass die beiden Völker zusammenleben – für sie mag die Zukunft düster erscheinen. Der Blick in die Geschichte der Region zeigt, dass nur nach großen Umwälzungen auch hoffnungsvolle Konsequenzen folgen. Die Madrider Friedenskonferenz fand schließlich auch nicht grundlos statt, sondern nach den schwierigen Jahren der Ersten Intifada.

Illustration:
Katja
Gendikova



Schweige-Bullshit

ner:innen wünscht man nicht den Tod. Enttäuscht von El Hotzo bin ich aber schon viel länger. Nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine hatte er tagelang seine täglichen Meme-Slides eingestellt – aus Erschütterung, Pietät, guten Gründen. Das fand ich toll.

Am und nach dem 7. Oktober: nichts dergleichen. Kein Kommentar, nichts. Seitdem habe ich eigentlich jeden Respekt vor ihm verloren. Keine:r muss sich zu einem komplizierten Konflikt äußern, den er nicht versteht. Aber unerschüttert bleiben, ohne Anteilnahme, am 7. Oktober, als es noch gar keine Reaktion von Israel gab – das hat er mit

vielen gemeinsam, enttäuschenderweise auch mit vielen Künstler:innen und Autor:innen, die ich mal mochte, aber das macht's nicht besser.

Andererseits muss man vielleicht froh sein um jede:n, der bloß still geblieben ist.

Es gibt ja auch die Leute, die da erst so richtig angefangen haben zu sprechen. Oder Leute, wie das US-Model Bella Hadid, die schon lange vor dem 7. Oktober mit einer „From the River to the Sea“-Haltung aufgefallen war, seitdem ihre rund 61 Millionen Follower auch gern mit Hamas-Propaganda beglückt.

Follower-Glück

Jetzt hatte Adidas sie für die Kampagne für den Relaunch der Olympia-Schuhe von 1972, auch bekannt als „Samba“, gebucht – durchaus passend, schließlich wurden bei den Spielen in München damals zwei Mitglieder des israelischen Teams von einer palästinensischen Terrorgruppe massakriert, neun weitere erst als Geiseln genommen – und bei der völlig versauten Geiselbefreiung ebenfalls ermordet.

Auch damals war die Erschütterung groß. So groß, dass die Bundesregierung 50 Jahre brauchte, um noch mal über die Entschädigungen nachzudenken. Adidas war ein bisschen schnell-

er. Nach Protesten hat der Konzern am Freitag mitgeteilt, die Kampagne „überarbeiten“ zu wollen.

Aber wer weiß, vielleicht hatten die Sportler damals auch nur „provoziert“ (durch ihre schiere Anwesenheit) – so wie das Paar, das diese Woche auf der Berliner Torstraße ein Eis essen wollte (und dabei nicht von einer vorbeiziehenden Pro-Palästina-Demo gefilmt werden wollte). Später titelte eine Boulevardzeitung: „Davidstern provoziert Angriff auf zwei Juden“. Ach so. Dann macht es ja Sinn, dass eine der beiden Angegriffenen mit dem Kopf auf den Boden geschlagen wurde. War doch an-

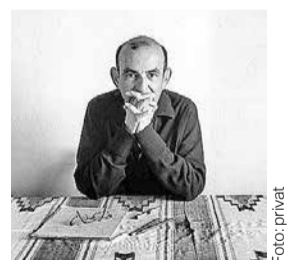
De-Provokation

sonsten 'ne friedliche Demo. Die Zeitung hat die Überschrift dann auch noch mal geändert.

Tja. Wir können alle dazulernen. Vielleicht sogar die Leserin Katrin, die diese Woche im *Tagesspiegel* – als Reaktion auf einen dort veröffentlichten Text – ankündigte, ihr taz-Abo zu kündigen.

Und logisch, auch ich bin für manches Unrecht sehr viel blinder als für anderes. Ich verspreche: Wenn Katrin die taz nicht cancelt, werde ich auch nicht mehr pauschal alle Zum-7.-Oktober-Schweiger:innen zu Antisemit:innen abstempeln.

Nächste Woche Silke Mertins



Raja Shehadeh ist 1951 in Beirut geboren, Schriftsteller und Menschenrechtsaktivist. Mitte August erscheint im Westend Verlag sein neues Buch „Was befürchtet Israel von Palästina?“.

Foto: privat



Sieht harmlos aus, ist aber gefährlich: „Compact“-Chefredakteur Jürgen Elsässer
Foto: Swantje Stein/reuters

Kein Magazinverbot, ein Netzwerkverbot

Wer sich nach dem Verbot von „Compact“ nur um die Pressefreiheit sorgt, unterschätzt die Macht und Gefahr des rechtsextremen Magazins. Sein Ende kann nur der Anfang sein

Von **Andreas Speit**

Auf der Werbung zum „Tag des Vorfeldes“ ist ein Who is Who der rechtsextremen Medienetzwerke von Magazinen bis zu Radiosendern angekündigt. Bei der Veranstaltung der AfD Schleswig-Holstein am Samstag dürfte jedoch eines der angekündigten Medien fehlen. Ausgeladen wurde *Compact* zwar nicht, doch am 16. Juni verbot das Bundesministerium des Inneren (BMI) das rechtsextreme Magazin um Chefredakteur Jürgen Elsässer auf Grundlage des Vereinsrechts. Ein Eingriff in die Presse- und Meinungsfreiheit?

Nein, vielmehr ein konsequentes Vorgehen gegen einen Networker, der in all seinen Auftritten und Schreiben ein Ziel verfolgt: „Wir wollen einfach das Regime stützen.“

Allein die angekündigte Teilnahme des Magazins an dem

AfD-Event bestätigt deren strategische Intention. *Compact* wollte an dem Tag mit weiteren Szenepublizist*innen wie Benedikt Kaiser und Szenemedien wie „Trigger FM“ für die AfD das Sag- und Wählbare weiter verschieben. Seit Jahrzehnten bemühen sich Akteure des Rechtsextremismus mit Diskursen und Debatten, die Denks- und Verhaltensweise der Mitte der Gesellschaft zu beeinflussen. Um die bestehenden Verhältnisse zu delegitimieren – und letztlich zu eliminieren.

Die Erfolge der Szene spiegeln sich nicht nur in der Mandatsergänzung im politischen Raum wider. Es wird auch ein verkürzter Antonio Gramsci kolportiert. In „Kulturkampf von rechts“ empfahl Alain de Benoist, ein französischer Vordenker der Neuen Rechten, 1985 die Strategie des italienischen Marxisten mit einem Bonmot: „Die alte Rechte ist tot. Sie hat es

wohl verdient.“ Diesen Gramscismus von rechts forcierte Elsässer schon lange mit seinem Magazin – inklusive *Compact* TV, einem Shop und Sommerfesten.

Elsässer wurde als linker Publizist bekannt, doch nachdem er den Linken vorwarf, mit Wokeness und Gutmenschen die „einfachen Leute“ zu verraten, wandte er sich zur Front gegen Humanität. Diese frühe Kritik formulierte später Sahra Wagenknecht ganz ähnlich. Kein Wunder also, dass die Vorsitzende des Bündnis Sahra Wagenknecht auf dem Cover der *Compact* schon als „Die beste Kanzlerin“ gefeiert wurde. Ein ehemaliger Mitstreiter aus dem kommunistischen Bund (KB) pointierte früh, dass Elsässer das revolutionäre Subjekt „Proletariat“ gehen „Volk“ austauschte. Seitdem hat der Chefredakteur sich mehr und mehr einem ethnischen Volksverständnis zugewandt.

Das ist eine der Positionen, die das BMI in ihrer fast 80-seitigen Begründung für das Verbot anführt. Dieses Verständnis Elsässers führte zu einem radikalen Hass gegen alle nicht „Bio-Deutschen“ und „Links-Versiffen“. Eine weitere Begründung des BMI: Die ständig verbreiteten Verschwörungserzählungen, in denen immer wieder auch von „den Juden“ geraunt wurde.

Die stabile Auflagenhöhe, die starke Internetpräsenz und die gut besuchten Veranstaltungen brachten dem Magazin politischen Einfluss und ökonomische Gewinne. Das Magazin wurde zur Radikalisierungsmaschine für viele. *Compact* gelang es, sich AfD-strömungs- aber auch als spektrumsübergreifend zu etablieren. Es war nie das AfD-Magazin und war es doch. Den radikalen Kurs von Björn Höcke trieb es voran.

Mit Götz Kubitschek gründete Elsässer den Verein „Ein Prozent“, der rechtsextreme

Projekte wie die Identitäre Bewegung unterstützt. Deren Posterboy, Martin Sellner, gehörte zu den Stammautoren des Magazins. In einem Video erklärte er: „Unser Ziel ist nicht die Beteiligung am Diskurs, sondern sein Ende als Konsensform, nicht ein Mitreden, sondern eine andere Sprache.“ Und der Ex-*Compact*-Redakteur und nun AfD-Bundestagsmitarbeiter Mario Müller ergänzte: „Wir wollen keinen Stehplatz im Salon, sondern ein Ende der Party.“

So reden und schreiben Feinde der Demokratie, die jetzt die fehlende Meinungsfreiheit beklagen. Elsässer und Co wollen kein offenes Gespräch, sie wollen ein geschlossene Gemeinschaft, ein Ende der parlamentarischen Demokratie und der liberalen Gesellschaft. Wen jetzt also allein die Sorge der Pressefreiheit umtreibt, der könnte die Gefahr des Netzwerks *Compact*, ihre Strategie und ihre Macht verkennen.

Umberto Eco hat das Paradoxon zum intellektuellen Rechtsextremismus früh formuliert: „Um tolerant zu sein, muss man die Grenzen dessen, was nicht tolerierbar ist, festlegen.“ Das Verbot war also geboten. Die Ultima-Ratio-Maßnahme war die späte Reaktion gegen einen zentralen Player des Rechtsextremismus. Doch das Ende von *Compact* kann nur ein erster Schritt sein, weitere Grenzziehungen sollten folgen.

Das befreundete Netzwerk um Kubitscheks scheint sich auf jeden Fall schon vorzubereiten, eine organisatorische Umstrukturierung erfolgte bereits. Denn die Verbotsbegründung von *Compact* dürfte sich Kubitschek als Verleger vom Antaois-Verlag ganz genau durchlesen. Schließlich ließe sich diese auch auf andere übertragen. Zeit sich weitere Publikationsnetzwerke genauer anzuschauen. Schließlich folgen den rechtsextremen Worten schon viel zu lange Taten.



Erica Zingher
Grauzone

Luft anhalten und untertauchen in Berlin

Ganz sicher war ich mir nicht, ob ich mit diesem Thema eine ganze Kolumne füllen könnte. Ob das überhaupt ein Thema war oder nur meine eigene Paranoia. Aber da saß ich nun, mir gegenüber eine gute Freundin und vor mir, auf dem Tisch, ein viel zu großes Stück koschere Napoleon-Torte, das sie für uns gekauft hatte.

Ich stocherte in der Puddingfüllung herum und erzählte davon, wie schwer es mir mittlerweile fiel, Berlin zu ertragen, wie genervt, manchmal auch verängstigt ich war. Verängstigt, weil der Israel- und Judenhass die Häuserwände und Straßen überschwemmt, und genervt von den sich politisch inszenierten Deutschen, die sich ihre Kufijas stylisch als bauchfreies Top binden oder lässig über die Schulter werfen.

„In der Bahn hat sich eine Frau über den Krieg in der Ukraine ausgelassen“, erzählte meine Freundin. „Man könne ja gar nicht wissen, was dort passiere, Selenskyi sei ja auch Jude und habe deshalb ein zionistisches Denken.“ Niemand habe der Frau widersprochen, auch meine Freundin nicht, dabei hätte sie gern. „Aber“, erklärte sie, „ich habe Angst, dass mir etwas passiert, wenn ich den Mund aufmache.“ Ich weiß, dass wir beide an das jüdische Pärchen denken, das in Berlin aus einem israel-feindlichen Autokorso heraus angegriffen und bespuckt worden war. 10 bis 15 Menschen sollen die beiden angeschrien und gefilmt haben; der Mob soll dem Paar sexuelle Gewalt angedroht und Bezug auf die Taten der Hamas an israelischen Frauen genommen haben.

„Es ist, als ob ich mich langsam auflöse in dieser Stadt“, sagte meine Freundin noch. Weil sie sich wegduckte, versuche, nicht aufzufallen.

Neulich war ich in Frankfurt, und plötzlich überkam mich zum ersten Mal seit Monaten das Gefühl von innerer Ruhe. Fast so, als hätte ich die ganze Zeit über die Luft angehalten und in Frankfurt zum ersten Mal nach viel zu langer Zeit tief eingatmet und wieder aus.

In Frankfurt kenne ich nur den Hauptbahnhof, ein paar Hotels im Bahnhofsviertel, die Wohnungen einiger Freundinnen und die jüdi-

„Leute, wo seid ihr?
Hallo, ist da noch wer?“

sche Gemeinde. Auch in Frankfurt wird es Antisemiten geben, deutsche Kufija-Stylos, Überfahrer mit „Free Palestine“-Aufklebern oder solche, auf deren Smartphones Terrorvideos laufen, ganz so wie in Berlin, während sie viel zu schnell durch die Straßen rasen.

Ich habe sie – zu meinem Glück – dort bislang nicht getroffen, stattdessen habe ich eine Offenheit erlebt, die ich aus Berlin nicht kenne, und Taxifahrer kennengelernt, die mich kommentarlos vor der jüdischen Gemeinde einsammelten, weil diese so viel selbstverständlicher zur Stadtgesellschaft dazu gehört, als ich es in Berlin wahrnehme.

„Leute, wo seid ihr?“, so war ein Text von Dana Vowinkel überschrieben, den sie nur wenige Wochen nach dem Terrorangriff der Hamas geschrieben hat. Eine schockierte, fast schon verzweifelte Anklage an ihr Umfeld, das nach dem 7. Oktober lieber schwieg als sich nach ihr zu erkundigen. Ich weiß nicht, ob Dana diesen Satz heute noch in die Welt ruft. Für mich schwebt er seit Oktober immer noch über Berlin, über unseren Leben.

Leute, wo seid ihr, wenn Juden bespuckt und angegriffen werden? Leute, wo seid ihr, wenn antisemitische Verschwörungstheorien in der Bahn ausgebreitet werden? Hallo, ist da noch wer?

Jeden Tag wäge ich ab: ich selbst sein und Gefahr laufen, bespuckt oder ins Gesicht geschlagen bekommen, oder unauffällig bleiben. Meistens entscheide ich mich für Letzteres, lasse Davidsternkette und andere Symbole zu Hause, weil ich mit dieser Anspannung nicht umgehen kann. Fast noch schlimmer als die Sorge vor Angriffen ist das Gefühl, dass da niemand wäre, der einschreiten, sich schützend vor dich stellen würde. Je mehr Zeit vergeht, wird dieses Gefühl zur traurigen Gewissheit, auf sie folgt die Einsamkeit.

Erica Zingher arbeitet als Journalistin für den Verein *democ*.

Hier erscheinen zwei Kolumnen im Wechsel. Nächste Woche: **Geraschel** von **Doris Akrap**

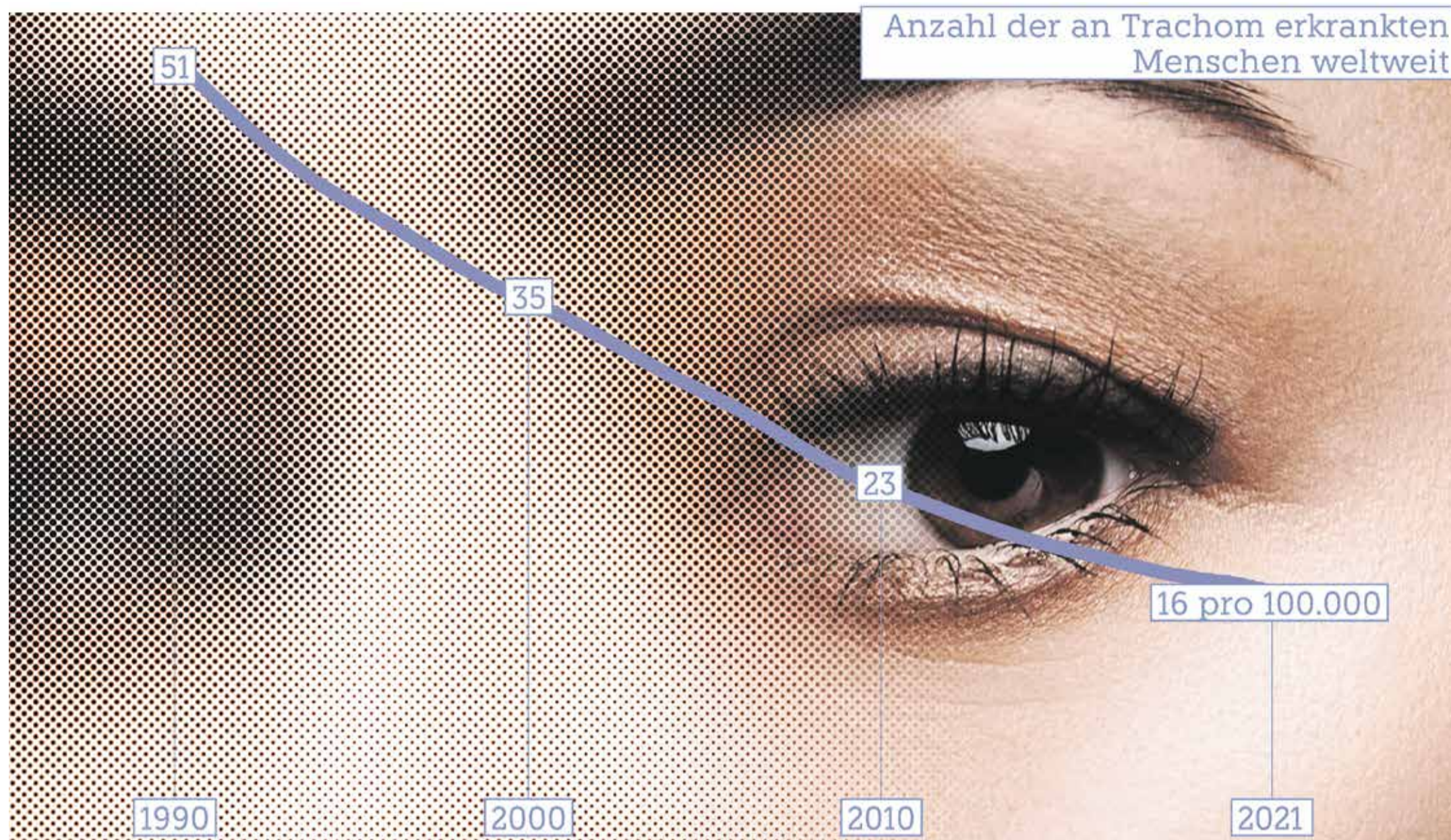
taz talk

Kontroverse Themen, integrale Gäst:innen, hitzige Debatten, kühle Drinks – das alles und viel mehr bieten Ihnen unsere taz Talks.

Entweder live in der taz Kantine oder in den digitalen Welten: Schalten Sie einfach bequem von zu Hause ein – die Drinks müssen Sie dann allerdings selber mischen.



Alle aktuellen und vergangenen Talks zum Dabeisein und Nachschauen finden Sie hier: taz.de/talks.



Grafik: Anna Eschenbacher, Johanna Hartmann, Francesca Morini. Quelle: Our World in Data. Foto: stock.adobe.com

die gute nachricht

Das Trachom ist weltweit auf dem Rückzug

Immer weniger Menschen entwickeln ein Trachom, eine schmerzhafte bakterielle Augenentzündung, die im Endstadium zu Erblindung führt. Vor allem in Ländern des globalen Südens ist die Krankheit noch präsent. Nach einer Auswertung des Institute for Health Metric and Evaluation gab es im Jahr 1990 weltweit 51 Fälle pro 100.000 Menschen. 2021 waren es nur noch 16. Übertragen wird die Krankheit über Augen- und Nasensekrete, Kleidung und eine Fliegenart, die die Augen angreift. Die Zahl der Infizierten sinkt, weil mehr Menschen

Zugang zu sauberem Wasser und sanitären Einrichtungen haben, auch das verbesserte Müllmanagement in Städten des Globalen Südens hilft. Infektionen können mit Antibiotika behandelt werden. Im Endstadium kann eine Operation, die etwa 40 US-Dollar kostet, vor dem Erblinden bewahren. Weil beide Therapiemethoden zunehmend angewendet werden, sinkt auch die Zahl an Infizierten, die erblinden. Allerdings: 1998 setzte die WHO sich zum Ziel, das Trachom bis 2020 zu eliminieren. So weit ist es noch nicht. *Jerrit Schlosser*



Ulrike Herrmann
Cash & Crash

Deutschland bezuschusst E-Autos nicht mehr und schwupp – schon stapeln sich auf dem Werksgelände von Tesla die unverkauften Karossen

Prognosen können großer Quatsch sein. Im Jahr 2014 behauptete der einflussreiche Technikoptimist Tony Seba, unter anderem Dozent an der US-Universität Stanford, dass sich das E-Auto schon 2025 komplett durchgesetzt haben würde. Der Verbrennermotor werde dann ein Fall fürs Museum sein. Im Jahr 2024 ist davon nichts zu sehen; E-Autos sind noch immer ein Minderheitengemisch. Im vergangenen Jahr wurden weltweit fast 14 Millionen E-Autos verkauft, was beachtlich klingt. Doch insgesamt wurden mehr als 80 Millionen Pkw verkauft, so die Internationale Energieagentur (IEA). E-Autos kamen also nur auf einen Anteil von 18 Prozent. Der Rest waren Benziner und Dieselfahrzeuge.

An welcher Stelle hat Seba sich verkalkuliert? Er hat allzu sehr auf die Macht der Analogie vertraut. Er schloss vom Siegeszug des Autos auf einen ähnlichen Triumph der E-Variante. Denn das Automobil setzte sich in den USA erstaunlich schnell durch. Im Jahr 1910 machten Autos

erst 11 Prozent aller Fahrzeuge aus – der Rest war zu Pferde unterwegs. 1920 dominierte das Auto bereits mit 81 Prozent. In zehn Jahren hatten die Amerikaner zwei völlig neue Industriebranchen aus dem Boden gestampft: die Autoindustrie und den Straßenbau – und das während des Ersten Weltkriegs.

Eine ähnliche Dynamik ist bei strombetriebenden Autos nicht zu beobachten. Auch, weil sie immer noch vergleichsweise teuer sind. Seba hatte 2014 prognostiziert, dass ein E-Auto im Jahr 2025 im Durchschnitt nur noch 10.000 Dollar kosten werde – schön wär's. Tatsächlich werden derzeit mindestens 28.000 Euro pro Stromer fällig. Damit bekäme man einen Renault Twingo, der laut ADAC am billigsten ist. Die meisten E-Autos kosten aber eher um die 40.000 Euro und mehr.

Da E-Autos teuer sind, werden sie weltweit subventioniert. Ob in Europa, den USA oder China – ohne staatliche Hilfe würde sich dieser Markt gar nicht entwickeln. Das ist ein weiterer Unterschied, den Seba

Das E-Auto hat schon deshalb eine Zukunft, weil es eine Zukunft haben muss

übersehen hat: Der Verbrennermotor hat sich vor hundert Jahren ganz allein durchgesetzt, da musste keine Regierung nachhelfen.

Wie wichtig staatliche Subventionen sind, zeigt sich bei Tesla. Seit Jahresanfang werden E-Autos in Deutschland nicht mehr bezuschusst und schwupp – schon brach der Absatz ein. Auf dem Werksgelände im brandenburgischen Grünheide stapelten sich die Karossen. Auch in den USA änderten sich die Regeln dazu, wie E-Autos von der Steuer abgesetzt werden können. Schon wenig später musste Tesla-Chef Elon Musk ankündigen, dass weltweit zehn Prozent seiner Angestellten gehen sollen.

Trotzdem wäre es falsch, das Ende der E-Autos zu verkünden. Es kommen neue Anbieter auf den Markt,

vor allem aus China, und der weltweite Absatz wächst. Allein in diesem Jahr sollen die Verkaufszahlen laut IEA um 20 Prozent steigen. Dann wären wir schon bei 17 Millionen E-Autos pro Jahr. Das fossilfreie Auto hat schon deswegen eine Zukunft, weil es eine Zukunft haben muss. Der Straßenverkehr ist weltweit für ein Sechstel der emittierten Treibhausgase verantwortlich, denn Benziner und Diesel sind extrem ineffizient. Sie produzieren mehr Wärme als Bewegungsenergie und dazu enorme Mengen an CO₂. Seba freute sich einst, dass Tesla bald mit einem „Porsche 911 Carrera konkurrieren“ könne. Diese Prognose war tatsächlich richtig, und trotzdem irrte er sich. Die heutigen Teslas sind nicht die Zukunft. Die E-Autos müssen klein und leicht werden, damit Rohstoffe und Ökostrom insgesamt reichen.

Ulrike Herrmann ist Wirtschaftskorrespondentin der taz. Hier analysiert sie monatlich ein Zukunftsthema aus ökonomischer Perspektive.

Ist meine Rente sicher?

Wer heute 35 ist, ist 2060 über 70. Gibt es dann überhaupt noch Geld vom Staat? Was am Rentensystem kaputt ist, wie man es ganz anders denken könnte und was wir dabei von anderen Ländern lernen können

Von **Barbara Dribbusch**

Alte Menschen mit Glatze, dickem Bauch und Hennase, die aussehen wie aus einer Satirezeitschrift, zeigt der *Spiegel* auf dem Titel. Sie stapeln sich auf den Schultern eines jüngeren Mannes, der bis zur Brust im Wasser steht. Als Zeile darüber: „Renten in Gefahr“ – „Die Last wird zu groß“. Weiter hinten im Heft heißt es im dazugehörigen Text: „Wer trägt die Last im Jahr 2000, wenn immer weniger Arbeitnehmer immer mehr Ruheständler ernähren müssen?“

Klingt vertraut? Die Titelseite stammt aus dem Jahre 1985. Die damals Jungen sind die Ruheständler:innen von heute. Also die Boomerjargänge, die angeblich die Rentenkasse aussaugen, die zu lange leben und zu lange Ruhegeld beziehen, das die Jun-

gen müssen. Allerdings: Vorsicht mit dem Schimpfen auf die Alten. Irgendwann sind wir alle dran.

Das Renteneintrittsalter anheben

Andere Länder in Europa und Asien haben ähnliche Probleme mit der Demografie. Immer mehr Staaten koppelten auf der Suche nach einer Lösung das Alter, ab dem jemand Rente beziehen kann, an die Entwicklung der Lebenserwartung. In Ländern wie Dänemark, Estland, Italien, den Niederlanden oder Schweden werde „das normale Renteneintrittsalter bis zu 70 oder mehr Jahren steigen, wenn sich die steigende Lebenserwartung wie vorausberechnet bewahrheitet und die gesetzlichen Regelungen greifen“, so steht es einem OECD-Report von 2023. Rente ab 70! Der Gedanke, dass heute 35-Jährige zwar brav Beiträge in die Rentenkasse zahlen, aber dann selbst später erst ab 70 in Rente gehen können, weil es in Zukunft zu wenig jüngere Beitragszahler:innen gibt, ist für viele ein Albtraum.

Durch dieses Szenario verschärft sich auch ein Gerechtigkeitsproblem: Menschen mit geringen Einkommen leben im Schnitt mehrere Jahre kürzer, beziehen also nach Ruhestandseintritt eine kürzere Zeit Rente als die Gutverdiener. Wer also arm ist und erst mit 70 in Rente gehen kann, hat vom Ruhestand noch weniger als ohnehin schon.

Kleine Renten aufbessern

Bislang gilt die Formel: Je besser der lebenslange Verdienst, desto höher die Rente. Leider ist das auch andersherum wahr, Stichwort Altersarmut. Man könnte also darüber nachdenken, kleine Renten in Zukunft wenigstens aufzustocken. Deutschland steht bei der sogenannten Lohnersatz-Rate für Niedrigverdiener auf einem der hinteren Plätze der 38 OECD-Länder. Immerhin gilt hier seit 2021 die „Grundrente“, ein Zuschlag für Niedrigverdiener:innen. Bisher haben allerdings nur 1,1 Millionen Kleinrentner:innen Anspruch auf diese Aufstockung, die im Schnitt auch nur 86 Euro im Monat beträgt.

Ein anderer Weg der Umverteilung bestünde darin, Gutverdiener:innen überproportional in das Rentensystem einzahlen zu lassen, wie zum Beispiel in der Schweiz. Das würde die Ungerechtigkeit in der Lebenserwartung zwischen den Einkommensgruppen zumindest rein statistisch etwas abmildern. Menschen in schlecht bezahlten Jobs schaffen es allerdings häufig gar nicht, bis zum gesetzlichen Renten-

eintrittsalter zu arbeiten. Wenn es hinausgeschoben wird, wird das erst recht zum Problem.

Beamte mit einbeziehen

Wie kommt mehr Geld in die Rentenkasse? Indem mehr Menschen in sie einzahlen. Nicht alle Staatsbürger:innen sind dazu verpflichtet. Beamte zum Beispiel beziehen stattdessen eine Pension, die aus Steuergeldern finanziert wird. Das zu ändern und Beamte in die gesetzliche Rentenversicherung mit aufzunehmen wird in Deutschland seit Jahren diskutiert. Ob das wirklich mehr Geld in die Rentenkasse spülen würde, ist fraglich, es hinge davon ab, wie die Ansprüche der Staatsdiener:innen langfristig ausgestaltet werden. Denn Beamte leben lang und beziehen daher auch lange Jahre Rente.

Aktien kaufen

Nach und nach umstellen auf Verfahren, die unabhängig sind von der Alterung der Bevölkerung – das will der unlängst im Kabinett verabschiedete Entwurf zum Rentenpaket II. Er sieht vor, dass aus Steuermitteln ein Stiftungsfonds, ein sogenanntes Generationenkapital, aufgebaut und am Aktienmarkt angelegt werden soll. Die Erträge aus diesem Fonds sollen ab dem Jahre 2036 die Beiträge zur Rente um 0,3 Prozentpunkte dämpfen. Das ist ein überschaubarer Effekt. Die Hoffnung auf den rettenden Einstieg in den Aktienmarkt, gerne von der FDP geschürt, ist übertrieben.

Aussteigen

Viele Jüngere befürchten, später nicht mehr viel von der gesetzlichen Rente zu haben, in die sie heute einzahlen. Stattdessen würden sie das Ruhegeld für später aus dem Lohn lieber selbst sparen und anlegen.

Genau das tun viele selbstständige Unternehmer:innen schon jetzt. Freiberufler:innen wie Architekt:innen und Ärzt:innen zahlen, ebenso wie Beamte, nicht in die gesetzliche Rentenkasse ein. Stattdessen sind sie über ihre beruflichen Versorgungswerke abgesichert.

Die Bundesregierung will demnächst zwar die Selbstständigen in die Rentenkasse einbeziehen, allerdings will sie dabei diejenigen mit eigener guter Alterssicherung ausnehmen und ebenso Erwerbstätige in berufsständischen Versorgungswerken. Auch das wirft Gerechtigkeitsfragen auf. Wer kann sich dem gesetzlichen Rentensystem entziehen und wer nicht?

Stressberufe besserstellen

Früher in den Ruhestand? In Ländern wie Österreich, Frankreich und vielen anderen gibt es diese Möglichkeit für Menschen in Berufen mit Nacharbeit, mit hohen körperlichen und nervlichen Belastungen. Polizist:innen, Feuerwehrleute, Krankenpfleger:innen, Busfahrer:innen zählen zu diesen Berufsgruppen.

In Deutschland geht das bislang nicht. Nur wer nahezu komplett arbeitsunfähig ist, kann sich mit einer sogenannten Erwerbsminderungsrente früher zur Ruhe setzen. Theoretisch wäre es denkbar, dass man etwa Mangelberufe wie die Pflege attraktiver macht, indem man den Pflegenden generell eine frühere Austrittsmöglichkeit in den Ruhestand gestattet, ohne entsprechende Rentenkürzungen. Das könnte unerwartete Effekte haben – auch auf die Arbeitswelt vor der Rente.

22,3

Prozent vom Bruttogehalt – auf diesen Wert wird der Rentenbeitrag in den kommenden Jahren steigen. 15,4 davon trägt der Arbeitgeber

Quelle: Deutsche Rentenversicherung

gen einzahlen müssen. Die Sorge vor der „grauen Gefahr“, der Überzahl der Alten, begleitet das deutsche Rentensystem seit Jahrzehnten. Denn es beruht auf einem Generationenvertrag. Wer jung ist und arbeitet, finanziert die Rente der Älteren. Jeder Mensch wechselt im Laufe seines Lebens unweigerlich die Rollen, von jung nach alt. Das ist das Besondere an dieser Verteilungsdiskussion. Wer heute 35 Jahre alt ist, wird im Jahre 2060 über 70 sein. Was dann? An welchen Schrauben können wir drehen, damit das System noch – oder sogar besser – funktioniert?

Menschen in Lohn und Brot bringen

Auf 100 Menschen im Erwerbsalter kommen derzeit 37 im Ruhestand. Das ist der sogenannte Altenquotient. Im Jahr 1990 lag er noch bei 24. Kam es so dramatisch, wie der *Spiegel*-Titel befürchten ließ? Die Antwort lautet: Jein. Es arbeiten heutzutage viel mehr Menschen als noch in den 1980er Jahren, nicht zuletzt viel mehr Frauen. Auch Zugewanderte zahlen ins Rentensystem ein. Das Renteneintrittsalter wurde angehoben – auch das verändert das Verhältnis von Erwerbstätigen zu Ruheständlern.

Trotzdem: Der Staat schießt jedes Jahr mehr Steuermittel zur Rente zu. Und auch der Altenquotient steigt weiter. Für das Jahr 2060 rechnet die Deutsche Rentenversicherung mit 45 Menschen im Ruhestand auf 100 Personen im Erwerbsalter. Wer heute jung ist, wird also später in einer Gesellschaft leben, die noch deutlich älter ist als die heutige. Bleibt das System wie derzeit bestehen, werden dann noch weniger Junge noch mehr Rentner:innen tra-

206

Euro Rente weniger als Männer bekamen Frauen im Jahr 2022. Rentnerinnen bekamen im Durchschnitt 995 Euro

Quelle: Statistisches Bundesamt



Augen zu – oder lieber ETFs kaufen? Gedanken über die Rente machen sich viele erst,



wenn sie näher rückt Foto: Nikita Teryoshin

Schweden

Die Besonderheit

Auch die Schweden haben einen Generationenvertrag. Den gestalten sie vergleichsweise sozial: Für Niedrigverdiener gibt es eine steuerfinanzierte Mindestabsicherung. Sie ist unabhängig von den gezahlten Rentenbeiträgen. Den vollen Betrag dieser Garantierente bekommt allerdings nur, wer mindestens 40 Jahre lang eingezahlt hat.

Zweite Säule ist eine Einkommensrente. Sie ist abhängig von den eingezahlten Beiträgen und funktioniert als Umlage. Dazu gehört aber auch ein kleiner Vermögensanteil, bei dem eingezahltes Geld an den Kapitalmärkten angelegt wird.

Die dritte Säule ist eine sogenannte Prämienrente. Sie ist verpflichtend und funktioniert so: Vom gesamten Beitragssatz für die Altersvorsorge – er beträgt 18,5 Prozent des Bruttolohns – fließen 2,5 Prozentpunkte in die Prämienrente. Das Geld wird dann in einen Aktienfonds investiert. Man kann ihn sich selbst aussuchen oder den staatlichen Standardfonds nutzen.

Die Anteile der Arbeitgeber bei der Alterssicherung sind in Schweden höher als in Deutschland. Die jährliche Steigerung der Renten soll künftig an die Entwicklung der Lebenserwartung gekoppelt werden. Die Schweden halten das Renteneintrittsalter flexibel. Wer länger arbeiten will als bis zum gesetzlich vorgesehenen Alter, der kann das tun – und so auch die eigene Rente aufbessern.

tenkürzungen, also dass wirklich weniger Geld auf dem Konto landet, gab es in Schweden in den Jahren 2010, 2011 und 2014, so Rentenexperte Florian Blank für die gewerkschaftsnahe Hans-Böckler-Stiftung. In Deutschland sind nominale Rentenkürzungen gesetzlich nicht erlaubt. Reale Rentenkürzungen passieren dagegen auch hierzulande immer wieder. Sie ergeben sich dann, wenn die Preise stärker steigen, als die Rente angehoben wird.

Ist das was für uns?

Ja, jubelt die FDP, die auf Aktien steht. Nur bedingt, befindet allerdings Rentenexperte Florian Blank. Vom Leistungsniveau her liegen das schwedische und das deutsche System etwa gleichauf. Das System der Betriebsrenten sei in Schweden besser ausgebaut. Gegenüber Schwankungen auf den Kapitalmärkten sei das schwedische Rentensystem aber anfälliger: „Deutschland wirkt da stabiler“, so Blank. *Barbara Dribbusch*

600

Die Herausforderung

Wenn die Wirtschaft schwächelt, kann den Schwed:innen die Rente gekürzt werden. Sogenannte nominale Ren-

Millionen Euro weniger will die Bundesregierung bis zum Jahr 2027 zur gesetzlichen Rentenkasse zuschießen

Quelle: Deutsche Rentenversicherung

Österreich

Die Besonderheit:

Aus deutscher Sicht leben Rentner:innen in Österreich im Paradies. Die Renten im Nachbarland liegen im Schnitt deutlich höher als hierzulande. Nach Angaben des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung erhielten deutsche Rentner 2018 durchschnittlich 1.000 Euro ausgezahlt, in Österreich waren es 1.550 Euro. Und dann kriegen die Alten dort auch noch zwei Extrarenten jährlich obendrauf, sozusagen als Urlaubs- und Weihnachtsgeld. Mehr Geld in der Kasse, das hat zwei Gründe. Zum einen die höheren Beiträge. Schon seit 1988 überweisen dort Arbeitende und Arbeitgeber:innen einen Beitragssatz von 22,8 Prozent an die Rentenkasse. Die Betriebe müssen 12,55 Prozent abgeben, die Arbeitnehmer 10,25 Prozent. Zum Vergleich: In Deutschland liegt der hälftig auf Arbeitgeber und Arbeitnehmer verteilte Beitragssatz bei jeweils 9,3 Prozent. Österreich hat schon früh auch eine andere Reform vollzogen: Beamt:innen sind de facto in das Rentensystem einbezogen. Der in Deutschland extreme Abstand zwischen den Alters-einkünften von Rentnern und Pensi-

nären wurde damit aufgehoben. Diese Angleichung hat ebenfalls finanzielle Spielräume für vergleichsweise hohe Renten im Nachbarland geschaffen.

Die Herausforderung:

Rente kann in Österreich nur beziehen, wer mindestens 15 Jahre in die Rentenkasse eingezahlt hat. Alle anderen gehen komplett leer aus. Auch der Steuerzuschuss zur Rente ist noch höher als in Deutschland. Außerdem wird die Rentenhöhe nach einer anderen Formel jährlich angepasst. In Österreich orientiert sich die Erhöhung an der Inflationsrate, in Deutschland an der Lohnentwicklung.

In den vergangenen Jahren wäre es angesichts extremer Preissteigerungen vermutlich auch deutschen Rentnern sehr willkommen gewesen, die Rente hätte sich an der Inflation orientiert. Doch auf lange Sicht sind die Löhne stets stärker gestiegen als die Preise. Die Rentner in Österreich profitieren also nicht von einer wachsenden Wirtschaftsleistung.

Ist das was für uns?

Auch in Deutschland werden die Beiträge steigen, innerhalb der kommenden zehn Jahre auf 22,3 Prozent. Das Gejammer darüber ist laut. Österreich liefert die Erkenntnis, dass höhere Rentenbeiträge volkswirtschaftlich durchaus zu verkraften sind, und das ohne nennenswerten Generationenkonflikt. Es ist auch nicht zu beobachten, dass die österreichische Wirtschaft dadurch an weniger wettbewerbsfähig ist. Was die Einbeziehung der Beamten ins Rentensystem angeht: Kurzfristig würde das in Deutschland keine Entlastung bringen. Denn Rentenansprüche, die bereits erworben wurden, dürfen nicht mehr angetastet werden. *Wolfgang Mulke*

3.249

Euro brutto erhielten pensionierte deutsche Beamt:innen 2023 im Durchschnitt pro Monat

Quelle: Statistisches Bundesamt

Schweiz

Die Besonderheit:

Das Schweizer Rentensystem ist dem deutschen im Grunde sehr ähnlich. Der entscheidende Unterschied: Die Schweiz hat ein Rentensystem, das einen Umverteilungsmechanismus von besser zu geringer Verdienenden beinhaltet. Dabei sind die Einzahlungen in die Rentenkasse in der Schweiz nicht gedeckelt – die Auszahlungen hingegen schon. Alle Schweizer:innen, egal wie hoch ihr Einkommen, zahlen 10,6 Prozent ihres Bruttolohns für die Rente ein. Die Hälfte dieses Beitrags übernimmt der Arbeitgeber. Allerdings: Die ausgezahlte Rente ist begrenzt auf aktuell maximal 2.450 Franken im Monat. Wer also zum Beispiel 1 Million Franken im Jahr verdient hat und daher sehr viel in die Rentenkasse eingezahlt hat, bekommt im Alter trotzdem maximal 2.450 Franken raus.

5

Jahre muss man eingezahlt haben, um Rente beziehen zu können. Sonst bekommt man seine Beiträge zurück

Quelle: Deutsche Rentenversicherung

rig aus. Berufliche Vorsorge und private Vorsorge haben eine höhere Gewichtung als bei uns.

Ist das was für uns?

In Deutschland steigt der Rentenbeitrag ab einem Einkommen von rund 7.500 Euro nicht weiter an, hier liegt die sogenannte Beitragsbemessungsgrenze. Das heißt egal ob du 7.500 Euro oder 100.000 Euro im Monat verdienst, du zahlst genauso viel in die Rentenkasse ein. SPD und Linke haben bereits gefordert, die Beitragsbemessungsgrenze in Deutschland abzuschaffen oder wenigstens anzuheben. Als Gegenargument wird oft genannt, dass Vielverdienende dann noch mehr in private Versicherungen abwandern würden und gar nicht mehr in die gesetzliche einzahlen. In der Schweiz ist der Beitrag zur AKV verpflichtend. Aber auch dort gibt es Befürchtungen, dass das aktuelle Konstrukt verfassungswidrig sein könnte, weil man für hohe Einzahlungen ins Rentensystem keine äquivalente Gegenleistung bekäme. *Sophie Fichtner*

lassenversicherung, gerät daher unter Druck. Sie funktioniert ähnlich wie die gesetzliche Rentenversicherung in Deutschland über ein Umlageverfahren. Die AHV-Rente hat allerdings, anders als in Deutschland, lediglich den Anspruch das Existenzminimum zu sichern und fällt entsprechend nied-

doppelblind**Wie ein Malariamedikament in den Eierstöcken wirkt****Worum geht's?**

Das polyzystische Ovarialsyndrom, kurz PCO-Syndrom, gilt als die am häufigsten diagnostizierte hormonelle Erkrankung bei Frauen im gebärfähigen Alter. Rund fünf bis zehn Prozent der Frauen sind betroffen, meist zwischen dem 20. und 30. Lebensjahr. PCO geht mit einer gestörten Funktion der Eierstöcke einher: Anstatt in der Mitte des Zyklus ein reifes Ei freizugeben, verbleiben die Follikel mit den Eizellen in den Eierstöcken und sammeln sich dort wie viele kleine Zysten an. Das PCO-Syndrom ist daher ein häufiger Grund für einen unerfüllten Kinderwunsch.

Normalerweise produzieren die Eierstöcke weibliche und in weitaus geringerem Maße auch männliche Sexualhormone wie Testosteron. Die Eierstöcke von Frauen mit dem PCO-Syndrom produzieren jedoch mehr vom männlichen Sexualhormon Testosteron als gesunde Eierstöcke. Das führt unter anderem zu vermehrter Behaarung am Körper und im Gesicht, zu Haarausfall am Kopf und Akne. Auch das Risiko für Übergewicht, Diabetes und Herz-Kreislauf-Erkrankungen ist erhöht. Häufig treten nur einzelne der genannten Symptome auf, die auch andere Ursachen haben könnten. Daher bleibt das polyzystische Ovarialsyndrom in vielen Fällen unentdeckt.

Bislang ist unklar, wie und warum das PCO-Syndrom entsteht, und auch heilen lässt es sich bisher nicht. In den meisten Fällen verschreiben Ärzt:innen deshalb hormonelle Medikamente wie die Antibabypille, um die Produktion der männlichen Hormone und die durch diese ausgelösten körperlichen Veränderungen zu verringern.

Die Studie

Nicht hormonelle Hilfe bei PCO könnte der Malariawirkstoff Artemisinin leisten. Das legt ein Team um Qi-Qun Tang von der Fudan-Universität in Schanghai im Fachjournal *Science* vor. Das etablierte Malariamedikament soll die Überproduktion des Sexualhormons Testosteron in den Eierstöcken bekämpfen. Nachdem die Forschenden den Effekt zuerst erfolgreich an Nagetieren getestet hatten, führten sie eine Pilotstudie mit 19 Probandinnen durch, die die Krankheitskriterien erfüllten. Nach dreimonatiger Behandlung verbesserten sich entscheidende Marker des PCO-Syndroms. Unter anderem hatten zwölf der neunzehn Frauen wieder einen regelmäßigen Zyklus.

Was bringt's?

Das Ergebnis bringt vor allem Hoffnung für die betroffenen Frauen. Das PCO-Syndrom wird bislang vor allem dann diagnostiziert, wenn es mit dem Schwangerwerden nicht klappen will. Expert:innen aus Deutschland sehen in Artemisinin ein vielversprechendes Medikament, das gegebenenfalls auch bei unerfülltem Kinderwunsch helfen könnte.

Allerdings bleibt zu erforschen, welchen Einfluss der Wirkstoff auf Fortpflanzungshormone wie Progesteron hat. Eine Studie mit größerer Proband:innenzahl sei zwingend notwendig, um mögliche Wirkungen und Nebenwirkungen zu ermitteln.

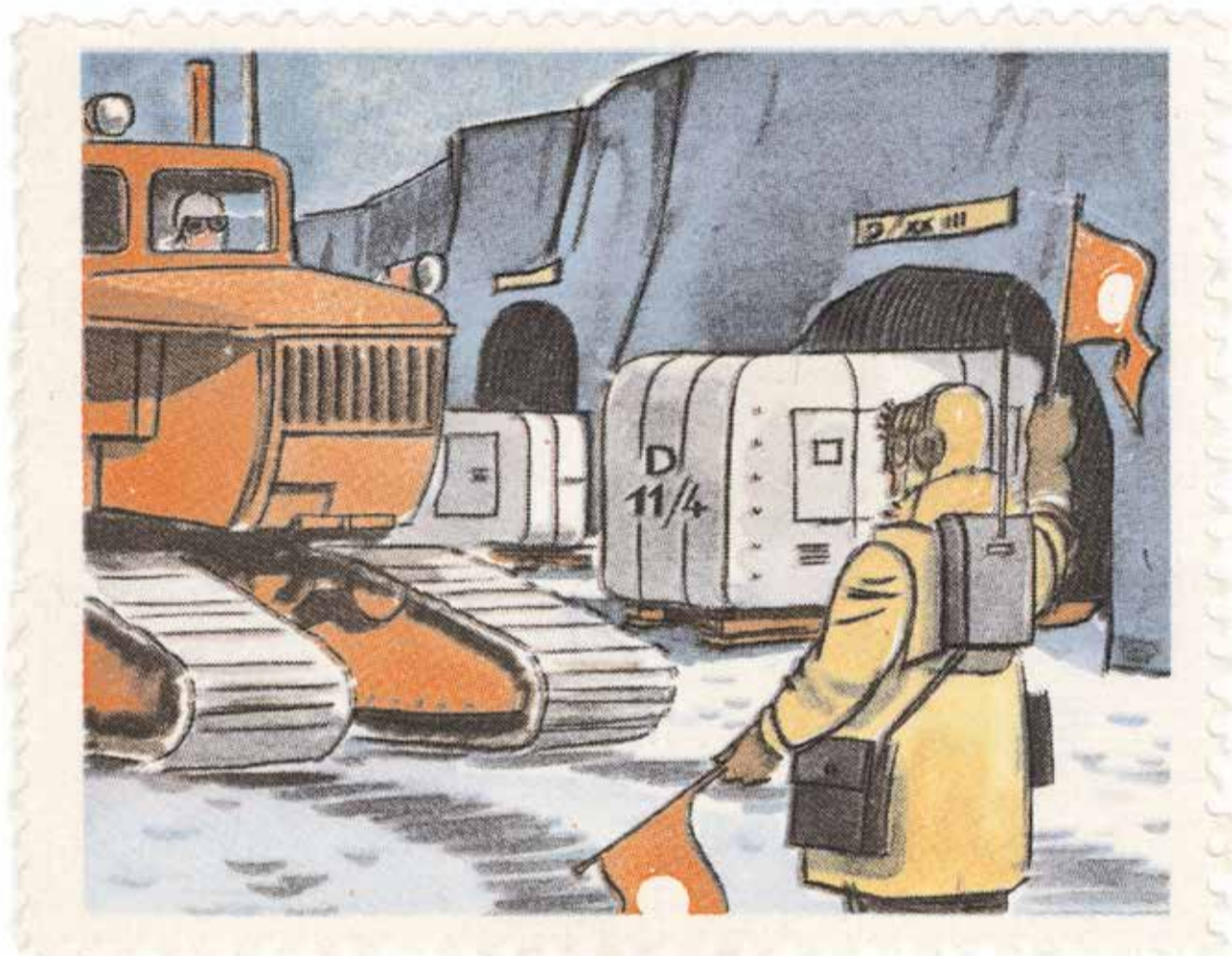
Katharina Federl

Neue wissenschaftliche Studien

stellen wir jede Woche an dieser Stelle vor – und erklären, welchen Fortschritt sie bringen. Sie wollen die Studie finden? Jede hat einen Code, hier lautet er: doi.org/10.1126/science.adq0328

zurück in die zukunft

Warme Getränke eignen sich besser, um an heißen Tagen den Körper zu kühlen, sagen Expert*innen. Trotzdem trinken wir unsere Limo lieber kalt und kaufen Eiscreme, wenn das Thermometer steigt. Ein Luxus, den wir uns als Gesellschaft immer teurer erkaufen, denn das Kühlen von Lebensmitteln verbraucht viel Energie – umso mehr, je stärker



Zukunftsfantasie aus den 1960er Jahren: Salat, Aufschnitt, Bier – alles, was die Menschheit braucht, könnte in der Kühlkammer des ewigen Eises im Regal liegen und bei Bedarf in alle Welt verfrachtet werden Illustration: Archiv

die Erderwärmung fortschreitet. Was für eine grandiose Idee also, die Lebensmittel der Welt in der Antarktis zu kühlen! So schlägt es dieses Sammelbild der Nudelfirma Birkel aus dem Jahr 1962 vor. Allerdings weht da vor der Südpol-Kühlkammer etwas, das nach Grönlandflagge aussieht, was nicht für geografische Expertise spricht. Aber zurück zur Idee: Anstatt gegen die Hitze auf der Erde anzukühlen, könnten wir unsere Lebensmittel gleich dort lagern, wo es ohnehin kalt ist. Nur wird es mittlerweile auch an den Polen dieser Erde wärmer, das ewige Eis schmilzt. Der erträumte Kühlschranks der Welt wäre heutzutage wohl einsturzgefährdet. Ob er in den kommenden Jahrzehnten überhaupt noch kühlen würde, ist offen. Wie wäre es stattdessen mit Spiegeleibraten am Äquator, nur mit der Kraft der Sonne?

Jerrit Schlosser

Zukunftsbilder**aus der****Vergangenheit**

und was man aus ihnen lernen kann, erkunden wir hier in jeder Ausgabe.

taz kurzeisen
in Deutschland



Im August-Horsch-Museum in Zwickau wird Auto-Geschichte präsentiert: von Oldtimern bis zu modernen Ehemaligen wie diesem Camping-Trabi

Gruppenreisen für Individualist:innen

DEUTSCHLAND GEMEINSAM ENTDECKEN

Entdecken Sie mit anderen taz-Leser*innen landschaftlich reizvolle Regionen und Ihnen unbekanntere Städte in Deutschland, überall treffen wir zudem lokale Initiativen, die sich für eine nachhaltige Gesellschaft engagieren.

24. bis 28. September 2024

CHEMNITZ UND ERZGEBIRGE

Sächsische Industriekultur und Kampf gegen Rechts, mit Ausflügen nach Zwickau und Annaberg-Buchholz

In Begleitung von Michael Bartsch

Bei der neuen taz-Reise mit dem ehem. Sachsen-Korrespondenten der taz können Sie 500 Jahre sächsische Industriekultur entdecken (wir besuchen mehrere Museen in ehem. Fabriken und Bergwerken) und lernen vor Ort die Auseinandersetzungen der Zivilgesellschaft mit der rechten Szene kennen.

4 Übernachtungen im B&B Hotel Chemnitz, ab **890 €** (DZ/HP/ohne Anreise)

Reiseveranstalter beider Kurzreisen: Ventus Reisen, Berlin

Nähere Informationen zu diesen Reisen im Internet: www.taz.de/tazreisen oder unter Telefon (030) 2 59 02-117

9. bis 13. September 2024

HERRNHUT (OBERLAUSITZ)

Sorbische Gemeinden und Ökologie, mit Ausflügen nach Görlitz/Zgorzelec und Bautzen

In Begleitung von taz-Redakteur Thomas Gerlach

Sie lernen eine Region zwischen Böhmen und Polen kennen, die oft Rückzugsgebiet für utopische Ideen war: für Herrnhuter Pietisten wie für DDR-Oppositionelle, treffen den Ex-Bürgermeister von Nebelschütz, einem Dorf, in dem noch sorbisch gesprochen wird, und einen sorbischen Schriftsteller.

4 Übernachtungen im Gästehaus der Herrnhuter Brüdergemeine, ab **870 €** (DZ/HP/ohne Anreise)

Hier geht's nicht den Bach runter

Kleine Gewässer werden im Hochwasserschutz noch wenig beachtet. Aber selbst Rinnsale können bei Starkregen reißende Flüsse werden. An der sächsischen Jauer wird deswegen heute schon umgebaut



Liegen Äste am Grund der Jauer? Unbedingt liegen lassen! Foto: Thomas Gerlach

Aus Nebelschütz **Thomas Gerlach**

Die Jauer plätschert in der Sonne und da, wo das Dunkel endet, legt sich ein Holzsteg über den Bach. Der Steg ist eine Abkürzung für die Leute auf dem Weg zum Friedhof, erzählt ein Einheimischer. Mehr als zwanzig Frauen und Männer taxieren den kleinen Übergang. Angestellte aus kommunalen Verwaltungen, aber auch Gemeindeglieder mit kräftigen Unterarmen, die gleichermaßen Bagger und Kettensäge bedienen können. Sie alle wollen sich von der Jauer inspirieren lassen und von Andreas Stowasser, Landschaftsarchitekt und Ingenieur, der in der Mittagshitze an dem Bächlein entlangführt.

Wer könnte etwas gegen einen Steg haben, der den Gang zu den Gräbern verkürzt? Andreas Stowasser nickt verständnisvoll – und hat gehörig was dagegen.

chen wie der Jauer beginnen und bei den Stegen und Kompostbergen wie hier in Nebelschütz im Landkreis Bautzen in Sachsen, ist sich Almut Gaisbauer sicher. Sie hält sich am Rande dieser Stehkonferenz und verschränkt die Arme. Gaisbauer hat das Konfliktpotenzial erkannt, hat kommunale Mitarbeiter nach Nebelschütz geladen und Andreas Stowasser, damit er sein Wissen an die Leute weitergibt, die für solche Gewässer zuständig sind. Möglich macht es das Projekt „Lebendige Ufer“ vom BUND Sachsen, das Gaisbauer verantwortet und das heute an der Jauer beginnt, damit endlich die kleinen Fließgewässer in den Blick genommen werden.

Andreas Stowasser ist Partner des Projekts. Seit seinem Berufseinstieg vor dreißig Jahren ist er Fürsprecher für sogenannte ingenieurbioökologische Bauweisen. Das bedeutet, bei der Entwicklung von Gewässern Pflanzen

Denn an Bächen wie der Jauer entstehen Kräfte, die abwärts, dort wo sie längst in breitere und mächtigere Flüsse aufgegangen sind, Städte und Landschaften fortspülen. Und deswegen redet sich Andreas Stowasser mit heller Stimme und süddeutsch gefärbtem Akzent

Es braucht keinen Radlader, um einen Fluss sicherer zu machen

den Mund fusselig. „Bäume sind heilig“, ruft er und zeigt auf die Erlen. Sie werfen Schatten, der bei großer Hitze das Wasser kühlt und vor Austrocknung schützt. Also Bäume stehen lassen!

Am Bachgrund zu seinen Füßen entdeckt er ein anderes Problem, „zwanzig, dreißig Zentimeter Schlamm“. Das schränke den Durchlass ein und im Schlamm könne sich auch kaum Leben entwickeln. Die Lösung: „Wir machen das Gewässer etwas schmaler, damit das Wasser Kraft hat und das Sediment mitnimmt.“ Planmäßig wird hier im nächsten Jahr als Teil des Projekts Lebendige Ufer ein Bagger arbeiten, den Aushub ein wenig umsetzen, damit der Bachlauf nicht mehr so gerade ist. „Dann haben wir auch mehr Schwingung.“

Andreas Stowasser klingt wie ein Therapeut, und für Bachsysteme ist er auch einer. „Wir machen das Gewässer lebendig und sicherer“, fasst er sein Ziel zusammen. Die Praktiker, die ihm jetzt zuhören, sollen möglichst viel von seinen Vorschlägen umsetzen, ohne dass die Untere Wasserbehörde gleich eine Genehmigung erteilen muss.

Bisher standen solche Fließgewässer nicht im Fokus. Gerade 14 Kilometer misst die Jauer von ihrer Quelle bis zur Mündung in die Schwarze Elster bei Kamenz, in Sachsen wasserrechtlich ein Gewässer zweiter Ordnung. Die Zuständigkeit fällt für solche Bäche der jeweiligen Kom-

mune zu. Im Falle der Jauer sind es die Kommunen Panschwitz-Kuckau, Elstra, Kamenz und Nebelschütz im Norden des Landkreises Bautzen. Doch Gemeinden haben kaum Geld. 500 Euro gibt es pro Uferkilometer vom Freistaat Sachsen pro Jahr, damit kann man hin und wieder mähen, manches freischneiden und die schlimmsten Gefahrenstellen beseitigen, mehr nicht.

Apropos freischneiden. Nicht immer ist das eine gute Idee. Manche Erle ist der Kettensäge schon zum Opfer gefallen. Oft fehlt den Mitarbeitern der Bauhöfe das Fachwissen, Flüsschen so zu pflegen, wie es ratsam wäre. Dazu kommen die Anlieger, denen der Bach oft gar nicht breit genug sein kann, damit das Wasser schnell abfließt. Dass man damit Gefahren erst heraufbeschwört, ist vielen nicht klar.

Almut Gaisbauer sagt, Kommunen müssten ohnehin handeln, denn die Europäische Wasserrahmenrichtlinie verlangt bis 2027 Verbesserungen am Zustand aller Gewässer. Viele davon wurden in den vergangenen Jahrzehnten zu Kanälen ausgebaut, mit breiter Bachsohle und steiler Böschung, mit Schotter zugeschüttet und von Gehölz befreit. Die Folge: Bei normaler Wassermenge fließt zu wenig ab, der Boden verkrautet oder verschlammte. Bei Hochwasser fließt es hingegen zu schnell. Weil Schatten fehlt, ist das Wasser zu warm für Kaltwasserfische wie Stichlinge und Forellen. Der Sauerstoffgehalt ist gering, der Nährstoffgehalt zu hoch.

Was die Richtlinie betrifft, ist Deutschland in der EU ohnehin das Schlusslicht, ergänzt Andreas Stowasser. Warum? „Wir haben alles begradigt, denn wir hatten Geld.“ Jetzt muss Deutschland den Rückweg antreten. Zumindest in den sächsischen Braunkohleregionen gibt es mit Lebendigen Ufer nun auch ein Projekt dafür, um das sich Kommunen bewerben können. Es wird vom Umweltministerium aus Mitteln des Strukturwandelfonds möglich gemacht. Der Fonds wurde vom Bund aufgelegt für die Regionen, die vom Kohleausstieg betroffen sind, in Sachsen sind das Bautzen, Görlitz, Leipzig und Nordsachsen.

Was Menschen mit Gewässern machen – könnten

So ist es
Wasserbau sind technische Eingriffe an Flüssen, Meeren und Grundwasserspeichern. Dazu gehören zum Beispiel Schleusen, Kanäle und Veränderungen von Flussläufen. Viele Flüsse und Bäche fließen durch Begradigungen schneller und nicht mehr in ihren ursprünglichen Schleifen.

So war es
Die Idee, dass Wasserbau nicht nur mit Baggern und Beton funktionieren kann, ist schon alt. Ingenieurbioökologische Bauweisen nennt man Methoden des nachhaltigen und naturnahen Wasserbaus. Der Ansatz erlebte einen Boom in den Jahren nach 1945, weil nach dem Zweiten Weltkrieg kein Material und keine Maschinen mehr für klassischen Wasserbau vorhanden waren.

So wird es
Grundsätzlich werden beim naturnahen Wasserbau lebende Pflanzen oder Pflanzenteile als Baustoffe eingesetzt, manchmal auch kombiniert mit anderen Materialien. Sie sollen den ökologischen Zustand des Gewässers verbessern und gleichzeitig aber auch eine technische Aufgabe erfüllen, etwa den Hochwasserschutz. Ein Beispiel sind Weidenstangen als Material an Böschungen von Bächen. Sie treiben später aus und beschatten das Ufer.

Die Frauen und Männer, die am Ufer der Jauer stehen, kommen aus den Verwaltungsbüros und den Bauhöfen dieser Landkreise und haben sich für die Fachexkursion mit Andreas Stowasser angemeldet. Sie brauchen Anregungen, Input, manchmal auch eine andere Perspektive.

„Was machen wir mit den ganzen Ästen da unten?“, fragt Stowasser arglos. „Das sieht doch blöd aus, wenn in so einer gepflegten Parkanlage lauter Äste im Bach liegen.“ Mit den Knüppeln könne sich doch alles in Bewegung setzen. Stowasser ist in die Rolle des Gegenspielers geschlüpft. So würden sie doch reden, die Leute. „Was antworten Sie?“ Gemurmel, auch Lachen, eine Frau sagt: „Liegenlassen!“ – „Richtig. Aber warum?“ Wieder Gemurmel. „Da unten sehen Sie die Kinderstube von allem, was dieses Gewässer ausmacht“, beginnt Stowasser zu schwärmen. „Wir haben Kiesflächen, das sind Laichplätze, wir haben Äste, wo sich Wirbellose, Libellenlarven, Krebstierchen wohlfühlen. Sagt den Leuten, das ist voller Leben!“

Aber bei Hochwasser? „Das Hochwasser kann drüber weg. Die Äste stabilisieren sogar die Sohle.“ Schulklassen könnten hierher Exkursionen unternehmen. „Das ist total super! Und Sie sind die Beschützer solcher Stellen!“

Manch einem gehen andere Gedanken durch den Kopf. Ein Verwaltungsmann steht abseits, er ist in seiner Gemeinde für die Gewässer zuständig. „Der hat gut reden“, sagt er und deutet zu Stowasser. „Der ist heute wieder weg, und wir haben den Ärger mit Landwirten und Anliegern.“ Die Konflikte stecken in den vielen kleinen Dingen, so wie hier bei den Ästen im Bach. Der Mann bleibt skeptisch.

Im nächsten Jahr wird Andreas Stowasser wiederkommen. Ein Bagger wird löffeln, dem Bach ein wenig Schwung geben und dabei den Steg zum Friedhof entfernen. Was werden die Leute sagen? Soll man dann von lebendigen Ufern erzählen? Oder gar von der Wasserrahmenrichtlinie? Für den Steg jedenfalls hat sich Stowasser eine Lösung überlegt. Einige große Trittschwellen werden die Brücke ersetzen. Die spült garantiert kein 5-B-Wetter fort.

Donnerstagmorgen
for Future

TEAM taz
ZUKUNFT

Abonniere den Newsletter zu Klima, Wissen, Utopien
taz.de/teamzukunft

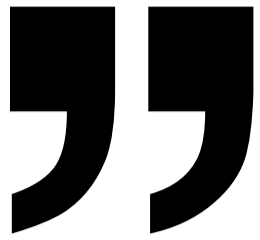
Warum? Stowasser holt aus: Bei einer 5-B-Wetterlage können sich solche Stege zu gewaltigen Hindernissen auswachsen. Was, wenn die Jauer die Bretter mitreißt, die sich dann an der nächsten Brücke verkeilen? 5-B-Wetterlagen sind selten, aber sie werden kommen, wieder und wieder, und durch den Klimawandel häufiger als in der Vergangenheit.

So wie im August 2002, als im Erzgebirge binnen 24 Stunden mehr als 300 Liter pro Quadratmeter herunterkamen. Rinnsale wurden zu Springfluten, rissen Häuser und Brücken mit. 2021 starben im Ahrtal bei einer Flut 134 Menschen. Erst Anfang Juni hat eine 5-B-Wetterlage über Bayern Wasser ausgegossen, sechs Menschen starben.

Wenn man diese Gewalt zähmen will, muss man bei Flüssen

so gezielt einzusetzen, wie ein Ingenieur sonst mit Beton und Stahl hantieren würde. Renaturierung mit Pflanzen als Baustoff. Das kann zu mehr biologischer Vielfalt, Resilienz bei Trockenzeiten und Hochwasserschutz führen. Dabei muss nicht das gesamte Flüsschen naturnah gestaltet werden, auch einzelne Stellen machen einen Unterschied. Stowasser spricht von „Strahlwirkung“. Die naturnahen Abschnitte strahlen auf die anderen, weniger naturnahen aus.

Man muss nicht mit einem Radlader kommen, um einen Fluss sicherer zu machen, ist Stowasser überzeugt. Meist erreicht man sogar das Gegenteil. Erst langsam setzt sich die Einsicht durch, dass einfache Mittel wirksamer sind, um Flüsschen widerstandsfähiger zu machen – gegen Hochwasser und Dürre.



„Eine gute Nachricht wäre es gewesen, wenn sich Bund, Länder und Kommunen endlich entschlossen hätten, für Radfahrer eine gute und sichere Infrastruktur zu schaffen“

Ulrich Krauß, taz-Leser

wortwechsel

Setzt den Helm auf, RadlerInnen!

Deutschland ist ein Auto-Land: Es gibt wenig sichere Infrastruktur für schwache VerkehrsteilnehmerInnen. MigrantInnen unterscheiden sich politisch, sozial oder kulturell



Kraftfahrzeuge sind schneller und breiter geworden, Radelnde reagieren darauf mit Helm im Straßenverkehr Foto: imago

Fatalismus pur

„Deutschland. Aber brutal“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Am Wochenende habt ihr euch selbst übertroffen: die Titelseite und 3 weitere für die AfD. Gut gemeint wahrscheinlich, interessant wohl auch. Und leider kontraproduktiv. Es sei denn, ihr werdet auch über ebenso viele Kandidaten und Kandidatinnen aus allen anderen, wirklich demokratischen Parteien berichten! Dabei könnte sich in den Köpfen der Leserschaft ein konstruktives Denken entwickeln.

Die Wahlen im Herbst sind noch nicht entschieden. Viele Medien nehmen mit ihren Berichten ein mögliches (!) Ergebnis vorweg und wiederholen es immer und immer wieder. Fatalismus pur. Den braucht die Welt aber nicht. Gefragt sind Optimismus und Kreativität! Was nutzen mir die Details über die Leute, die ich nicht wählen werde, nicht einmal könnte, weil ich nicht dort wohne, wo gewählt wird? Ich möchte objektive, vielseitige Informationen. Denken kann ich selbst. Muss ich sogar.

Maria Gubisch, Gelnhausen

Noch nicht bereit

„Im Moment formuliert nur die Rechte eine radikale Systemkritik“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Der „moralische Sozialismus“, wie ihn Frau Lea Ypi in dem Gespräch mit der taz formuliert hat, wäre eine wirkliche Alternative zum jetzt herrschenden Neoliberalismus und zum untergegangenen Staatssozialismus.

Derzeit sind weite Teile der Gesellschaft für das von Frau Ypi beschriebene Gesellschaftsmodell noch nicht bereit. Viele Menschen verlieren durch die Dauerberieselung (soziale Medien, Werbung) ihren Verstand, das selbstständige Denken und fallen auf die Versprechungen von Gurus der übelsten Sorte herein. Nur mit viel Geduld sowie fundierter Überzeugungsarbeit wird das Gesellschaftsmodell ei-

nes „moralischen Sozialismus“ zu erreichen sein.

Heinz Schönberger, Kempten

Chapeau, Herr Unfried!

„Die eine Frage“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Oh ... wie tut das gut!

Ein Kommentar zur rechten Zeit. Schluss mit dem unsäglichen und überholten Links-rechts-Denken, hin zu Reflexion, Verständnis, Einheit und ... Aufruf zum Handeln. Die antiquierten Parolen (Nato und EU raus) und Verständnis für den Mörder aus dem Kreml sind Realitätsverweigerung und gefährlich. Schade. Peter Randak, Eggenfelden

Zukunft in Gaza

„Wir wollten die Hamas stürzen“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Endlich an prominenter Stelle ein Statement – und aus genau der Ecke, von der ich es am meisten erwartete und am wenigsten gesehen/gehört habe. Treffende Situationsbeschreibung – und dazu das beredete Schweigen im Nachrichtenwald. Sind auch westliche Medien der Hamas so auf den Leim gekrochen, dass sie als unvermeidlich oder gar unabwendbar dargestellt wird? Ist sie nicht!

Und ich muss Herrn Howidy zustimmen: Eine Zukunft für Gaza kann's nur mit einer neuen israelischen Regierung und einem Sturz und der Komplettenwaffnung der Hamas geben. Und endlich Wahlen in Gaza und im Westjordanland. Fromme Wünsche? Ich hoffe, nein! Reinhard Bader, Waldkirch

Konzentration auf Islam

„Schluss mit Flüchtlingsnostalgie“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Wie können wir das Thema konstruktiv diskutieren, ohne alle Menschen mit Migrationshintergrund über einen Kamm zu scheren? Dafür ist es erforderlich, die

verschiedenen Ebenen zu trennen: rechtlich, sozial, kulturell, politisch und ökonomisch. Humanismus und Gerechtigkeit bezeichnen die moralische Ebene. Regeln die alten Gesetze noch die Situation? Was können wir voneinander erwarten, was genau nicht? Das sind umfangreiche Themen. Jan Feddersen stößt an, etwas in unserer Haltung zu reflektieren, aber wie können die persönlichen Gedanken die Differenziertheit für eine allgemeine Diskussion erhalten, damit nicht die Argumente der Rechten befeuert werden?

Jan Feddersens Beitrag kritisiere ich auch aus einem anderen Grund: Es gibt eine Konzentration auf Menschen aus Ländern mit islamischen Hintergrund, auf den Islam.

Jeannette Kassin, Hamburg

Kapitulation

„Immer mehr Fahrradfahrer:innen tragen einen Helm“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Jede Woche wieder lese ich in der wochentaz gern den Zukunft-Teil. Dort gibt es Informationen, die ich wichtig finde, dort wird über Dinge berichtet, die bei mir positive Gefühle ansprechen. Natürlich ist es verständlich, dass Menschen sich mit einem Fahrradhelm zu schützen versuchen, wenn die automobilen Terroristen auf den Straßen unserer Stadt Angst und Schrecken verbreiten.

Dass sich die Bewohner der Stadt zunehmend nur noch mit Schutzausrüstung vor die Tür trauen, weist jedoch in eine furchtbare, dystopische Zukunft.

Die Kapitulation der Radler vor der aggressiven Raumnahme der Kfz-Führer ist keine gute Nachricht. Wir sollten uns unsere Stadt zurückholen und uns nicht als Verkehrskasper verkleidet in ein Freigehege mit geschützter Radspur vertreiben lassen.

Lasst euch den Wind in den Haaren nicht nehmen! Keine gute Nachricht und eine oberflächliche, den Kontext ignorierende Darstellung.

Dietrich Schmidt, Hildesheim

Schutz

„Immer mehr Fahrradfahrer:innen tragen einen Helm“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Erfolge sind eine Meldung wert, auch wenn sie so etwas Prosaisches wie die Statistik des Helmtragens auf Zweirädern betreffen. Aber ist dieser Erfolg auch wirklich eine positive Würdigung wert?

Selbstverständlich ist es richtig, dass ein Helm mögliche Unfallfolgen massiv abmildert.

Allerdings gäbe es bei dieser Statistik noch Folgendes zu beachten: Die Länge des innerörtlichen Straßennetzes ist seit über zehn Jahren gleich geblieben, die Anzahl der Kfz wurde allerdings um 15 Prozent erhöht, die Fahrzeuge sind heute breiter und schneller.

Anders gesagt: Für die Zweiräder wird es immer enger! Das Helmtragen ist deshalb nicht einfach nur ein Ausdruck des persönlichen Sicherheitsverhaltens, sondern ebenso ein Anzeichen für die immer gefährlichere Situation der Zweiradfahrer auf unseren Straßen. Und das ist nun wahrlich keine Erfolgsmeldung! Uwe Scheibler, Wetzikon (CH)

meinungsstark

Beigeschmack

„Brutale russische Aggression“, taz vom 12. 7. 24

Den Titel des Artikels empfinde ich als ebenso unpassend wie die stereotype Kommentar-Floskel „nehmen wir sehr ernst“! Das, was Russland in Verantwortlichkeit des Putin-Regimes seit Jahren treibt, sind schlicht staatliche Verbrechen. Und besagte Kommentar-Floskel hat den bitteren Beigeschmack von Hilflosigkeit, Machtlosigkeit, und Erfolglosigkeit. Schade, dass Europa mit seinen nationalstaatlichen Arroganzproblemen lange die Chance verpasst hat, durch eine echte Union wenigstens das dritte Gewicht auf der Welt zu werden, mit einer Stimme und einem Ernst zu nehmenden substanziellen Zusammenhalt! Wolfgang Rossbach, Bad Soden am Taunus

Allgegenwärtig?

„Die mitreißende Ikone“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Zum Untertitel der „mitreißenden Ikone“: Ich erlebe keine Allgegenwart des „Phänomens T. S.“, obwohl ich mich in vielen unterschiedlichen Gruppierungen bewege. Swift spielt nur insofern eine Rolle, als dass hin und wieder jemand kopfschüttelnd zur Kenntnis nimmt, dass sie angeblich eine so große Rolle spielt. Sie ist ein von der Musikindustrie hoch gepuschter Superstar, der dank der Medien zahlreiche Köpfe und Herzen infiltriert hat und nichts weiter bietet als nette Popsongs. Und die taz mischt hier fröhlich mit. Nachdem sie vor Wochen der Sängerin drei ganze Seiten (oder waren es mehr?) gewidmet hat, mussten jetzt wieder fast drei Seiten für ihre Huldigung erhalten. Das ist tatsächlich schwer zu verstehen.

Karin Langbein, Göttingen

Klimapolitik

„Meine Wohnung, die Pumpe und ich“, wochentaz vom 13.–19. 7. 24

Wer sagt, dass ein Kredit verzinst und so schnell wie möglich getilgt werden muss? Der Grundbucheintrag ist Sicherheit genug. Es gibt reichlich Geld, das nach Anlagemöglichkeiten sucht und keine Zinsen abwerfen muss. Geldvermögen bietet die Sicherheit, bei einem Unglücksfall nicht in Geldnot zu geraten. Es geraten aber nie alle Vermögenden gleichzeitig in Geldnot. Daher kann eine unverzinsten Geldanlage für eine energetische Sanierung auch denen, die kein Geld flüssig haben, die Zustimmung zur Sanierung ermöglichen. Wenn ich mich nicht täusche, kann die GLS Bank hier als Vermittler tätig sein.

Rosi Steger, München

korrekturen und klarstellungen

Ziemlich übertrieben

Am vergangenen Donnerstag (18. 7.) waren die Debatten über El Hotzos Tweets nach dem Attentat auf Donald Trump und die daraus folgende Onlinegeißelung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks als Ganzes durch diverse rechtslastige News-Plattformen bis hin zu Elon Musk höchstselbst Gegen-

stand der talkshow auf Seite 13. Seufz. Im Text stand ferner, der BR-Journalist Alexander Nabertat habe „jahrelang“ eine gewisse antideutsche Floskel getwittert. Das war unabsichtlich übertrieben – vor Jahren twitterte Nabertat tatsächlich mal Entsprechendes, danach aber nicht mehr!



taz die tageszeitung,
friedrichstraße 21
10969 berlin, briefe@taz.de

Die Redaktion behält sich Abdruck und Kürzen von LeserInnenbriefen vor. Die veröffentlichten Briefe geben nicht unbedingt die Meinung der taz wieder.

taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift:
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin
Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de
Chefredaktion: Barbara Junge, Ulrike Winkelmann, Katrin Gottschalk (stellv.)
Chefreporter: Peter Unfried

Lokalredaktionen:
Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0
Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0
Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 2 5 902 0

Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes:
Ulrike Winkelmann
LeserInnenbriefseite: Gaby Sohl
Anzeigen: Sönke Tümmler
Berliner Lokalteil: Marie Frank | alle Berlin
Regionaltteil Nord: Jan Kahlicke | Hamburg
LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de
Fax: 030 | 25 902 516

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

taz Shop: 030 | 25 902 138

Anzeigenverkauf:
taz-Anzeigenabteilung,
Friedrichstraße 21
Tel.: 030 | 25 902 314
E-Mail: anzeigen@taz.de

Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin
Geschäftsführer:innen:
Aline Lüllmann, Andreas Marggraf
Gesellschafter:
taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin

Vorstand:
Pascal Beucker, Redakteur |
Anne Fromm, Redakteurin |
Aline Lüllmann, Kauffrau |
Andreas Marggraf, Kaufmann |
Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin

Aufsichtsrat:
Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/
Steuerberater, Bielefeld |
Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin |
Nina Schoenian, Kauffrau, Berlin

Druck: auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Abo-Service: 030 | 25 902 590
9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr.
Fax: 030 | 2 59 02-680

E-Mail: abo@taz.de
Abo-Nummer nicht vergessen!
Mtl. Mindestpreis regulär 42,80 €





Matilda Sebastian hat der taz ein kleines Video geschickt, darin führt sie formvollendet die Halt-die-Fresse-Schildkröte vor

Das Schweige-Reh, eine Erfindung unserer Leserin Hanna Witt

Christine von Lips will die Schnatterente, die den Schnabel hält, einführen

„Ich hab bei Lehramt-Studenten nachgefragt“, schreibt Leser Erik Muth, „es gibt extra das Schweige-Einhorn“. Völlig eindeutige Geste!

Das unschuldige Handzeichen, das Kita- und Schulkinder um Ruhe bittet, soll verschwinden – weil es dem bösen Wolfsgruß täuschend ähnlich sieht. Doch zum Glück gibt es Alternativen

Der gute, alte „Schwegefuchs“ soll sterben. Das klingt furchtbar hart, weil er nichts verbrochen hat. Dem bewährten, stillen, völlig unschuldigen Handzeichen, mit dem in vielen Kitas und Grundschulen sanft um Ruhe gebeten wird, droht nur deshalb das Todesurteil, weil es genauso aussieht wie der Wolfsgruß türkischer

Nationalisten. Aus diesem Grund stand der Schwegefuchs schon länger in der Kritik, der Wirbel um den Wolfsgruß eines türkischen Fußballnationalspielers bei der EM gab ihm nun den Rest.

Zumindest in Bremen sieht es für den Schwegefuchs düster aus. Die rechtsextremistische Bedeutung der Geste sei mit der Grundhaltung der Bremer Bildungseinrichtungen nicht vereinbar, erklärte eine Behördenspre-

cherin. Nach den Sommerferien sollen die Lehrkräfte entsprechend sensibilisiert werden, heißt es. In Baden-Württemberg wurde bereits vor Jahren der Verzicht auf den Fuchs empfohlen.

Das kann man für übertrieben halten, aber auch für angemessen acht-sam. Nicht nur, um auf Menschen kurdischer Herkunft und andere Minderheiten Rücksicht zu nehmen, für die der Gruß der „Grauen Wölfe“ eine Bedro-

hung darstellt. Generell müssen Kinder vielleicht nicht unbedingt ein Zeichen vorgeführt bekommen, das in einem öffentlichen Kontext aggressiv wirkt und bei Fußballspielen mit Sperren bestraft wird. Der Unterschied ist schwer zu erklären, weil es optisch keinen gibt.

Ob die Politik hier wirklich eingreifen und auf Fuchsjagd gehen muss, bleibt Ansichtssache. Zweifelsohne zu-ständig ist nur die Rubrik „verboten“

auf der werktäglichen taz-Titelseite, die zu Alternativvorschlägen aufrief.

Die Antworten kamen flugs: Schweigeeinhorn, Reh, Schildkröte und Ente trafen sogar illustriert ein, Schweigegiraffe und Schweigeigel müsste man ausprobieren. Für alle, denen das alles zu mühsam ist, empfiehlt taz-Leser Dirk A. Müller: ein Foto von Til Schweiger. Vielen Dank. Problem gelöst. Und jetzt endlich: Ruhe! *Lukas Wallraff*

das ding der woche

Was ist das?

Eine Mülltonne. Im Handel auch Müllgroßbehälter genannt.

Was kann das?

Müll aufbewahren, bis die Müllabfuhr kommt. In Deutschland hat sich dieses Prinzip der Abfallentsorgung bewährt. Im Städtchen New York jenseits des Atlantiks will man nun auch Mülltonnen ausprobieren. Dort setzte man bislang auf schwarze Müllsäcke – Ratten freute das, zudem floss manchmal unappetitliche Müllsuppe heraus. Jetzt kommen die schwarzen Säcke auf den Müllhaufen der Geschichte.



Foto: Jens Schlicher/imag

die kinderfrage

Warum haben die anderen Jungen größere Penisse als ich?

Wir wollen von Kindern wissen, welche Fragen sie beschäftigen. Jede Woche beantworten wir eine. Diese Frage kommt von Jona, 3 Jahre alt.

Lieber Jona, vorab möchte ich dir eine Sache sagen: Wie groß dein Penis ist oder mal sein wird, sagt rein gar nichts darüber aus, wie cool und stark du bist. Vielen Männern ist ihre Penisgröße sehr wichtig, denn sie denken, dass erst ein großer und dicker Penis sie zu einem „richtigen Mann“ macht. Oft sind das jene Männer, die viel über ihre Penisse sprechen und sich mit ihren Freunden daran messen, wer den größten hat.

Dabei ist der Penis nur ein Körperteil, so wie Augen, Nase, Mund oder Bauchnabel. All diese Körperteile sind von Mensch zu Mensch ganz unterschiedlich. Ist dir vielleicht schon mal aufgefallen, dass deine Nase ein bisschen kleiner oder größer ist als die deines besten Freundes? Das ist vollkommen normal und auch gut so. Denn wie eintönig und langweilig wäre denn unsere Welt, sähen wir alle gleich aus?

Ähnlich wie die Farbe deiner Augen, hast du die Größe und Form deines Penis vererbt bekommen. Das bedeutet, dass es wahrscheinlicher ist, einen eher kleinen Penis zu haben, wenn dein Papa oder Opa auch einen solchen haben. Bevor du jetzt anfängst zu vergleichen, solltest du aber wissen, dass du noch sehr jung bist und dein Penis erst so richtig wächst, wenn du in die Pubertät kommst. Die Pubertät ist die Phase, in der Kinder zu jungen Erwachsenen werden. Sie beginnt in der Regel zwischen deinem neunten und zwölften Lebensjahr. In dieser Zeit werden bei Mädchen die Brüste größer und sie bekommen ihre Periode, also bluten jeden Monat, als Zeichen dafür, dass sie nicht schwanger sind. Du als Junge wirst die ersten Barthaare im Gesicht und rund um deinen Penis die sogenannten Schamhaare entdecken. Außerdem bekommst du eine tiefere Stimme.

Sobald das Ende der Pubertät erreicht ist, ist ein Penis durchschnittlich etwa neun Zentimeter groß, wenn er schlaff nach unten hängt. Wenn er steif ist und sich nach oben aufstellt, ist er in der Regel etwas größer. Allgemein müssen wir jedoch aufpassen, wenn wir hören oder lesen, wie groß Penisse angeblich sind. Denn wer misst sie in der Regel wohl aus? Genau, die Männer selbst. Und da viele nicht wirklich zufrieden sind mit ihrer Penisgröße, schwindeln sie womöglich ein bisschen, wenn sie nach ihr gefragt werden.

Ich wünsche dir jedenfalls, dass du dir nicht so große Gedanken über deine Penisgröße machst. Denn es gibt wirklich viele Dinge, die dich cool und stark machen. Ein großer Penis ist mit Sicherheit nicht dabei.

Katharina Federl

Hast du auch eine Frage? Dann schreib sie uns an kinderfragen@ taz.de

starke gefühle

Alice Weidel ist eine Schande für die lesbische Bewegung

Am 7. Juli verbrannten drei Rechte nach einer Veranstaltung des rechtsextremen Verlags Compact in Dresden eine Regenbogenflagge. Damit sagten diese Männer, einer war der ehemalige AfD-Chef von Sachsen-Anhalt, ganz klar, was sie nicht wollen: Eine Gesellschaft, in der alle nach ihrer Façon selig werden dürfen. Denn bei ihrer Attacke machten sie auch Witze über die LGBT-Community. Compact, lange vom Verfassungsschutz beobachtet, wurde in dieser Woche übrigens verboten.

Am gleichen Tag wie in Dresden skandierten Anhänger der AfD im sächsischen Freiberg bei einer Kundgebung die verbotene Naziparole der SA „Alles für Deutschland“. Björn Höcke wurde bereits zwei Mal verurteilt, weil er die Parole in seine Reden einbaute. Jetzt also brüllt der rechte Mob den Nazi-Spruch. Die Moderatorin der Veranstaltung ist irritiert, stockt, und sagt dann: „Alice für Deutschland“, die haben wir dann gleich hier.“ Darauf Gelächter. „Alice“ und „alles“ klingen fast gleich. Weidel, die AfD-Vorsitzende, ist eine der SprecherInnen bei der Veranstaltung. Vor Ort werden AfD-Plakate mit „Alice für Deutschland“ gezeigt.

So entstehen Memes. Denn nun wissen alle: „Alice für Deutschland“ steht für einen ganz anderen Spruch, der die direkte Verbindung zu den Nazis im Dritten Reich herstellt. Wer jetzt „Alice für Deutschland“ sagt, meint genau deren Parole.

Wie die beiden Situationen in Dresden und Freiberg zusammenhängen? Nun, Alice Weidel lebt mit einer Frau in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft. Alice Wei-

del ist eine Lesbe und gehört der LGBT-Zielgruppe an.

So eine ist in der AfD bestenfalls nützliche Idiotin, bis die Partei ihr Ziel, die Macht, erreicht hat. In ihren Parteiprogrammen steht nichts von queerer Lebensweise. „Gender“ und „Feminismus“ werden gebasht. An erster Stelle steht die Vater-Mutter-Kind-Familie – sofern sie nicht zugewandert ist. Im Programm für die EU-Wahl taucht das Wort „Homosexualität“ ein einziges Mal auf – in einem Zusammenhang, der den Islam diskreditiert. Die Ehe für alle soll es nicht geben. Wer unverheiratet zusammenleben will, kann es tun – aber ohne Rechtsform.

Alice Weidel hat nicht dazu beigetragen, dass lesbisches Leben heute normal ist. Aber sie tut alles, damit es zukünftig wieder unmöglich wird

Möglich, dass es nicht notwendig ist, Geschichtsbewusstsein zu haben als Lesbe, besser allerdings wäre es. Vor allem, wenn sich Lesben als Politikerinnen geben.

Dass Homosexuelle, also auch Lesben, heute sichtbar sind in der Öffentlichkeit, ist nicht einfach so gekommen. Es ist das Ergebnis eines langen zivilgesellschaftlichen Kampfes. Von dem profitiert Alice Weidel und lässt gleichzeitig zu, dass das Erreichte von innen wieder ausgehöhlt wird.

Die Faschisten im Dritten Reich gingen nicht per se gegen lesbische Frauen vor, nur

gegen homosexuelle Männer. Lesbische Sexualität schien ihnen womöglich nicht vorstellbar. Trotzdem wurde die lesbische Infrastruktur zerschlagen, Lesben verschwanden aus der Öffentlichkeit, auch wurden einige lesbische Frauen, wenn sie politisch oder jüdisch waren, verhaftet und in Arbeits- oder Konzentrationslager gesteckt. Erst im Zuge der Homosexuellenbewegung in den siebziger Jahren erkämpften sich die Lesben ihre Sichtbarkeit neu.

Alice Weidel, 1979 geboren, hat nichts zu diesem Kampf beigetragen. Wohl aber ruht sie sich darauf aus und lässt sich im gleichen Atemzug vor den Karren einer rassistischen, nationalistischen, ausgrenzenden, Wissenschaft negierenden, Klimawandel leugnenden, antifeministischen Ideologie spannen, die mit Homosexualität nichts am Hut haben will. Schlimmer noch, sie zieht den Karren mit. Sie ist die Frontfrau testosterongeschwängelter Alt- und Jungmänner, deren politische Tagesordnung sich in Hetze und Propaganda erschöpft.

Lösungen für die in ihren populistischen Reden stets wiederholten Probleme hat sie keine, wie im „Sommerinterview“ des ZDF etwa deutlich wird. Ihre Ideen sind nur in einer Diktatur denkbar, die Ausgrenzung fördert sowie Zivilgesellschaft und Meinungsfreiheit untergräbt. Und deutsche Frauen wären dann, siehe AfD-Programme, dazu da, deutsche Kinder zu gebären.

Alice Weidel ist eine Schande für die lesbische Bewegung. Sie hat nicht dazu beigetragen, dass lesbisches Leben heute normal ist. Aber sie tut alles, damit das zukünftig wieder unmöglich wird.

Waltraud Schwab

der comic





Cornelia Funkes Hunde Jake und Tabby sind aus Kalifornien mitgekommen in die Toskana. Sie nennt sie beim Besuch „absolutely californian“
Foto: Michael Orth

Eine perfekte Erzählung

Cornelia Funke hat 31 Millionen Bücher verkauft und mit ihren Jugendromanen eine ganze Generation geprägt. Nun will sie sich ein Jahr dem Klimaschutz widmen – in einer Residenz in der Toskana, wo sie Naturschützer_innen empfängt. Wie glaubwürdig ist dieser Sinneswandel?

Aus Volterra **Carolina Schwarz**

Als wir uns das erste Mal begegnen, nimmt Cornelia Funke mich in den Arm, als seien wir gute Freundinnen. Ich stehe vor dem Tor ihres Hofes in der Toskana, wo sie mit ihrem E-Auto vorfährt und nur für die Begrüßung aussteigt. Sie entschuldigt sich, dass sie gleich wieder losmüsse, um zwei Stipendiat_innen abzuholen. Ein Bahnstreik habe alles durcheinander gebracht, ich solle mich einfach in ihrem Zuhause umschauen und es mir gemütlich machen.

Auf dem Hof brummt und summt es aus allen Richtungen. Ich habe das Gefühl, eine Welt aus ihren Büchern zu betreten. Der Garten, der zwei alte Steinhäuser umgibt, sieht wild, fast schon verwunschen aus. Überall stehen Skulpturen und Figuren herum. Eichhörnchen laufen durch die hohen Gräser und die Wände der Steinhäuser empor. Eine der vielen Sitzgruppen, die sich über das Gelände verteilen, ist von einem meterlangen Stahlflügel überdacht, der Schatten spendet. Ein Kunstwerk eines Freundes, wie Funke später erzählen wird. Menschen begegnen ich keinen, ich sehe und höre nur die Natur.

Mit den Büchern von Cornelia Funke bin ich aufgewachsen. „Die Wilden Hühner“ klaute ich meiner großen Schwester aus dem Regal und wünschte mir, selbst ein Teil dieser Mädchenbande zu sein, die mit Streichen die Jungs ärgerten. Die „Tintenwelt“-Reihe las ich

nachts mit der Taschenlampe unter meiner Bettdecke, als ich längst schlafen sollte. Klingt kitschig, war aber so. Mich faszinierte damals gar nicht unbedingt die fantastische Welt, sondern wie schön gruselig die Geschichte um

18 Jahre lang hat Funke auf einer Avocadofarm mit Blick auf den Pazifik in Kalifornien gelebt

Meggie und ihren Vater Mortimer war, der die Zauberkraft besitzt, Wesen in Bücher hinein- und in die reale Welt hinauszulesen. Mich faszinierte, dass die Figuren fast immer für die gute Sache, für Gerechtigkeit gekämpft haben.

Weltweit hat Cornelia Funke über 31 Millionen Bücher verkauft. Vergangenes Jahr veröffentlichte Funke mit „Die Farbe der Rache“, nach 16 Jahren Pause, den vierten Teil ihrer „Tintenwelt“. Wieder ein Bestseller. Funke war wochenlang medial präsent, gab Interviews und lud Journalist_innen auf ihren Hof ein. Im Gespräch mit dem *Spiegel* sagte sie, sie wolle eine Schreibpause einlegen und sich stattdessen ein Jahr lang dem Klimaschutz zuwenden.

Weil ich wissen möchte, was sich hinter diesem „grünen Jahr“ verbirgt, verabrede ich mich im Winter mit ihr zum Zoom-Call. Von ihrem Schreibzimmer lächelt mich die Mitsechzigjährige auf meinem Bildschirm an. Sie erzählt, wie sie vor Jahren in den USA Aktionen von Native Americans, die sich in Wäldern festgekettet hatten, mit Proviant versorgte, aber selbst nie den Mut hatte, sich festzuketten. Doch irgendwas wollte auch sie gegen die Klimakrise tun, dieser Wunsch ist geblieben. Sie sagt: „So Cornelia, jetzt machst du mal ein Jahr Pause, schreibst kein großes Buch, sondern lernst das Alphabet der natürlichen Welt. Zumindest die ersten Buchstaben.“

Auf meine Frage, was das konkret bedeutet, antwortet Funke mit einer Aufzählung: Seit sieben Jahren lese sie nur noch Sachbücher, ist im Dialog mit Klimaschutz_innen und möchte ihren Garten mithilfe von Permakultur umgestalten. Dutzende Schlagworte und Namen fallen in unserem Gespräch. Nach einer Stunde sagt sie, was sie in ihrem Klimajahr genau tue, können sie nicht gut erklären, ich müsse es sehen und erleben. Ich nehme die Einladung an. Aber ich bin auch skeptisch – wie immer, wenn Prominente sich einer „guten Sache“ verschreiben. Steckt hinter dem Projekt letztlich vor allem Promo für die eigene Sache?

Funkes Zuhause liegt in der Toskana, abgeschieden vom Tourist_innentummel. Vom Marktplatz der histori-

schen Altstadt Volterra sind es zwar nur gut zwei Kilometer, doch einen Bus gibt es nicht. Wer kein Auto besitzt, muss laufen. Von ihrem Hof aus bietet sich ein Panorama-Ausblick auf die saftiggrünen Hügel und Täler, die Häuser der Nachbar_innen sind nur zu erahnen.

Als Funke später wiederkommt, hat sie zwei junge Gäste aus Deutschland dabei. Sie sind Biologiestudent_innen der UN-Dekade „Biologische Vielfalt“, einem Projekt der Vereinten Nationen, um mehr Aufmerksamkeit für die Klimakrise und die Bedrohung der Vielfalt zu generieren. Funke ist dessen Botschafterin.

Bevor Cornelia Funke die Möglichkeit hat, den beiden ihre Unterkunft zu zeigen, stolpern sie über eine unscheinbare gelbe Blume. Der Student ruft: „Oh, ein Gewöhnlicher Klettenkerbel.“ Daraufhin entspinnt sich ein Gespräch, das von Wildkräutern in Italien über Wölfe und Jäger zu Schlangen im Amazonas springt, mit der körperlich anstrengenden Olivenernte in Italien weitergeht und damit endet, auf welche Art Ameisen Lachgas produzieren können. Jedes Stichwort führt zu einem neuen Thema. Das Gespräch gleicht einem Schlagabtausch unter Natur-Nerds. Bei jeder Information, die die Biolog_innen mit ihr teilen, klatscht Funke in die Hände und ruft: „Wir werden so viel Spaß miteinander haben.“

Während die zwei neuen Gäste sich zur Erkundung des Geländes auf den Weg zu den Olivenbäumen gemacht ha-

ben, sitzen Funke und ich mit Kaffee und Keksen an einem großen Holztisch vor ihrem Haus. Woher kommt diese Faszination für die Pflanzen? Funke erzählt, wie sie als Kind Grassuppe gekocht habe. Wie sie unter einem Mandelbaum saß und die Blüten auf sie herunter fielen. Oder wie sie sich im hohen Gras ein Haus getrampelt habe.

Aufgewachsen ist Funke in einer nordrhein-westfälischen Kleinstadt, später ist sie nach Hamburg gezogen, wo sie mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern gewohnt hat. „Dort haben wir auch Gemüse angepflanzt und Hühner gehalten. Das mussten wir uns alles erst beibringen, wir hatten gar keine Ahnung“, sagt sie. Doch ihre tiefe Verbundenheit zur Natur sei erst in ihrer Zeit in den USA gekommen. 18 Jahre lang hat sie dort auf einer Avocadofarm mit Blick auf den Pazifik in Kalifornien gelebt.

Die Erzählung der Pflanzenliebhaberin von Kindheitstagen an bis heute klingt perfekt. Man könnte auch sagen: konstruiert. Doch Funke ist Medienprofi, seit Jahrzehnten spricht sie mit der Presse. Und sie weiß, wie man Geschichten erzählt, die haben sie schließlich berühmt gemacht. Doch auch unabhängig davon scheint ihre Liebe für Natur nicht behauptet zu sein. In ihren Büchern wimmelt es nur so von Naturbeschreibungen. Das ist mir als Kind allerdings nie aufgefallen.

Fortsetzung auf Seite 26

65

Bücher hat Cornelia Funke bislang geschrieben, darunter die „Tintenwelt“-Tetralogie und „Die Wilden Hühner“

Quelle: corneliafunke.com

43

Länder: In so vielen Nationen verkauft Cornelia Funke ihre Bücher. Ihr Werk ist in 50 Sprachen übersetzt worden

Quelle: Uni Duisburg, 2022/Munzinger

Fortsetzung von Seite 25

Als ich vor ein paar Jahren las, dass Funke nach Italien zieht, war ich nicht überrascht. Hatte sie doch schon früh ihre Geschichten hier angesiedelt. „Der Herr der Diebe“ spielt in Venedig, die „Tintenwelt“ in Ligurien. Als ich sie darauf anspreche, lacht sie. Denn für sie sei das alles andere als klar gewesen. „Ich wollte niemals in der Toskana leben. Ich dachte, die Natur sehe hier zu menschengemacht aus und dass ich überall nur Deutschen begegnen würde“, sagt sie. Doch eine befreundete Schauspielerin riet ihr, die Gegend um Volterra anzuschauen, ihre Assistentin fand einen Hof und so zog sie vor drei Jahren von Malibu hierher.

Wenn sie von Kalifornien redet – sie sagt im breiten US-amerikanischen Akzent „California“ –, spricht Funke wie über einen geliebten Ex-Partner. Sie erzählt vom Blick auf den Pazifischen Ozean mit seinen Walen und Delfinen, den sie von ihrem Zuhause in Malibu auf den Bergen hatte. Während sie spricht, streichelt sie einen ihrer Hunde, einen australischen Schäferhund-Pyrenäen-Mischling, der während des Gesprächs unter dem Tisch liegt und seinen Kopf auf ihren Schoß gelegt hat. Auf sein Bellen hin antwortet sie: „Yeah, you’re Californian, absolutely.“ Sie habe nicht viel aus den USA mitgenommen, aber die beiden Hunde mussten mit. Und sich selbst habe sie natürlich auch mitgebracht, sagt sie und lacht. In Kalifornien habe sich ihre Art zu Denken verändert. „Das Land hat mich ein bisschen umprogrammiert. Ich habe realisiert, wie sehr ich die Wildnis, aber auch die Menschen brauche. Ein Teil von mir wird immer kalifornisch sein.“ Bis heute werde sie in Volterra „LAmericana“ genannt. Als sie das erzählt, kling sie stolz.

Wenn die Frau aus dem Feuer spricht

Wenn man Funke fragt, wieso sie trotz dieser Liebe die USA verlassen hat, bekommt man zuerst eine politische Antwort. Ihre Avocadofarm sei bei einem Feuer fast zerstört worden und konnte nur dank eines Nachbarn gerettet werden. „Die ganze Natur vor Ort wurde immer trockener, ich hatte das Gefühl, im Schaufenster des Klimawandels zu leben.“ Hinzu kam Trump, der im Denken der Amerikaner viel Schlechtes angebracht habe.

Als klimabewusste Frau eine Avocadofarm zu betreiben, klingt widersprüchlich. Ebenso, dass sie jetzt auf einem hektargroßen Gelände mit klimatisierten Steinhäusern und Pool lebt. Doch auf jede kritische Nachfrage hat Funke eine Antwort. Die Avocadofarm habe der Nachbar mit seinem Vater vor Jahrzehnten angepflanzt. „Natürlich weiß ich, dass es irrwitzig ist, in so einer trockenen Landschaft Bäume zu bewirtschaften, die so viel Wasser verbrauchen. Doch was hätte ich tun sollen, die ganzen Bäume aus der Erde reißen und sie töten?“ Und die Löwenhitze in der Toskana sei ohne Klimaanlage eben nicht auszuhalten.

Zu den Gründen, warum sie die USA verlassen hat, gibt es noch eine andere Geschichte. Funke erzählt, wie sie bei einer Geburtstagsfeier eines indigenen Freundes saß, im Garten brannte ein Feuer. Und während sie da so saß, sei auf einmal eine Frau in dem Feuer aufgetaucht und habe ihr zu verstehen gegeben, dass sie das Land verlassen müsse. Und da wusste sie, dass es Zeit war zu gehen.

Wenn man Cornelia Funke zuhört, hat man das Gefühl, als würde sie ständig in zwei Welten leben. Denn ihr Bewusstsein für die Klimakrise und die politische Weltlage verbieten es, sie als „weltfremd“ zu bezeichnen. Doch dann sind da diese fantastischen Geschichten, die beim Zuhören nur schwer einzuordnen sind. Sie klingen mehr nach



So sah das Haus aus, als Funke es 2021 bezog Fotos: Michael Orth

Fiktion als nach Realität. Aber sie erklären vielleicht, wie all diese Welten für ihre Bücher aus ihrem Kopf entspringen können.

Nach Volterra ist Funke allein gekommen. Ihr Mann ist vor knapp zwei Jahrzehnten, nur ein Jahr nach dem sie in den USA angekommen waren, an Krebs gestorben. Ihre Kinder sind erwachsen und nicht mit nach Italien gekommen. „Das erste halbe Jahr war ganz, ganz schwer. Man bemerkt all die Sachen, die man nicht sagen kann. Die Kultur ist teilweise sehr fremd“, sagt sie. Doch auch alte Bekannte, die sie hier wieder traf, machen ihr zu schaffen: Der Klimawandel und der Rechtspopulismus.

Kurz nachdem Funke in die Toskana zieht, passieren zwei Dinge: Die Faschistin Giorgia Meloni wird Italiens Ministerpräsidentin. Und gerade einmal sechs Wochen nach ihrem Umzug muss Funke wegen Feuer evakuieren. Schon wieder. Ein Nachbar hatte Benzin auf seine Blätter gegossen und angezündet, wie er es immer im Oktober tue. Doch die Oktober seien mittlerweile eben nicht mehr feucht und kalt, sondern warm und trocken.

Norditalien gilt längst auch als klimatischer Hotspot, die Auswirkungen der Klimakrise sind hier stärker zu spüren als in anderen Orten Europas. „Ich dachte, ich pack das nicht noch einmal. Aber es hat mir noch mal sehr klar gemacht: Auch wenn es hier noch nicht so trocken ist wie in Kalifornien, man kann vor der Klimakrise nicht weglauen.“

Dass die Klimakrise mittlerweile auf der ganzen Welt zu spüren ist, ist eine Binsen. Ebenso, wer dafür verantwortlich ist: Industrieländer, fossile Konzerne und reiche Individuen, die mit ihrem Jetset-Lebensstil auf Kosten vieler anderer leben. Einen Helikopter hat Funke nicht, doch ihr Lebensstil mit großem Anwesen und internationalen Lesereisen ist auch nicht gerade nachhaltig.

Von der anfänglichen Ruhe auf dem Hof ist mittlerweile nicht mehr viel übrig. Zwei Illustrator_innen aus Deutschland und Italien sind von ihrem Ausflug aus der Stadt zurück. Sie waren eingekauft, um am Abend für alle Pizza zu backen. Wenig später kommt eine junge Frau auf den Hof, sie war selbst einmal Stipendiatin bei Funke und ist mittlerweile bei ihr angestellt, um bei der Umgestaltung des Gartens und bei der Betreuung der Gäste zu helfen. Wenn Funke zusammenfassen soll, was diesen Hof ausmacht, zitiert sie den Sänger Bob Dylan: Er soll ein „shelter from the storm“ sein. Ein Ort zum Entkommen, aber einer, wo man den Sturm draußen noch hört. Denn bei all der Liebe zur Kunst dürfe man die Augen vor der Realität nicht verschließen.

Um zu zeigen, was die Stipendiat_innen hier tun, steht Funke auf und verschwindet in der Werkstatt, einem dunklen Raum voller Tische, Mal- und Zeichenutensilien. Sie kommt mit einem großen Buch wieder. Eine Ornithologin hatte ihr online angeboten,

die Vögel auf dem Hof zu bestimmen. Funke lud sie ein. Daraus entstanden ist das Vogelbuch. Jede_r, der hier zu Gast ist, ist eingeladen, einen der Vögel zu zeichnen, zu malen oder zu basteln. Sie selbst hat sich auch mit einem roten Star verewigt. Die Wissenschaftler_innen helfen bei der Bestimmung der Tiere und Pflanzen und der Konzeption des Gartens. Die Stipendiat_innen können tun, was sie möchten. „Wenn jemand einfach eine Woche in die Luft gucken möchte und dann mit diesen Eindrücken wieder nach Hause fährt, ist das total in Ordnung“, sagt Funke. „Aber eigentlich passiert das nie.“ Einmal pro Woche nehme sie sich für jede Person eine Stunde Zeit, um zuzuhören und Tipps zu geben.

Während unseres Gesprächs kommen Funke die Tränen, als sie von einer Gruppe junger Mädchen erzählt, auf die sie bei einem Schreibwettbewerb aufmerksam geworden ist. Sie wischt sich die Tränen nicht verstoßen aus den Augen, sondern spricht darüber, was sie rührt. Junge Menschen, die aus einer so krisengebeutelten Zeit kämen, gingen ihr eben nahe.

Geschichten zu erzählen, sei für sie nicht nur ein Abenteuer, sondern auch eine sehr verantwortungsvolle Aufgabe, gerade in dunklen Zeiten. „Ich sage jungen Literaten immer: Ihr werdet Menschen Worte liefern, die keine eigenen haben. Worte, zwischen denen sie Trost finden und zu Hause sind.“

In ihrem Schreibzimmer stapeln sich neben Notizen und Figurenzeichnungen auch Briefe von ihren Leser_innen. Manche schrieben ihr, dass ihre Bücher ihnen durch schwere Krankheiten hindurch oder über Schicksalsschläge hinweg geholfen hätten. Ist es also Nächstenliebe, die sie dazu bringt, ihr Haus für Fremde zu öffnen? Nicht nur. „Zu Beginn hatte mein Projekt absolut auch eigennützige Gründe. Ich wollte einfach Gesellschaft und leben wie in einem Dorf, um gemeinsam herauszu-

finden, wie wir anders leben können.“

Cornelia Funkes grünes Jahr funktioniert anders, als ich es mir vorgestellt habe. Es scheint mehr um Community als um Aktivismus zu gehen. Die Meldung „Erfolgreiche Kinderbuchautorin klebt sich mit der Letzten Generation auf der Straße fest“ hätte sicherlich für mehr Aufmerksamkeit gesorgt. Doch dieses Bild, wie Funke mit Sekundenkleber an den Händen auf Kreuzungen sitzt, hat nichts mit der Realität zu tun. Es existiert nur in meinem Kopf. Als ich hier bin, verstehe ich, dass es Funke um etwas anderes geht. Sie möchte die Utopien aus ihrer Literatur auch in der Realität schaffen.

Und so fühlt sich der Hof auch wie eine Art Parallelwelt an, die mit ihren vielen Winkeln zum Verstecken einlädt. Ich blicke ein wenig neidisch auf Funke und ihre Gäste, die an einem so idyllischen Ort leben können und sich einfach mit dem beschäftigen, was sie interessiert. Bewerben kann man sich auf ein Stipendium nicht, Funke wählt die Personen aus aller Welt aus. Damit bleibt es ein kleiner Zirkel, der in den Genuss kommt, hier für eine kurze Zeit zu leben.

Aber kann sich aus so einer geschützten Exklusivität überhaupt politische Wirkung entwickeln? Da ist er wieder, der Widerspruch, der in vielen Geschichten vorkommt, die Funke mir an diesem Tag erzählt. Bei der Sache mit der Avocadofarm oder als sie erzählt, dass sie regelmäßig für Lesungen durch Europa fliegt, obwohl sie ansonsten versucht, ihren ökologischen Fußabdruck zu verringern. Während ich versuche, das alles zu begreifen, kommt mir plötzlich in den Sinn, dass Cornelia Funke sich damit gar nicht groß von uns Normalsterblichen unterscheidet. Wir haben alle Lust auf ein gutes Leben und picken uns das Machbare heraus. Funke macht das halt nur im größeren Stil.

Wir sprechen über viele Themen: Angefangen von der etruskischen Stadtmauer in Volterra, die am Mittag teilweise zusammengebrochen ist, über Italiens Regierung bis zu den Kriegen dieser Welt. Funke scheint nicht gerne Smalltalk zu führen, sondern geht lieber direkt in die Diskussion. Immer wieder kommen wir auf die Klimakrise und ihre Folgen zu sprechen.

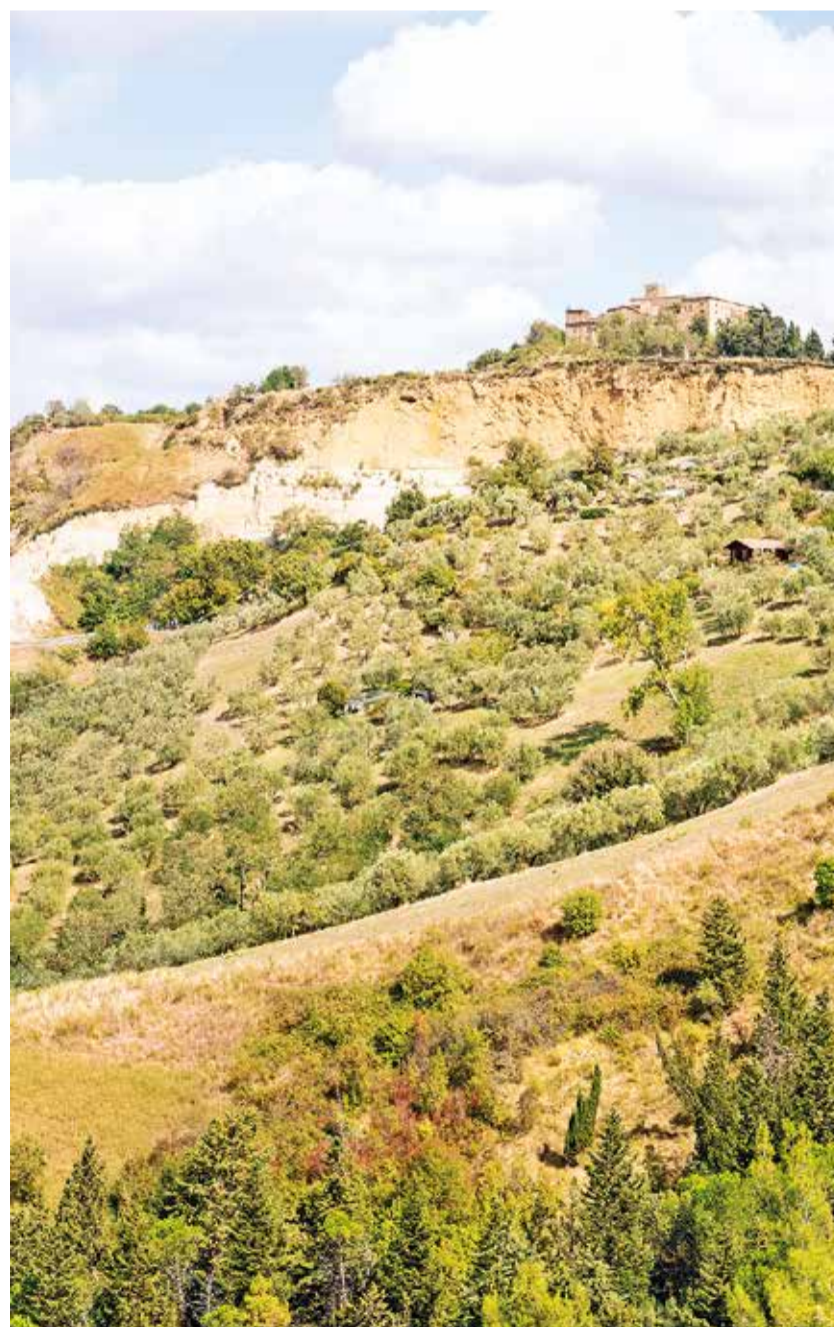
Die Angst, dass Kinder nicht mehr unbefangen über eine Wiese rennen können oder dass die Biodiversität verloren geht, ist bei Funke groß. Auch, dass wir nicht nur das Wissen über die Pflanzen verlieren, sondern auch die Pflanzen selbst, und am Ende eine graue Welt übrig bleibt mit Tauben und Ratten, mit Gestrüpp und Disteln, aber ohne Vielfalt, Farbe und Freude. „Ich würde schon sagen, dass es ziemlich finster aussieht für die Welt. Aber wir müssen trotzdem etwas anders machen“, sagt sie. „Wir haben eine Verantwortung, dass künftige Generationen eine lebbarere Zukunft haben werden, wenn es diese denn geben wird.“

Es sind Sätze wie diese, die für mich klarmachen: Funke nimmt die Krisen dieser Welt und ihre Verantwortung ernst. Sehr ernst. Mit ihrer amerikanischen-offenen Art möchte man sie schnell als optimistische Person bezeichnen, doch aus dem, worüber sie spricht, lässt sich wenig Hoffungsvolles ablesen. Es ist, was mich an diesem Tag am meisten überrascht. Bislang hatte ich das Düstere in Funkes Büchern eher als Lust am Gruseln oder an Abenteuern interpretiert. Doch es steckt auch viel Weltschmerz dahinter.

Zur Mittagszeit zieht Funke sich in ihre Wohnung zurück, sie müsse sich ausruhen. Als wir später wieder zusammensitzen, bekomme ich eine Vorstellung davon, wie Ausruhen für diese Frau kurz vor ihrem Rentenalter aussieht. Sie erzählt, sie habe gar nicht geschlafen, sondern kichernd auf der Couch an dem neuen Band ihrer „Gespenssterjäger“-Reihe geschrieben.

”

Die Meldung „Erfolgreiche Kinderbuchautorin klebt sich mit der Letzten Generation auf der Straße fest“ hätte sicher für mehr Aufmerksamkeit gesorgt



Wie lange wird es diese Natur noch geben? Cornelia Funke spürt Weltschmerz

1,52

Grad Celsius mehr als vor der Industrialisierung betrug die weltweite Durchschnittstemperatur in den zwölf Monaten Februar 2023 bis Januar 2024

Quelle: Erdbeobachtungsprogramm Copernicus

2,9

Grad Celsius wird die Erderhitzung 2100 im Vergleich zum vorindustriellen Zeitalter betragen – wenn die Klimaschutzzusagen so bleiben wie jetzt

Quelle: UN-Umweltprogramm (UNEP), 11/2023

Die auferlegte Schreibpause im Ruhejahr scheint sie also nicht einzuhalten. Im Gegenteil, sie jongliert Dutzende Projekte gleichzeitig. Als ich sie darauf anspreche, entgegnet sie lachend: „If you want to make God laugh, tell her about your plans.“ Sie beginnt mit einer Auflistung, woran sie gerade arbeitet: ein Sachbuch zu Motten, ein Kinderbuch zur Klimakrise, ein Serienkonzept für „Die Wilden Hühner“. Und dann ist da noch eine andere Geschichte. Funke bleibt im Vagen, wenn sie von ihr erzählt, doch ihr Blick sieht aus, als wäre sie frisch verliebt. Sie sagt: „Als ich kürzlich in Venedig war, hat eine große Geschichte mich angesprungen. Das ist so eine, von der man weiß, dass sie mächtig ist. Ich versuche mich immer zu ermahnen: Nein, Cornelia, du machst jetzt doch dein grünes Jahr. Aber die Geschichte hört einfach nicht auf zu flüstern.“ Als wir kurz vor der Veröffentlichung dieses Artikels noch einmal miteinander sprechen, verrät Funke mir, worum es sich bei der geheimnisvollen Geschichte handelt: Sie sitzt an der Fortsetzung der „Herr der Diebe“-Reihe.

„Es wird weiter Reiche geben, die sich in ihren wohltemperierten Türmen verschanzen. So jemand möchte ich nicht sein“, sagt Cornelia Funke



Ein Versuch, alles richtig zu machen

Ein Buch zu schreiben, erfordert harte Disziplin. Bei Funke klingt es wie ein Leichtes. „Schreiben ist für mich immer schon Schokolade gewesen. Ich muss mich immer ermahnen: Iss nicht zu viel Schokolade, Cornelia.“

Als sie mich später über das Gelände und durch ihre Wohnung führt, landen wir irgendwann in einem Raum, der vom Boden bis zur Decke mit Büchern gefüllt ist. Es ist ihre Bibliothek mit einem Tonstudio, das ihr Sohn eingerichtet hat. Gleich am Eingang stehen ihre eigenen Bücher: Von den „Wilden Hühnern“ über „Reckless“ zum aktuellen „Tintenwelt“-Band, in Deutsch, Italienisch, aber auch Russisch und Chinesisch. Geheimniskrämerisch zeigt Cornelia auf die rechte Wand und fragt: „Fällt dir etwas auf?“ Tut es nicht. Beim Nähertreten sehe ich, dass eine Regalwand etwas zurückversetzt ist. Eine geheime Tür. Schiebt man sie vorsichtig zur Seite, legt sich ein versteckter zweiter Raum frei, der ebenfalls von Boden bis zur Decke mit Büchern gefüllt ist. Vor allem mit Fantasy. Ein Paradies für Kinder oder eben für Cornelia Funke.

Wann immer wir an diesem Tag über Fantasy und die Möglichkeit reden, mit diesen Geschichten der Wirklichkeit für einen kurzen Moment zu entfliehen, kommt das Gespräch irgendwann auf Joanne K. Rowling zu sprechen. Gibt es doch auch einige Gemeinsamkeiten zwischen den beiden:

Die Liebe für Fantasy, ihre fesselnden Bücher, die Kinder und Jugendliche zum Lesen bringen, das Erschaffen eigener Welten. Und natürlich auch der Erfolg. In Medien wird Funke manchmal als „die deutsche Rowling“ bezeichnet. Viele Menschen in meinem Alter sind mit ihren Büchern aufgewachsen, man nennt uns spaßhaft die „Generation Harry Potter“. Doch nach den wiederholten transfeindlichen Aussagen von Rowling haben immer mehr Leser_innen mit der Autorin gebrochen. Und Rowling ist da kein Einzelfall, in beängstigender Regelmäßigkeit versuchen Held_innen unserer Kindheit mit politisch kontroversen Haltungen Aufmerksamkeit zu generieren.

Im vergangenen Jahr wurde Funke vom *Spiegel* auf nachträgliche Veränderungen in Kinderliteratur (wie der „Südseekönig“ in Pipi Langstrumpf) angesprochen. Damals war meine Angst groß, wieder von einer Autorin meiner Kindheitstage enttäuscht zu werden. Doch Funke distanziert sich von Rowling. Sie erzählt, dass ihre Bücher vor der Veröffentlichung von Sensiti-

”

„Schreiben ist für mich immer schon Schokolade gewesen. Ich muss mich immer ermahnen: Iss nicht zu viel Schokolade, Cornelia“

vity Readern gelesen werden, die Hälfte der Anmerkungen setzte sie um. „Ich bin so privilegiert in vielerlei Hinsicht, als weiße deutsche Frau. Als Geschichtenerzählerin muss ich auch durch die Augen anderer auf die Welt sehen. Das schulde ich meinen Lesern.“

Doch so einfach sich das mit der Verantwortung sagt, so schwer ist es manchmal, danach zu leben. Funks Bücher werden international verlegt – auch in Russland. Das habe auch hier am Hof zu Spannungen geführt, erzählt sie. Eine ukrainische Illustratorin habe sie am ersten Tag ihres Stipendiums angesprochen und gesagt: „Bitte, Cornelia! Du darfst deine Bücher nicht in Russland verlegen. Mit den Steuern, die die Verlage zahlen, werden Kugeln finanziert, die unsere Kinder töten.“ Stundenlang hätten sie sich darüber unterhalten.

Funke verlegt weiter in Russland. Aber sie sagt, nun gingen alle Profite aus den Verkäufen an ukrainische Organisationen. Und die Verlage in der Ukraine können ihre Rechte umsonst bekommen.

Es ist der Versuch, alles richtig zu machen.

Auch auf die Frage, ob ihre Community zu exklusiv sei, hat Funke eine Antwort. Sie habe gerade einen zweiten Hof gekauft, nur 15 Minuten mit dem Auto entfernt in Mulinaccio. Dort können bis zu zehn Gäste gleichzeitig unterkommen. Hier soll es auch ein kleines Restaurant, Veranstaltungen und einen Tag der offenen Tür geben. Im Permakulturgarten sollen alle mitmachen können. Ihre persönliche Aufgabe sieht Funke vor allem in der Finanzierung. „Natürlich wird es auch weiter Reiche geben, die sich in ihren wohltemperierten Türmen verschanzen können. So jemand möchte ich nicht sein“, sagt Funke. Zwar könnten man auch ihre beiden Höfe in der Toskana in die Kategorie „wohltemperierte Türme“ einsortieren. Aber wenigstens möchte Cornelia Funke ihre Türme teilen.

Carolina Schwarz, 32, ist Co-Leiterin des Ressorts taz zwei. Während ihrer Toskanareise ist sie vor allem Deutschen begegnet.

12,2

Grad Celsius betrug die mittlere Jahrestemperatur in der Toskana im Jahr 1980

Quelle: meteoblue (meteorologischer Dienst)

15,6

Grad Celsius betrug die mittlere Jahrestemperatur in der Toskana im Jahr 2023

Quelle: meteoblue (meteorologischer Dienst)

KANN DER WESTEN WEG?

ZERFALL EINER WELTORDNUNG

Europa und Nordamerika haben viel vorangebracht und einiges verbockt. Nun geht es so nicht mehr weiter. Aber wie dann?



Mit: Joschka Fischer; Dana Giesecke; Maja Göpel; Jürgen Habermas; Wolf Lotter; Jörg Metelmann; Marcus Mittermeier; Ella Müller; Luisa Neubauer; Harald Welzer

Die neue
taz **FUTURZWEI**

» taz **FUTURZWEI-**
Abo-Prämie

Gutschein über 10 Euro
für Einkäufe im taz Shop



taz **FUTURZWEI**

Magazin für **Zukunft und Politik**



Foto: Sarah Wiener Stiftung



Sarah Wiener
Die Zutat

Was man mit Rauke alles zaubern kann

Das Superkraut des letzten Jahrhunderts ist heute einer der beliebtesten Salate und ein scharf-würziger Genuss mit Löwenzahnoptik: Die Rauke, oder eben Rucola, ist anspruchslos und wächst, wo man ihr Platz lässt. Da lohnt es sich, gleich mehrmals im Jahr auszusäen, um immer frischen Rucola parat zu haben. Oder man lässt einfach die Natur machen.

Das ist auch gesünder als Rucola aus dem Supermarkt, denn der enthält zumeist viel Nitrat, bedingt durch den Einsatz von stickstoffhaltigem Kunstdünger und den Anbau im Gewächshaus. Dieses Nitrat kann im Körper zu krebserregenden Nitrosaminen umgewandelt werden. Deshalb am besten biologischen Rucola kaufen oder eben gleich selbst im Freiland aussäen.

Die Rauke enthält viel Vitamin C und Beta-carotin, das im Körper zu Vitamin A umgewandelt wird. Die Senföle in dem Kraut haben außerdem eine antioxidative Wirkung, weshalb Rucola lange als Heilmittel genutzt wurde; sie schmecken allerdings auch bitter.

In der Küche ist der Rucola vielseitig, vom Pizzabelag über Pasta bis hin zu gefüllten Wraps. Man kann ihn aber auch kurz frittieren und als knackige Beilage auf einen Kartoffelsalat streuen. Ich verwende die Rauke außerdem gern statt Spinat in Saucen und Pesto. Wer Rohkost und intensive Geschmacksmomente mag, setzt auf einen Wildkräutersalat. Dazu nehme ich nicht nur eine Handvoll Rucola, sondern auch Vogelmiere, Löwenzahn, Giersch, Kerbel oder Sauerampfer. Dazu ein paar Radieschen aus dem Garten und gekochte Kartoffeln. Wenn ich welche habe, schneide ich außerdem sonnengereifte Tomaten in meinen Salat und verfeinere ihn mit kaltgepresstem Olivenöl oder Rapsöl, etwas Essig oder Zitronensaft sowie Salz, ordentlich Pfeffer und ein bisschen Senf.

Auch gut: eine Spargel-Rucola-Quiche. Dafür brauche ich 250 g Blätterteig, den ich in eine Quicheform gebe und circa 15 Minuten mit Hülsenfrüchten blind backe. Dann schäle ich 250 g Spargel, schneide die holzigen Enden ab und den Rest in kleine Stücke. Als nächstes würfle ich eine Zwiebel fein und dünste die Stücke in Rapsöl an, gebe den Spargel dazu und schmecke alles mit Salz und Pfeffer ab. Ich vermische 5 Eier mit 250 ml Sahne und schmecke mit Salz, Pfeffer und Muskat kräftig ab. Anschließend belege ich den Blätterteig mit 125 g Rucola und schiebe alles für 15 Minuten bei 180 Grad in den Ofen.

Tipp: Es muss nicht unbedingt Spargel sein, auch Lauch und Schafkäse sind eine wunderbare Kombination für eine Quiche. Wer mag, kann auch noch ein paar verschrumpelte Möhrchen, Paprika – oder was sonst noch im Kühlschrank herumkugelt – dazugeben.

Guten Appetit!



Unsere Autorin gegen den Boxsack. Beim Thaiboxen werden nicht nur Fäuste, sondern auch Ellenbogen, Knie und Füße eingesetzt

Wie aus Tiny eine große Kämpferin wird

Unsere Autorin reist nach Thailand in ein Thaibox-Camp. Und stellt fest: Alles, was sie im jahrelangen Training Zuhause gelernt hat, bedeutet hier nicht viel

Aus Pai **Luciana Ferrando** (Text) und **Naima Erhart** (Fotos)

Wenn du es nochmal falsch machst, schlage ich dich“, warnt Kru Mam und haut mir auf den Hintern, noch bevor ich den Fußtritt wiederholt habe. Sie bricht in lautes Gelächter aus, das ein wenig nach herabstürzenden Steinen klingt. Ich lache mit, so gut ich mit dem Mundschutz lachen kann, und versuche den Frontkick noch einmal. „Good“, sagt sie, klopf mir auf die Schulter und wendet sich der nächsten Thaibox-Schülerin zu.

Seit zwölf Jahren führt Kru Mam, die mit richtigem Namen Supannee Changpradit heißt, gemeinsam mit ihrem Mann das Muay Thai Open Air Gym Sitjemam in Pai in Nordthailand. Kru bedeutet auf Thailändisch Trainerin, Mam ist ihr Rufname. Meine Freundin und ich werden zwei Wochen lang bei ihr trainieren. Sechs Tage die Woche, zweimal am Tag für jeweils zwei Stunden. Mit zirka 20 anderen Freizeit- und Profi-Kämpfer*innen aus aller Welt. Umgeben von Mango- und Bananenbäumen, einem Bach und herumlaufenden Hühnern.

Thaiboxen, im Original Muay Thai genannt, ist eine traditionelle thailändische Kampfkunst und ein Vollkontaktsport. Beim Thaiboxen werden Schläge und Tritte eingesetzt, es kommen acht Körperteile zum Einsatz: jeweils beide Fäuste, die Ellenbogen, Knie und Füße – weshalb es auch als „Kunst der acht Gliedmaßen“ bezeichnet wird. Erlaubt ist außerdem, sein Gegenüber zu umklammern und umzuwerfen. Sobald die Person jedoch am Boden liegt, darf man sie nicht mehr angreifen. Ebenso wenig erlaubt ist es zu beißen, gegen den Kopf zu schlagen oder zu kratzen.

Diesen Sommer wird Thaiboxen zum ersten Mal im Nebenprogramm der Olympischen Spiele in Paris vertreten sein. In Thailand ist es nicht nur Nationalsport, sondern auch Lebensgrundlage für viele Familien, eine Tourismusattraktion und Anziehungspunkt für internationale Kämpfer*innen, die hoffen, es vor Ort in seiner authentischen Form erlernen zu können.

Am Rand des Boxrings in Sitjemam schlafen Babykatzen und ein alter Hund. Nach

der morgendlichen Kälte beginnt es heiß zu werden. An einer Seite des Open-Air-Fitnessstudios mit Blechdach hängen Boxhandschuhe und Schienbeinschoner, auf der anderen Seite bilden Handbandagen eine Art Vorhang. Es riecht nach Schweiß und Hong-Thai, ein Kräutermittel, das hier alle aus kleinen Plastikröhrchen inhalieren und dessen Geruch für mich immer mit meiner Zeit in Thailand verbunden sein wird.

Manchmal hören wir das Grunzen der Schweine. Und was als Soundkulisse nie fehlt, sind die lauten Anweisungen unserer Trainer*innen. „Chaaangel“, rufen sie zum Beispiel und wir wechseln von einem

Kru Mam hält während des Trainings manchmal ein Stöckchen in der Hand, mit dem sie sanfte Schläge auf Schienbeine und Schenkel verteilt

Sparringspartner zum nächsten. Dann der Aufprall von Händen, Ellenbogen und Füßen auf Schlagpolstern und Boxsäcken. Am lautesten aber sind die Schreie der körperfreien männlichen Fighter, an die meine Freundin und ich uns erst gewöhnen müssen.

In Deutschland trainieren wir in feministischen Kampfsportvereinen, ohne Cis-Männer. Die Hoffnung, etwas Ähnliches auch in Thailand zu erleben, ist geschwunden, je mehr unsere Internet-Recherche voranschritt. Zum Glück sind wir irgendwann auf die Website von Kru Mam gestoßen, auf der überwiegend weibliche Kämpferinnen abgebildet sind.

Eine Frau, die Thaiboxen anbietet, ist in Thailand immer noch etwas Besonderes. Wir zögerten nicht lange und buchten bei ihr das Intensivtraining mit Unterkunft und Roller inklusive.

Ein paar Monate später, vor dem ersten Training, klingelt eine kleine Frau mit strahlenden Augen an unserer Holzhütte. Wir sind in einem Resort fünf Kilometer vom Camp entfernt untergebracht. Kru Mam trägt Jeans und T-Shirt, sie lächelt herzlich. „Seid ihr schon mal Scooter gefahren?“, fragt sie. Wir schütteln den Kopf. Sie drückt uns den Scooterschlüssel in die Hand. „Dann lernt ihr es jetzt.“

Am nächsten Morgen sitzen wir kurz vor Acht auf dem klapprigen Scooter und schlängeln uns unsicher durch den Berufsverkehr. Die Umrisse der Berge zeichnen sich hinter einem Scooter ab. Es riecht, als würde das ganze Dorf aromatische Kräuter verbrennen. Nach kurzer Fahrt entdecken wir ein Schild neben kaputten Boxhandschuhen. Darauf steht „Sitjemam“.

Wir sind nicht die Ersten an diesem Morgen. Vor einem großen Wandspiegel sitzen ein paar Teilnehmer*innen in Kapuzenpullovern und bandagieren sich ihre Hände. Die Sonne zeichnet ein paar Lichtstreifen auf den gepolsterten Boden. Niemand spricht. Noch nicht. So werden von jetzt an alle Tage anfangen. Nur eines ist anders. Heute werden unsere Hände von den Trainer*innen bandagiert. Wir erfahren nicht, ob dies eine Art Zeremonie für uns Neuankömmlinge ist oder ob sie davon ausgehen, dass wir es alleine nicht hinbekommen.

Alles, was wir in den fünf Jahren Training Zuhause gelernt haben, hat hier wenig Bedeutung, stellen wir spätestens beim Schattenboxen fest. Unsere Auslage, also die Grundstellung, die man beim Thaiboxen einnimmt, und unsere Deckung werden korrigiert. Selbst unsere Jabs und Punches schlagen wir nicht richtig. Wir fühlen uns wie Anfängerinnen. Zu allem Überfluss benehmen sich die Männer, als wären sie auf Klassenfahrt und müssten beweisen, wer von ihnen der Stärkste, Schönste und Witzigste ist.

Wir fragen uns, ob wir mit unserer Teilnahme am Thaibox-Camp die richtige Entscheidung getroffen haben. Trotz dieses ersten Eindrucks lautet die Antwort nach ein paar Tagen Eingewöhnung ganz klar: Ja! Und das, obwohl hier manches speziell ist. So hält



Die Köchin **Sarah Wiener** stellt hier jeden Monat eine ihrer Lieblingszutaten vor. Heute: Rucola.



herzensort

Wo die wilden Tölpel wohnen

Die Profis erkennt man an ihren Profiferngläsern. Oder den Kameras mit bis zu einem halben Meter langen Objektiven. Damit starren sie in eine Felswand, und ich starre mit. Wir stehen am Rand von Helgoland, wo das grasbewachsene Oberland mehr als dreißig Meter tief an roten Klippen ins Meer abfällt – am **Lummenfelsen**. Tausende Seevögel brüten hier in mehreren Etagen, darunter die namensgebenden Trottellummen. Sie sehen aus wie kleine Pinguine, können aber fliegen, und das ist so niedlich, wie es klingt.

Wer des Starrrens müde ist, kann sich den Vögeln zuwenden, die am weitesten oben brüten, teilweise direkt neben dem Weg. Sie heißen ähnlich albern, Basstölpel, sind groß wie Gänse und verbreiten eine beeindruckende Geräusch- und Geruchskulisse (Stichwort Pumakäfig). Begrüßen sich zwei Basstölpel, ist das ein großes Hallo, wie bei einem Tanz werden die Hälse immer wieder gen Himmel erhoben.

Stundenlang könnte ich mir das anschauen, die Tölpel, die Lummen, die Fotografen, die Landschaft, die Klippen, den Himmel, das Meer. Ich komme wieder, und dann bringe ich auch ein Fernglas mit. *Michael Brake*

Kru Mam während des Trainings manchmal ein dünnes Stöckchen in der Hand, mit dem sie sanfte Schläge auf Schienbeine und Oberschenkel verteilt. Sie setzt das Stöckchen überwiegend gegen große Männer ein. Viele männliche Kämpfer scheinen es zu lieben, ihr zu gehorchen und „Yes, Mam!“ zu sagen. Manche von ihnen sind wirklich riesig. Das Bein eines Teilnehmers endet da, wo Mams Hals anfängt. Sie nennt ihn lachend „Baby-Giraffe“. Ich hingegen bin „Tiny“ für sie.

Kru Mam ist eine strenge Trainerin. Auf die Frage, wie viele Liegestützen wir machen sollen, antwortet sie: „Es sind immer 50. Und wenn jemand fragt, sind es 60.“ Es folgen 60 Sit-ups, 60 Kniebeugen und mehr als 100 Kicks gegen den Sandsack. Außerdem wird jedes Training mit zehn Minuten Seilspringen begonnen. Ich mag den Sound, den unsere Füße und Seile auf den Matten erzeugen. Die Füße klingen federleise, die Seile peitschenlaut. Musik gibt es beim Aufwärmen hingegen keine. Manchmal ertönt in meinem Kopf: „Oh-oo-oh you're in the army now“ und ich schmunzle. Die ersten Tage glauben wir, aus Versehen beim Militär gelandet zu sein.

Tatsächlich stammt Muay Thai – oder Muay Thai Boran, wie die ursprüngliche Sportart heißt – aus dem Militärtraining und ist etwa 2.000 Jahre alt. Krieger entwickelten sie als Verteidigungstechnik für all jene Fälle, in denen Schwert oder Speere nichts mehr nutzten und die eigenen Körperkräfte eingesetzt werden mussten, um zu überleben.

Während meine Freundin und ich uns auf unserer Terrasse vom Training erholen, beschäftigen wir uns näher mit der Geschichte des Muay Thai. In Stein gemeißelte Aufzeichnungen aus dem Jahr 1219 zeugen von den Kriegskünsten der Thais gegen Kambodscha, lesen wir. Im 17. Jahrhundert setzte ein thailändischer König Thaiboxen als Unterhaltung für seine Untertanen ein. Die Boxer von damals trugen noch keine Handschuhe, lediglich Bandagen und Kokosnussschalen dienten ihrem Schutz.

Über weibliche Thaiboxer*innen oder Nak Muay Ying (Female Fighters) finden wir kaum etwas. Man nimmt an, dass sie schon vor langer Zeit in den thailändischen Provinzen gekämpft haben, aber jahrhundertlang ignoriert wurden. Ab den späten sechziger Jahren fanden dann eine Weile professionelle Frauenkämpfe im berühmten Lumpinee Stadion in Bangkok statt. Damit war aber schnell wieder Schluss, weil sich kaum männliche Zuschauer dafür interessierten. Es musste noch mal rund 30 Jahre dauern, bis Ende der Neunziger ein Stadion in Rangsit gebaut wurde, das zwei geschlechtergetrennte Boxringe hat.

Auch wenn die Anzahl der weiblichen Thaiboxer*innen mittlerweile gestiegen ist und Frauen in den meisten Stadien in Thailand kämpfen dürfen, bleiben sie benachteiligt. So gibt es Stadien, in denen Frauen den Ring nicht einmal berühren dürfen, weil sie wegen ihrer Menstruation als un-

rein gelten und damit den Zauber des Ortes brechen könnten, so der misogynen Übergläubigkeit. Weibliche Kämpferinnen verdienen außerdem weniger als männliche. Und nach Mams Aussage gibt es in Thailand nur ein Dutzend weibliche Trainerinnen.

Dass sie einmal eine von ihnen sein würde, sei ihr als Teenagerin nicht in den Sinn gekommen, sagt die heute 48-Jährige. In der Schule spielte sie Volleyball, später Basketball. Sie wurde Lehrerin für Physik, was sie nur vier Monate ausgehalten habe. „Nichts für mich.“ Erst mit 29 entdeckte sie Muay Thai. Sie begleitete ihren Sohn zum Training, und als er entschied, damit aufzuhören, entschied sie, damit anzufangen. Heute ist der 23-Jährige Programmierer, während Muay Thai Mams Leben wurde. Sie lernte Emmanuelle Corti beim Training kennen, ihren heutigen Mann. Nachdem sie ein Paar geworden waren, fragten sie sich: „Und was jetzt?“ – „Lass uns das Beste machen, das wir können: Muay Thai.“ Sie eröffneten Sitjemam und führten parallel dazu eine Trekkingagentur.

Jahrelang habe sie außerdem selber in Wettkämpfen gekämpft, erzählt Mam, aber dafür sei ihr Körper jetzt „zu alt“. Sie ist ausgebildete Schiedsrichterin und auch als Corner-Frau mit Fightern unterwegs. Doch am meisten Spaß mache ihr, „mit denen da Sparring zu betreiben“, sagt sie und zeigt auf die männlichen Kämpfer im Ring. Ob ihr Lautsein davon kommt, so viele Männer zu trainieren? „Nein“, sagt sie und lacht, „so war ich schon immer.“

Jeden Tag nach der Morgeneinheit ruft Mam: „Wer muss mir Geld geben?“ Ein Ritual und Running Gag – ähnlich wie der mit den Schlägen. Eine*r nach dem anderen kommt zu ihr mit großen Scheinen in der Hand. Ein Trainingstag kostet 600 Baht, etwas mehr als 15 Euro. „Muay Thai hat mich reich gemacht“, sagt Mam, halb scherzend. Sie verdiene damit aber tatsächlich mehr als mit ihren früheren Jobs. Für die meisten ihrer Schüler*innen sind die Preise bezahlbar. Ein Großteil von ihnen kommt aus Europa. Auch Leute aus Australien, USA und Südafrika sind dabei.

Die einzigen, die wirklich aus Thailand stammen, sind einige der Trainer. Zum Beispiel Kru Top. Er erzählt, er habe als Kind nur im Stehen mit einem Bein über das andere gekreuzt essen dürfen, um Gleichgewicht und Muskeln zu stärken. Mit Sechs habe er angefangen zu kämpfen, 30 Jahre lang zog er es durch.

Thaiboxer*innen werden in Thailand als Idole verehrt, aber anders als im Westen ist Thaiboxen keine Freizeitbeschäftigung, sondern ein Vollzeitjob und eine Frage des Überlebens für sich selbst und die Familie. Viele kämpfen drei- oder viermal pro Woche und verdienen damit ihr Geld. Es komme häufig vor, dass sie ihre Karriere mit etwa 20 Jahren beenden und dann in einem Fitnessstudio arbeiten, wo sie Thaiboxer*innen aus dem Westen trainieren, erfahren wir.

Viele der Dauergäste in Sitjemam kommen so wie wir erst mal für eine begrenzte



Kru Mam in ihrem Element. Sie war selber Profi-Thaiboxerin, jetzt arbeitet sie als Corner-Frau und Trainerin

”

So ein einfaches, strukturiertes Leben mit einer täglichen Dosis aus Erschöpfung, Muskelkater und Endorphinen tut gut. Und macht süchtig

Zeit und entscheiden sich dann, ihren Aufenthalt zu verlängern, um sich weiterzuentwickeln oder für einen Kampf vorzubereiten. Viele, die wir hier treffen, pendeln zwischen den Kontinenten hin und her oder sind mindestens einmal im Jahr im Camp.

Agi ist eine von ihnen. Die 30-jährige Polin mit den langen blondierten Dreadlocks lebt in London und arbeitet als Friseurin. Sie spart das ganze Jahr, um jeden Januar nach Pai kommen zu können. Das sei ihr wichtig für ihre Influencer-Karriere, erzählt sie. Agi hat einen Fitness-Channel und sagt, sie sei eine Inspiration für junge Frauen. Agis Outfits passen immer gut zusammen. Sie trägt zum Beispiel eine rote Bandage, wenn sie rote Shorts an hat, und die Muskeln ihres Sixpacks sind immer sichtbar.

„Ich habe gerade PMS und muss die ganze Zeit weinen“, sagt sie einmal zu mir. Ich umarme sie, bevor wir uns weiter bekämpfen, und versuche, etwas sanfter zu werden. Sie ist immer sanft zu mir, vielleicht zu sanft. Etwas, das ich sonst vor allem bei männlichen Kämpfern erlebe: Beim Sparring möchten sie mich nicht richtig treffen, auch wenn ich das explizit verlange. Auch die bei den Umklammerungen entstehende Nähe zu männlichen Sparringspartnern war mir bisher unbekannt. Es fühlt sich komisch an, von ihnen zu Boden geworfen zu werden.

Wer länger in Thailand trainieren möchte, muss sein Visum alle drei Monate verlängern. Anekdoten aus der Ausländerbehörde hören wir von unseren Mitkämpfer*innen viele. Das sei prinzipiell kein Problem, wenn man 10.000 Baht auf dem Konto habe, wird uns erzählt.

Aber wovon können sie sich das Leben in Thailand leisten? Wir erfahren, dass die meisten, die länger bleiben, remote arbeiten und ihr Gehalt in Euro oder Dollar verdienen. Das lohne sich für sie selbst dann, wenn sie wegen des Zeitunterschieds auch nach Mitternacht arbeiten müssten, berichten sie. Hinzu kommt, dass sich das Leben in Pai bescheiden gestalten lässt: Training, ein bisschen Arbeiten, auf der Straße essen, mit dem Roller zum Supermarkt fahren, in der Kneipe rumhängen, Billard spielen. Viel mehr zu tun gibt es nicht.

Julia aus Menorca ist eine, die sich für dieses Modell entschieden hat. Während unserer Zeit im Camp ist die 30-jährige die einzige weibliche Kämpferin bei Sitjemam. Sie habe schon mal an einem Wettkampf teilgenommen, erzählt sie, der endete unentschieden. Demnächst kämpft sie noch mal mit derselben Gegnerin und hofft, dieses Mal zu gewinnen. Julia redet kaum während des Trainings. Sie trägt Kopfhörer, häufig hat sie einen traurigen Gesichtsausdruck. Ich mag ihre eng an den Kopf geflochtenen Zöpfe, wie es bei Thaiboxerinnen üblich ist.

Auch ich erwische mich bei dem Gedanken, alles hinter mir zu lassen und eine Zeit lang hier zu bleiben. So ein einfaches, strukturiertes Leben mit einer täglichen Dosis aus Erschöpfung, Muskelkater und Endorphinen tut gut. Und macht süchtig. Ob auch ich eine Kämpferin werden könnte, traue ich mich allerdings lange nicht zu fragen. Mam hat uns nämlich erzählt, dass sie Kämpfer*innen auf den ersten Blick erkennt. Entweder sie hätten die Gabe oder sie hätten sie nicht. Bei denen, die sie haben, sei der Rest Übung und Disziplin.

Eines Tages traue ich mich dann doch und frage. Mam nickt und sagt: „Das kriege ich schon hin.“



Keine Gnade. Wer zu viele Fragen stellt, muss länger trainieren. Hier ist die Gruppe beim Planken

„Sexuelle Gewalt ist selten das Fremde“

Kerstin Claus ist Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung und hat in ihrer Kindheit und Jugend selbst sexuellen Missbrauch erlebt. Über ein Thema, das immer noch viel zu sehr tabuisiert wird

Von **Patricia Hecht** (Gespräch) und **Jacobia Dahm** (Foto)



Kerstin Claus: „Für mich und meinen Mann war es wichtig, dass unsere Kinder Exit-Strategien haben. Wir haben Codes vereinbart“

wochentaz: Frau Claus, Sie haben mal gesagt, sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche sei das sicherste Verbrechen, das man begehen kann. Wie haben Sie das gemeint?

Kerstin Claus: Kindern und Jugendlichen fehlen oft die Worte für das, was sie erleben. Viele Täter framen ihre Taten außerdem so, dass sie nicht als Gewalt identifiziert werden. Und schließlich steht oft Aussage gegen Aussage. Insgesamt führt das dazu, dass viele Taten gar nicht erst angezeigt oder Verfahren frühzeitig eingestellt werden.

Jeden Tag werden laut polizeilicher Kriminalstatistik 54 Kinder in Deutschland Opfer von sexualisierter Gewalt – das Dunkelfeld ist weit größer. Warum ist diese immense Dimension gesellschaftlich nicht viel stärker Thema?

Das frage ich mich auch immer wieder. Leider geht es häufig ja um lange andauernden Missbrauch. Sexuelle Gewalt zieht sich in sehr vielen dieser Fälle über Monate und Jahre. Schätzungen gehen dahin, dass bis zu zehn Millionen Menschen in Deutschland in ihrer

Kindheit und Jugend sexuelle Gewalt erlebt haben. Das ist ähnlich häufig wie Diabetes, eine Volkskrankheit. Die Gesellschaft, wir alle, versuchen dennoch, uns das Thema vom Leib zu halten.

Weil es uns Angst macht?

Es ist so erschreckend, so bedrohlich. Es berührt die Grundfesten dessen, was wir geschützt wissen wollen. Da wirken Verdrängungsmechanismen.

Als Unabhängige Missbrauchsbeauftragte der Bundesregierung ist es Ihre

Aufgabe, ein Bewusstsein dafür zu schaffen. Wie geht das?

Meine Arbeit besteht immer wieder darin zu sagen: Wir dürfen nicht in Angst und Hilflosigkeit verharren. Sexuelle Gewalt ist für Kinder und Jugendliche ein Grundrisiko. Genau da müssen wir hinschauen.

Was macht das mit Ihnen, sich täglich mit einem Thema zu beschäftigen, das so belastend ist?

Es gibt Momente, zum Beispiel wenn ich bei Ermittlungsgruppen der Po-

lizei bin, in denen ich mich bewusst auch mit sehr drastischem Material konfrontieren lasse. Das ist schon hart. Für meine Aufgabe aber ist das wichtig: Ich muss Bilder und Videos anschauen, um sie dann für die Gesellschaft zu übersetzen. Wer vor Lungenkrebs warnt, druckt Bilder davon auf Zigarettenschachteln. Das geht bei sexuellem Missbrauch nicht, weil es ja um identifizierbare junge Menschen geht und die Verbreitung auch zu Aufklärungszwecken neuerlich eine Straftat wäre. Also muss ich Wege finden,

Auch vorher wurde schon über sexuelle Gewalt gesprochen, vor allem von Frauen. Die hatten häufig in der Familie Missbrauch erlebt. Das wurde gesamtgesellschaftlich nicht gehört, nicht wahrgenommen. Sie diskreditierten damit ja im Kern auch das Bild von Familie. Das führte damals kaum zu Resonanz.

Warum war das 2010 anders?

Ein Grund für diesen Perspektivwechsel war, dass zum ersten Mal Männer im Anzug über sexuelle Gewalt sprachen. Männer mit Status, beruflich erfolgreich, die aus Eliteinternaten wie dem Canisius-Kolleg oder der Odenwaldschule kamen. Gewalt konnte damit an einen Ort verwiesen werden: dort in der Kirche, dort in der Schule. Die Abgrenzung zu sich selbst war möglich, Familie wurde nicht in Frage gestellt. Und dann brauchte es den Dominoeffekt, immer mehr Betroffene meldeten sich zu Wort. All das hat den Blick auf das gesamte Thema verändert.

Sie haben in den achtziger Jahren auch Missbrauch erlebt, aber thematisieren das bis heute kaum. Warum?

Ich habe es thematisiert. Ich habe mich im Kontext der Vorfälle von 2010 dafür entschieden, in einem Fernsehbericht darüber zu sprechen. Ich habe damals begriffen, dass es extrem unwahrscheinlich ist, dass ich die einzige Betroffene durch diesen Täter bin. Es war also eine Frage der Verantwortung: Wenn ich nicht spreche, kann es wieder passieren.

Was war Ihnen passiert?

Ich habe als Jugendliche sexuelle Gewalt erlebt, zwischen 14 und 17. Ich bin in Familienverhältnissen groß geworden, in denen ich keinen guten Rückhalt hatte. Ein evangelischer Pfarrer, dem ich mich anvertraut hatte, bot Hilfe und Unterstützung an. Das Jugendamt akzeptierte ihn als eine Art Vormund und verzichtete auf einen konkreten Eingriff in meine Familie. Das Bild, das ich damals hatte, war: Jemand hilft mir. Ohne diese Hilfe wäre ich aufgeschmissen. Dass er Gegenleistungen einforderte, war Teil des Ganzen.

Sie hätten das damals nicht als Missbrauch benennen können.

Nein. Mir fehlte jedes Rüstzeug dazu, das, was ich erlebte, als sexuelle Gewalt und damit auch als Unrecht zu erkennen. Mich hat das, wie so viele andere auch, sprachlos gemacht. Was ich erlebt habe, hat mich wahnsinnig isoliert. Täter zielen darauf ab, zum einen zu identifizieren, wer sich wenig wehren kann. Und zum anderen, soziale Kontakte zu anderen bestmöglich zu unterbinden, damit sichergestellt ist, dass man nicht spricht. So habe ich das auch erlebt.

Haben Sie sich dem Täter mit 17 entzogen?

Der Täter hatte wohl Sorge, dass ich anfangen könnte, zu sprechen. Er hat es dann also von seiner Seite aus beendet.

Wann wurde Ihnen klar, dass das Missbrauch war?

Sehr spät. Mir war zwar die sexuelle Dimension immer klar, aber ich habe sie nicht mit Gewalt in Verbindung gebracht. Gewalt war für mich etwas Körperliches. Aber das war es ja nicht. Ich wurde nicht körperlich überwältigt. Es war die Abhängigkeit, in der ich war, die der Täter für die Übergriffe ausgenutzt hat. So gehen Täter vor: Sie schaffen einen Kontext, in dem Gewalt verübt werden kann, ohne dass jemand hinschaut. Und ohne dass der junge Mensch begreift, wie verwerflich das ist. So richtig habe ich all das erst begriffen, als ich selbst ein Kind hatte.

Warum dann?

Das hat die Perspektive auf den Schutz verändert, den ich gebraucht und auf den ich ein Anrecht gehabt hätte. Die Taten in ihrer Monstrosität zu verstehen und zu begreifen, erfolgte erst darüber. Ich gehöre gleichzeitig zu denen, die zumindest teilweise recht früh darüber gesprochen haben – im Studium, mit Freunden. Es ist also nicht so, dass das nicht Teil meiner Welt war. Heute verstehe ich, wie wichtig das war,

”

„Wer etwas sieht oder hört, was ihr oder ihm komisch vorkommt, ist in der Verantwortung, zu handeln. Jede und jeder einzelne von uns macht einen Unterschied“

selbst wenn ich damals die eigentliche Dimension nicht erfassen konnte. Das kam erst viel später.

Haben Sie den Täter angezeigt?

Ich stand irgendwann vor der Frage, was verjährt ist und was ich noch beweisen kann. Aber 2003 habe ich ihn bei der Kirche angezeigt. Passiert ist über Jahre nichts. 2005 wurde er sogar befördert. Dieses Jahr ist er verstorben.

Was hätte Ihnen als Jugendliche geholfen?

Ganz banal: Ein Schaukasten in der Schule, der erklärt, was sexuelle Gewalt ist. Dazu noch ein Hinweis, wo es Beratung oder Hilfe gibt. Jeder Raum, der nicht mit Informationen bespielt wird, ist ein Raum, den wir Tätern überlassen. Mein Ideal wäre, dass Kommunen das proaktiv setzen, dass sie sagen: Wir sind eine sichere Kommune. Und dass Eltern einfordern, dass es Schutzkonzepte gibt – egal ob in Kita, Schule oder dem privaten Ballettunterricht. Wir trainieren als Gesellschaft Brandschutz, den Umgang mit allen möglichen Gefahren. Auch für Missbrauch gilt: Wir müssen begreifen, dass wir unsere Kinder schon mit kleinen Veränderungen besser schützen können.

Hat das, was damals passiert ist, Ihr Grundvertrauen erschüttert?

Ich bin ein grundoptimistischer Mensch. Wie weit Grundvertrauen nachwachsen kann, hat viel mit Resilienz, sicher auch mit Glück zu tun. Aus heutiger Perspektive würde ich sagen: Ich hatte zufällig Zugang zu Dingen, die ich gern gemacht habe, die mir sehr geholfen haben. Ich konnte mich zum Beispiel stundenlang mit Jonglieren beschäftigen und dabei abschalten. Zudem habe ich früh Menschen gefunden, die einfach da waren, mich unterstützt haben und bis heute Teil meines Lebens sind. Solche Konstanten im Leben sind wichtig.

Wie ist das für Sie, wenn Sie heute darüber sprechen?

Es ist Teil meiner Biografie. Ich habe das große Privileg, dass ich, anders als die meisten, diese Anteile in einen Beruf integrieren kann, in dem ich für Veränderungen kämpfe. Ich bin, wer ich bin, und das gehört dazu. Ich muss nicht, um Professionalität zu wahren, einen Teil meiner Biografie aus meinem Leben heraushalten.

Andere Betroffene müssen das?

Erstaunlich ist doch, dass in kaum einem Job jemand mit solch einer biografischen Komponente sichtbar wird. Dabei ist Erfahrungswissen immer auch eine Kompetenz, Teil der eigenen Expertise: Egal ob in der Kita, der Lehre, bei Forschenden, in der Politik. Die eigene Geschichte ist eine Ressource und sollte als solche verstanden werden.

Wie meinen Sie das?

Dinge, die Menschen Kraft gekostet haben und jetzt integriert sind, sind Res-

ourcen. Wir sollten als Gesellschaft sagen: Du hast echt viel geschafft, dass du heute da bist, wo du bist, Respekt! Menschen, die mit wer weiß welchen Schwierigkeiten groß geworden sind, verdienen unsere Anerkennung. Bisher verwehren wir die vielen. Aber auch Brüche müssen Teil von Biografien sein dürfen. Betroffene sind ganz normale Menschen.

Die Gefahr des Stigmas ist mächtig.

Solange Betroffene stigmatisiert werden, werden viele vermeiden, über die Gewalt zu sprechen, die sie erlebt haben. Auch, weil sie derselbe Mensch bleiben wollen, der sie waren, bevor sie erzählt haben, was ihnen widerfahren ist.

Hatten Sie je die Befürchtung, auf Ihre Betroffenheit reduziert zu werden?

Ich war im Betroffenenrat meines Amtsvorgängers, bevor ich berufen wurde. Damit war bekannt, dass ich Missbrauch erlebt hatte. Das hat danach aber nie besonders im Fokus gestanden. Mir wird meine Professionalität nicht abgesprochen, ich bin nicht die Oberbetroffene. Es ist klar, dass ich in dieser Position bin, weil ich für diese Arbeit eine hohe fachliche Kompetenz habe. Dass meine Biografie diesen Schritt nicht verhindert hat, ist ein wichtiger Fortschritt.

Muss man betroffen sein, um Ihr Amt gut zu machen?

Nein. Mein Vorgänger hat über den Betroffenenrat konstruktiv und inhaltlich Betroffene integriert. Ihre fachliche Expertise und Perspektiven sind für meine Arbeit extrem wichtig. Teil meines Jobs ist, das Thema so in Politik und Gesellschaft zu tragen, dass alle besser werden darin, das Thema auszuhalten, sich auseinanderzusetzen und zu handeln.

Wie meinen Sie das: dass wir es aushalten, uns damit auseinanderzusetzen?

Sobald solche Taten gegen ein Kind oder einen Teenager öffentlich werden, sobald dieses Leid öffentlich wird, ziehen sich Menschen zurück. Sicher ist da ein oft starkes empathisches Mitschwingen, aber dann bringen wir uns wieder in Sicherheit. Das ist ein gesellschaftlicher Reflex, den ich verändern möchte. Ich möchte, dass verstanden wird, dass sexuelle Gewalt nicht schicksalhaft ist oder einzig auf dem Campingplatz oder in der Kirche stattfindet, sondern überall, jederzeit und mitten unter uns. Daran können wir aber etwas ändern.

Hatte das, was Sie erlebt haben, Auswirkungen darauf, wie Sie Ihre Kinder geschützt haben?

Meine Kinder sind mit dem Thema ein Stück weit groß geworden – ich glaube, in einer recht entspannten Art und Weise. Sie wussten immer, dass es in meiner Kindheit und Jugend jemanden gab, der mich verletzt, mich ziemlich mistig behandelt hat. Für mich und meinen Mann war es wichtig, dass unsere Kinder Exit-Strategien haben. Wir haben zum Beispiel Codes vereinbart, die sie jederzeit unauffällig einsetzen konnten. Das gab ihnen eine Handlungshoheit, die sicher auch schützt.

Was für Codes?

Es war zum Beispiel klar: Wenn meine Kinder in einer Situation sind, in der sie nicht sein möchten, beispielsweise bei einer Übernachtungsparty, können sie mich anrufen und sagen: Ich habe mein Harry-Potter-Buch vergessen. So weiß ich, irgendwas passt gerade nicht, aber es muss eben nicht vor anderen ausgesprochen werden. Dann war klar, einer von uns kommt, bringt das Buch und eine Entscheidung wird möglich: bleiben oder zusammen nach Hause. Sicher hatte ich auch immer ein Auge darauf, wie Freizeiten geplant waren, dass es ein Leitungsteam gab – letztlich aber ohne tausend Sicherheitsvorkehrungen einzuziehen. Ich wollte keine negative Dynamik. Das scheint gelungen zu sein. So spiegeln das heute zumindest unsere Kinder.

Einerseits geht es darum, Kinder über Missbrauch sprechfähig zu machen.

Wie wichtig ist es andererseits, dass sie ein positives Verhältnis zum eigenen Körper entwickeln?

Kinder müssen ihre Lebenswelt von klein auf mitgestalten können. Nur wenn sie darin ernst genommen werden, werden sie ganz selbstverständlich auch bestimmte Rechte einfordern oder sich von Übergriffen abgrenzen. Das muss erst mal gar nichts mit sexueller Gewalt zu tun haben. Wie soll ein Kind lernen, sich von einer erwachsenen Person abzugrenzen, wenn es essen muss, was ihm nicht schmeckt? Letztlich geht es ums Aushandeln. Kinder brauchen es, ganz konkret zu erleben: Da hat sich was geändert, weil ich etwas gesagt habe. Das sind wichtige Schritte.

Gehören Kinderrechte ins Grundgesetz?

Das ist das Allergrundlegendste. Es wird noch immer nicht verstanden, wie elementar das auch für den Kampf gegen sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen ist. Dieser Perspektivwechsel, dass das Kind selbst Träger von Rechten ist, würde viel verändern – auch in Gerichtsverfahren. Gleichzeitig muss klar sein: Der Schutz vor sexuellem Missbrauch ist unsere Aufgabe. Mehr Rechte für Kinder dürfen nicht dazu führen, dass wir sagen: Okay, wir zeigen dir, wie du dich schützen kannst. Aber dann musst du das bitte selbst machen. Wir Erwachsene müssen Kinder schützen, immer. Es ist nie die Verantwortung der Kinder.

Braucht es dazu einen Kulturwandel?

Der Kulturwandel besteht darin zu begreifen, dass sexuelle Gewalt selten das Fremde ist. Im Gegenteil: Sie nutzt Abhängigkeits- und Vertrauensverhältnisse aus, in der Familie, im nahen sozialen Umfeld. Dieses Wissen brauchen wir, und wir brauchen Handlungskompetenz. Nur zu mahnen und das Leid in den Fokus zu stellen, befähigt uns nicht dazu, sondern hält uns in der Rat- und Hilflosigkeit.

Was sollen wir stattdessen tun?

Wer etwas sieht oder hört, was ihr oder ihm komisch vorkommt, ist in der Verantwortung, zu handeln. Niemand muss Kinderschutzexperte sein, aber wir alle müssen wissen, wen wir ansprechen und was wir tun können. Ich will das Thema nicht nur politisch, sondern direkt vor Ort verankern. Kinder werden vor Ort geschützt – oder eben im Stich gelassen. Berlin ist da weit weg. Wir müssen verstehen, dass jede und jeder einzelne von uns einen Unterschied macht.

Kerstin Claus

Die Person

Kerstin Claus, 55, hat als Journalistin unter anderem für das ZDF und als Systemische Organisationsberaterin gearbeitet. Seit 2010 ist sie Mitglied bei den Grünen, ab 2015 war sie Mitglied im Betroffenenrat des damaligen Missbrauchsbeauftragten. Im März 2022 wurde sie selbst zur Unabhängigen Beauftragten der Bundesregierung für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs (UBSKM) berufen. Sie ist verheiratet und hat zwei erwachsene Kinder.

Das Amt

Das Amt der oder des Unabhängigen Beauftragten für Fragen des sexuellen Kindesmissbrauchs wurde nach dem sogenannten Missbrauchsskandal 2010 geschaffen. Die Missbrauchsbeauftragte ist Ansprechpartnerin für Betroffene, Angehörige, Expert*innen und alle, die sich gegen sexuelle Gewalt an Kindern engagieren. Wesentliche Aufgaben sind Information, Sensibilisierung und Aufklärung, der Schutz von Kindern und Jugendlichen sowie die Unterstützung von heute erwachsenen Betroffenen. Im Juni wurde das UBSKM-Gesetz verabschiedet, das die Strukturen gegen sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen stärken soll.

trotzdem Taten sichtbar zu machen. Und ja, da gibt es schon Videos, die bleiben.

2010 wurde mit dem sogenannten Missbrauchsskandal, bei dem zunächst vor allem Fälle im Umfeld der katholischen Kirche ans Licht kamen, sexueller Missbrauch hierzulande erstmals großflächig thematisiert. Wie muss man sich die Atmosphäre in den Jahrzehnten davor vorstellen, in den achtziger und neunziger Jahren etwa?



Dietmar Heddrum in seiner Wohnung in Berlin-Neukölln

Bei ihm war viel Liebe und viel Tod

Dietmar Heddrum wäre gerne Künstler geworden. Immerhin ist er jetzt Schauspieler für kleine Rollen. Und Liebender mit großem Schmerz

Von Waltraud Schwab (Text) und Steve Braun (Fotos)

Wichtig ist, dass Leute nicht unterschätzt werden, selbst wenn sie nicht angepasst sind.

Draußen: Die Seitenstraßen im Schillerkiez in Neukölln wirken eng. Das liegt mit daran, dass die schmalen Trottoirs rechts und links von alten Bäumen gesäumt sind, die im Sommer zeigen, was im Winter vermisst wird: Dichte, Farben, Nähe, die Nähe zu Menschen. Auch in der Weisestraße, wo Dietmar Heddrum in einem Hinterhaus wohnt, ist das so.

Dinnen: Vom Flur gehen Küche, Bad, Kammer und ein Zimmer ab. Es ist eng, jede Wand ist verstellt mit Regalen, Büchern, Nippes, Kleidung, Werkzeug. Ins große Zimmer müssen das Metallbett, Regale, Tische und Stühle reinpassen und viele Kisten unterm Bett, vor den Fenstern. Wo die Wände frei sind, hängen Bilder. Ein dystopisches ist darunter, Heddrum hat es gemalt. Auf mit Goldfarbe vermischem Sand hat er zwei Figuren aus Plastik festgebrannt. Einnige Bilder, nicht weniger aussichtslos, sind von Nänzi. Sie ist seine große Liebe.

Authentisch: Echte Berliner sind mittlerweile rar. Heddrum, 1958 in Kreuzberg geboren, ist einer. „Genauso ein Berliner wie mein Kakadu, den ich vor 20 Jahren hergab.“ Heddrum beherrscht das schnoddrige Idiom, und wenn er erzählt, wird klar, er ist von der Sorte, die nicht zu Kreuze kriecht. „Man muss darüber hinwegkommen, wie man von außen wahrgenommen wird“, sagt er. „Ich bin hier jetzt ja auch nicht beim Casting, möchte keine Arbeit, keinen Kredit.“

Eine Achterbahnfahrt: Rauf und runter ging es in Heddrums Leben. „Bei mir war viel Liebe und viel Tod.“ Gerade gebe es wieder „eine Kontinuität nach unten“. Unten hat es auch angefangen; seine schwangere Mutter wurde verlassen. Die Be-

ziehung zur Mutter sei schwierig gewesen. Respekt zollt er ihr trotzdem: „Sie war alleinerziehend, das muss ich anerkennen. Sie hat es geschafft, hat 50 Jahre am Fließband bei Reemtsma geschuftet.“ Er wächst bei der Oma auf – „the bravest women of the world“. Warum? „Wegen ihrer Offenheit, ihrer Frechheit, ihrem Witz.“ So eine Art Claire Waldoff in Kleinformat sei sie gewesen.

Der Schock: Als er im Grundschulalter ist, findet seine Mutter einen neuen Partner, „den fiesesten Typen Berlins. So einer im Doppelrippunterhemd, der am Küchentisch sitzt mit Bier. Für den war ich Luft“. Heddrum war acht, als er mit der Mutter und „dem Mann meiner Mutter“, anders nennt er ihn nicht, nach Gropiusstadt ziehen muss, in eine der neuen Hochhaus-siedlungen. „Es war ein Kulturschock. Plötzlich hatte ich ein eigenes Zimmer, Warmwasser, Klo-

in der Wohnung, Badewanne.“ Er wäre trotzdem lieber bei der Oma geblieben. Die Mutter arbeitete in zwei Schichten, deren Mann in drei, „die waren nie zu hause, und wenn doch, haben sie gepennt“. Er, Schlüsselkind, zog mit seinen Kumpels über die Felder hinter der Siedlung.

Der Schulfreund: Ausgemacht sei gewesen, dass er aufs Gymnasium geht. Den geforderten Notendurchschnitt dafür verpasste er knapp. Sein Freund Frank hatte das gleiche Problem, war aber Kind betuchter Eltern. Die hätten bei seiner Mutter angerufen und gesagt: „Der Frank wird auf eine Privatschule geschickt, und der Dietmar muss mit.“ Seine Mutter, zu stolz für die Wahrheit, sagte: „Ja jul, wird schon jehn.“ Einen Tag bevor die Schule anfängt, wieder ein Anruf: „Der Frank ist tot.“ Autounfall. „Musste ich alleine zur Schule. War nicht mein Ding. Ich habe

eineinhalb Jahre geschwänzt. ‚Kind, was soll aus dir werden‘, hat meine Mutter gesagt. ‚Fang doch bei Reemtsma an.‘“ Darauf hatte Heddrum auch keine Lust. Er wollte Maler werden. „Oder Dichter wie Gottfried Benn.“

Der väterliche Freund: In den haltlosen Jahren, die folgten, gab es immerhin Klaus – einen älteren Cousin, der sich Heddrums annahm. „Cooler Typ. Der hatte die besten Platten. Stones, Jimi Hendrix. Der hat mir Geld zugesteckt.“ Er schleuste ihn, obwohl noch zu jung, in Discos. Und dann, an Neujahr 1978, wieder ein Anruf: Klaus ist tot. Besoffen sei er mit einem Freund „und zwei Bräuten“ die Sonnenallee runtergebettert an Silvester und gegen einen Baum geknallt. „Idiot, der war doch verheiratet mit Sabine“, sagt Heddrum. „Wenn ich an die Beerdigung denke, Sabine, Wiebke und ich hinterm Pfaffen in der ersten Reihe. Wiebke, die ich auch liebte, im Minirock und Sabine, die eigentliche Königin.“

Sabine: Jetzt nimmt sich diese Heddrums an. Sie fragt ihn, was das werden soll so ohne Schulabschluss, Ausbildung, Arbeit. Künstler, was soll das sein? Und Heddrum: „Ist authentisch.“ Sie besorgt ihm eine Boutique mit Klamotten, die soll er führen. „Ich habe das Geld verjubelt.“ Pferderennen werden seine Leidenschaft. Sabine zieht die Reißleine. Heddrum hält an seinem Lebenswandel fest, sorgt sich allerdings auch weiter um die Oma. „Nach dem Tod vom Opa 1982 war ich jeden Tag bei ihr.“ Auch seine Mutter hilft mit. 1983 stirbt die Oma. Erst als es auch ums Erben ging, tauchte der Rest der Familie auf. „Ich hab mich geschämt für die Pfeifen.“ 10.000 Mark hatte die Oma. „Ich wusste, wo sie versteckt waren.“

Aufbruch: Nach dem Tod der Oma übernimmt er deren Wohnung mit Blick auf den Checkpoint Charlie; er findet auch eine Freundin. Die sagt ihm, dass er Sozialhilfe beantragen könne, „Stütze“, wie das in Berlin heißt. „Ich wusste das nicht,

bin meiner Mutter auf der Tasche gelegen, bis ich 25 war. Jeden Tag ein Sixpack im Kühlschrank.“ Nebenbei macht er Bilder. Wildes Zeug.

Ute: Auf der Trabrennbahn Mariendorf ist er oft gesehener Gast. Er wiederum erblickt Ute hinter der Kasse eines Wettbüros. Sie gefällt ihm. „Scharfe Braut.“ Unter einer Bedingung lässt sie sich auf ihn ein: Er muss aufhören zu wetten, sie habe zu viele Leute vor die Hunde gehen sehen. Heddrum tut's. Nach ein paar Monaten wird Ute schwanger. „Was soll bloß aus uns werden? Das Kind wird verhungern. Such endlich einen Job“, habe sie geschimpft. Heddrum nimmt das ernst und findet einen bei der Post. Sortiert fortan nachts Briefe und ist tagsüber im Atelier. Ute verliert das Kind, wird wieder schwanger, verliert auch dieses Kind. „Das hat unsere Beziehung gekillt. Sie wollte sich nicht mehr von mir anfassen lassen.“ Sie trennen sich.

Nänzi: Bei der Post hat Heddrum inzwischen die Aufsicht in der Nachtschicht. „Fehlten Leute, kamen Aushilfen.“ Eine davon Nänzi. „Wenn ich die schon gesehen habe, war die Nacht gelaufen.“ Statt Briefe sortieren macht Nänzi anderes. Träumen, vor sich hin starren, Nägel feilen, erzählt er. Wird die Maschine nicht regelmäßig bestückt, stockt sie, der Mechaniker muss sie wieder anwerfen, „sorg endlich dafür, dass deine Weiber spuren“, schimpft der. „Ich war so froh, als die nicht mehr auftauchte.“

Déjà-vu: Aber bei einem Johnny-Cash-Konzert im Tempodrom sieht er Nänzi wieder. „Mensch, die kennste doch.“ Er spricht sie an, „ah, du bist das, haste Lust, ein Bier zu trinken?“ Und sie: „Wer mich nach 'nem Bier fragt, hat keine Ahnung.“ Da erfährt er von ihrer Drogenkarriere. Sie war mit 16 aus ihrem Heimatdorf weg, lebte mit ihrem Freund am Hauptbahnhof in Nürnberg, zog mit ihm nach Berlin. In Berlin stirbt ihr Freund an einer Überdosis He-

roin. Das rüttelt Nänzi auf, sie macht einen Entzug, kriegt die Kurve und wird nach vielen Anläufen an der Hochschule der Künste angenommen. Ihre Arbeiten sind radikal unangepasst, Skulpturen, die das Ganz-unten zeigen, Büsten, die jeden Augenblick zerfallen könnten, Engel ohne Köpfe. „Nänzi lebte den Punk. Ich war nur einer am Feierabend.“ Die beiden werden ein Paar. Ein polyamouröses, eins mit viel Freiheit. „18 Jahre waren wir zusammen. Wir haben uns nie gedemütigt.“

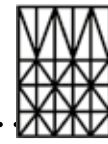
Ein neuer Job: Mit Nänzi kommt eine neue Wendung in sein Leben. Er hört bei der Post auf, die Atmosphäre dort hat sich geändert, kein Alkohol mehr, keine Zigaretten und alles durchgetaktet. Nänzi animiert ihn, zu einem Kompar-sencasting zu gehen. Eine Woche später hat er einen Job. Und als ein Schauspieler ausfällt, soll er einspringen. Ab dann hat er kleinere Rollen; meist spielt er den Ganoven. „Als Komparse krieg ich 100 Mark am Tag, als Darsteller 1.200, werd abgeholt, fahr mit dem Taxi nach Hause.“

Die kalte Nacht: Nänzi und er haben getrennte Wohnungen, sehen sich aber oft. Am 15. November 2013, einem Donnerstag, wollen sie in die Urania zu einem Vortrag von Alice Schwarzer. Morgens ruft sie an: „Du musst kommen.“ Es gehe ihr nicht gut. Also bei ihr ankommt, habe sie elend ausgesehen, „redete komisches Zeug“. Sie ist schon lange gesundheitlich instabil. Ruhe, das weiß er aus früheren Krankheitsanfällen, wird helfen. Irgendwann geht sie ins Bett, er guckt noch Fernsehen und legt sich später neben sie. Um 3 Uhr nachts wacht er auf, weil ihn Eiseskälte umhüllt. Es ist der Moment, in dem Nänzi stirbt. Auch jetzt, zehn Jahre nach ihrem Tod, weint Heddrum beim Erzählen.

Die Erinnerung: Seit Nänzi tot ist, kümmert Heddrum sich um ihren Nachlass. Es sei mühevoll. „Die Künstler, die halbberühmt sind, die kämpfen halt.“



Interessante Mischung: Marilyn Monroe, Maria Callas, Johnny Cash und eine Skulptur von Nänzi – ein Mann mit erigiertem Penis



Keine Kollisionen mit der Redaktion

Ein Werkstattbericht aus der Anzeigenabteilung der taz oder: Wir mischen uns nicht in die Redaktion ein, diese nicht in unser Geschäft

Von **Sönke Tümmler**

Gerade halten Sie, liebe Leser*innen, Ihr aktuelles Exemplar der wochentaz in der Hand oder haben es digital vor Augen. Ein Produkt, in welches viel Arbeit geflossen ist. Und ja: auch Geld. Eine Quelle dafür, wir sagen „Erlössäule zur Finanzierung der taz“, ist das Anzeigengeschäft, das Aufgabe der Anzeigenabteilung ist. Begonnen haben wir damit, seit die taz 1979 kontinuierlich erscheint. Das ist im Kampf um die Marketingbudgets ein relativ später Eintritt für eine überregionale Tageszeitung. Also eine nicht immer einfache Aufgabe, der sich unsere Abteilung tagtäglich erfolgreich stellt.

Werbung spaltet, das wissen wir in der Abteilung, bisweilen die Gemüter. Die einen finden Annoncen informativ, andere finden sie wiederum störend. Sogar Einflussnahme durch Werbetreibende wird mitunter vermutet, was nicht ganz falsch ist, denn das wollen Anzeigenkunden ja ausdrücklich: mit ihren Werbeauftritten Aufmerksamkeit gewinnen.

Damit aber das Geschäft mit den Werbepätzen anderer mit der redaktionellen Arbeit nicht kollidiert, unterliegen Verlage dem Trennungsgesetz. Es besagt, dass Verlag und Redaktion getrennt voneinander arbeiten sollen – die taz hält sich strikt an diese Linie. Wir nehmen keinen Einfluss auf die redaktionelle Be-

richterstattung und die Redaktion keinen Einfluss auf unser Geschäft. Ihnen als Lesende der taz ist diese Trennung unter anderem auch mit der Kennzeichnung „Anzeige“ vermittelt. Ein Bestandteil unserer Anzeigenrichtlinien: taz.de/!138752

So veröffentlichen wir auch keine Werbung mit sexistischen, rassistischen, antisemitischen oder gewaltverherrlichenden Inhalten.

Auch Fehlerchen geschehen, wie jüngst mit den Anzeigenseiten der Zeitung *Junge Welt* in der ePaper/App-Ausgabe vom 29. Juni. Diese wa-

ren nicht eindeutig als Anzeigen gekennzeichnet. Das war nicht akkurat und verdient eine Entschuldigung. Falls Ihnen das aufgefallen ist, und Sie sich gewundert haben: Wir bedauern diese Irritation!

Unsere Anzeigendisposition prüft jedes Motiv auf diese Richtlinien hin gewissenhaft. Manchmal kommt es dann aber doch zu größeren Diskussionen im Haus und Ihnen als Abonnent*in, Genoss*in oder Leser*in. Vielleicht erinnern Sie sich noch an die Abstimmung zu den Anzeigen des Bundesministeriums

der Verteidigung auf der Genossenschaftsversammlung im Jahr 2016? Bei dieser Abstimmung haben sich die Genoss*innen mit Mehrheit für die Annahme und Veröffentlichung der Bundeswehranzeigen ausgesprochen. Das gefällt nach wie vor nicht allen, aber die demokratische Entscheidung muss akzeptiert werden. Unser Geschäft ist das Angebot von Werbefläche – mit Ihnen, die Leserschaft, als Zielgruppe in digital sowie auch in Print.

Wenn Anzeigen in der taz erscheinen, sprechen wir damit keine Empfehlung für die Produkte oder Botschaften aus. Gütesiegel vergeben wir nicht. Für den Inhalt ist der Werbetreibende verantwortlich. Wir prüfen nur anhand unserer Richtlinien, ob wir eine Annonce zur Veröffentlichung bringen wollen oder nicht. Hin und wieder kommt es natürlich auch vor, dass wir Auftragsanfragen ablehnen. Beispielsweise solche der AfD.

Ich hoffe, Ihnen einen kleinen Einblick in unsere Arbeit gegeben und vielleicht auch die eine oder andere Frage beantwortet zu haben, die Ihnen im Kopf herumschwirrte. Wenn nicht, dann kommen Sie gern auf mich, auf unser Team zu! Bleiben Sie uns verbunden. Ich wünsche Ihnen viel Freude mit dieser Ausgabe – und allen, die da noch publiziert werden.

Sönke Tümmler arbeitet seit 2011 in der taz-Anzeigenabteilung und leitet diese bereits seit vier Jahren. Kontakt zu seinem Team und ihm: anzeigen@taz.de



Weiße Anzeigenkunden für uns zu gewinnen: Tümmler im taz-Treppenhaus
Foto: Sophie Sandig

boulevard der besten



Matthias Ziegenhain

Er hat seit Kurzem seinen Schreibtisch im sechsten Stock des taz-Hauses – nah an der Geschäftsführung. Das ist insofern sinnvoll, als Matthias Ziegenhain nun, so der Titel, „Marketingstrategie und Organisationsentwicklung“ ist. In seinen Worten: „In der Strategierolle möchte ich eine ganzheitliche Perspektive für die Marketingkommunikation der taz entwickeln.“ Auch die Entwicklung der internen Kommunikation zur Wandlung der taz von einem wesentlich auf Papierprodukten – wie Zeitungen ja sind – fußenden Medienhaus zum digitalen Medienunternehmen zählt zu seinen Aufgaben.

Ziegenhain, 1986 in Fulda geboren, „auf dem Lande groß geworden, im Herzen schon immer Großstadtspflanze“, wie er sagt, lebt seit 2012 in Berlin. Seit jeher arbeitet er im Kommunikationsbereich, ursprünglich in der Musikindustrie, die letzten zehn Jahre in Agenturen und als freier Berater.

In seiner Jugendzeit, erinnert er sich, „wurde die taz schon früh wichtig für mich, als politische Leitplanken, ein Stück vom Mythos Kreuzberg inmitten der hessischen Kleinstadt. Politisch und als Leser bin ich der taz seither treu geblieben.“ Dem Kosmos der taz begann er, ausgebildet an der Universität der Künste in Berlin, weiter näherzukommen: „Seit vier Jahren bin ich regelmäßig zum Mittag in der Kantine gewesen. Ich war erst gegenüber als Vermieter bei einer Designagentur. 2022 habe ich auf dem Dach des Rudi-Dutschke-Hauses meine Hochzeit gefeiert – spartanisch mit DJ-Set und Pizza aus dem Karton.“

Außerdem wird er, quasi begleitend zur Arbeit an der Strategie unseres Hauses ins digitale Zeitalter, „eine qualitative Fallstudie zum digitalen Wandel im Hinblick auf unsere Organisationsdynamik erarbeiten.“ Mit diesem gewonnenen Wissen unterstützt er die Geschäftsführung der taz – „damit wir alle gut mitnehmen“ – sprich: Dialogizität, Transparenz und Partizipation in der taz sollen mehr denn je gefördert werden.

Das alles kommt einer systemisch ultraverknotteten Gemengelage gleich: Das muss, buchstäblich als Ganzes, gedacht werden können. Kein Wunder, dass Matthias Ziegenhain ein ausgesprochenes Faible für Luhmanns Systemtheorie hat. Das hilft, aller Theoretizität zum Trotz, vor allem bei jeder Alltagserwägung. Wir wünschen ihm alles Glück, die taz braucht seine Kompetenz. *Jan Feddersen*

taz beim motzstraßenfest

Linker Journalismus trifft schwulen Fetischbedarf

Weihnachtsmärkte, Volksfeste, Straßenfeste – mit ihrer immer gleichen Mixtur aus überbeuerten Wegwerfware und noch teurem Fastfood lösen sie meistens eher Befremden statt Freude aus. Von der lautstarken Beschallung mit fragwürdiger Musik ganz zu schweigen.

Seit 1993 kam auch der traditionelle Homokiez in Berlin-Schöneberg das Format Straßenfest. Und trotz Krimskrams, Fastfood und mehr oder minder hörbarer Musik, ist dieses Fest so anders, dass selbst wir als taz dort präsent sein wollen.

Das „lesbisch-schwule Stadtfest“, so sein interessant sperriger Name, entstand 1993 als Antwort auf wie-

derholte homophobe Übergriffe im Kiez rund um den Nollendorfplatz. In 30 Jahren hat es sich zu einem Pflichttermin nicht nur für queere Menschen entwickelt. Weit über 300.000 Besucher:innen ziehen inzwischen alljährlich durch die Berliner Straßen.

Schwuler Fetischbedarf und Sparkasse, lesbischer Selbsthilfverein und Bundestagspartei, Verkehrsbetrieb und Bundeswehr, Krankenkasse und LGBTQI-Flüchtlingsprojekt – inzwischen gibt es nahezu nichts, was auf dem Stadtfest nicht vertreten ist und um die queeren Besucher:innen wirbt. Vielleicht lässt sich diese einzigartige Vielfalt an Angeboten und Anbietern als Grad-

messer lesen für den Fortschritt, den wenigstens Berlin bei der Akzeptanz nicht-heterosexueller Bürger:innen und Kund:innen gemacht hat. Wer nicht da ist, fällt auf – negativ.

Auffallend abwesend sind nahezu sämtliche renommierten Medienmarken, lediglich ein privater Radiosender und das geschichtsträchtige queere Stadtmagazin *Siegessäule* zeigen Präsenz – und seit 2022 auch die taz. Dass wir erst seit dieser kurzen Zeit am Stadtfest teilnehmen, überrascht uns inzwischen selbst am meisten – schließlich war und ist die taz auch ein queeres Projekt. Selbst in den frühesten Ausgaben Ende der 1970er finden sich viele Artikel, die von den Kämpfen queerer Menschen

berichten. Bis heute hat sich daran nichts geändert und wir thematisieren queere Bürger:innenrechte und Lebensrealitäten in nahezu all unseren Ressorts.

Wenn also ein Straßenfest das queere Leben feiert, feiern wir selbstverständlich mit und werben für unseren unabhängigen Journalismus. Schließlich ist es unsere Unabhängigkeit, die uns seit 1979 ermöglicht, eben auch jene Themen auf die Titelseite zu setzen, die für nicht-heterosexuelle Menschen zentral sind. *(msc)*

taz auf dem lesbisch-schwulen Stadtfest Berlin: 20. & 21. Juli 2024, Eisenacher Straße 116, Schöneberg

#4 soft side eye

Finnland ist so söpö

Finnland gilt hierzulande oft als Vorbild. Finnland? Pisa-Queen! Finnland? Glückliche Menschen! Finnland? Linke schaffen Sieg bei Europawahl. In der ersten Julihälfte reiste ich auf dem Nacken meiner 30 Urlaubstage zu finnischen Friends und meiner Gastfamilie aus 2012. Viele fremdelten mit dem Lob. Linker Sieg? Leute wählen doch nicht links, sondern die linke Spitzenkandidatin. Pisa? Höpö-höpö, wir sind abgestürzt! Glückliche? Aber es wird doch so viel gesoffen! Sie könnten unbescheidener sein. Reisen Sie also bloß nicht zu den sanften Seen, den ubiquitären Saunen und den loyalen Frohnaturen.



Felix Bouché, verantwortlich für die taz Blogs und Schrauber*in im Produktionsraum dieser Seite. Wechselt sich mit Pluempes Kolumne ab.

taz talk zu ézidischen perspektiven

Zehn Jahre nach dem Genozid

Vor zehn Jahren, am 3. August 2014, überfielen IS-Kämpfer ézidische Dörfer im Nordirak. Sie ermordeten und verschleppten Tausende Menschen, vergewaltigten und versklavten Frauen und Mädchen, vertrieben Hunderttausende. Noch immer werden zahlreiche Menschen vermisst. Nach wie vor leben die meisten Vertriebenen im Irak in Camps unter unsäglichen Bedingungen. In ihre Heimat können Sie noch nicht zurückkehren. Wer es nach Deutschland geschafft hat, bangt, hier ein neues Leben zu beginnen. Obwohl der Bundestag den Genozid im vergangenen Jahr anerkannt hat, wurden zuletzt immer wieder Fälle von angedrohten oder gar vollzogenen Abschiebungen irakischer Ézid:innen bekannt. Was muss getan werden, damit Ézid:innen in Deutschland und im Irak gut leben können – ohne Sorge vor Abschiebung? Tobias Bachmann spricht mit Hakeema Taha, Düzen Tekkal, Max Lucks und Ronya Othmann.

Mittwoch, 31. 7. 24, 19 Uhr in der taz Kantine und per Livestream. Tickets, Streamlink und weitere Informationen: taz.de/talk

taz panterstiftung

WAS AUF DEM SPIEL STEHT

Die taz Panter Stiftung präsentiert **PANTER FOREN**

Vor den Landtagswahlen in Thüringen, Sachsen und Brandenburg laden wir zu Diskussionen mit Gästen aus Politik, Kultur und Bewegung ein.

Ab 18 Uhr wird der taz Panter Preis verliehen.

Anmeldung unter taz.de/panterforen
Weitere Infos bald auf taz.de/stiftung

**11-21 UHR
EINTRITT
FREI**

24. AUGUST

**CHEMNITZ
Weltecho**

7. SEPTEMBER

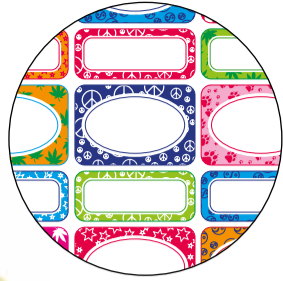
**COTTBUS
Bunter
Bahnhof**

Die Foren und der Panter Preis werden durch Spenden finanziert: www.taz.de/spenden





Fingerfarbe aus natürlichen und nachwachsenden Rohstoffen. Die Farben lassen sich trocken von Flächen abreiben und aus Gewebe ausbürsten. Wasserlöslich, verdünnbar und untereinander mischbar. Cremig, tropffrei, von ausgezeichnetem Deck- und Leuchtkraft und völlig ungiftig. Von Ökonorm. Inhalt: 6 Töpfchen à 150 g. **Artikel-Nr. 10418, € 19,90**



taz-Klebeetiketten. Klebeetiketten müssen nicht langweilig aussehen. Viele Farben, ein paar Sternchen, Peace-Zeichen, Yin und Yang-Symbole, Blätter und dezenten Pfötchen weisen auf die Liebe hin, mit der die eigenen Konserven gemacht sind. A4-Bogen mit 21 Etiketten, davon 12 große und 9 kleine. **Artikel-Nr. 12899, € 3,00**



Springseil. Ob Sie mit dem Springseil Kunststücke einüben oder für den nächsten Boxkampf trainieren, ist gehüpft wie gesprungen. Spaß macht es in jedem Fall. Griffe aus Buche, Seil aus Polyamid. Aus der Spielzeugmanufaktur Pflingstweid, einer Einrichtung für Menschen mit Behinderung im Bodenseekreis. Für Körpergröße bis 1,40 m geeignet. In verschiedenen Farben erhältlich. **Artikel-Nr. 12263, € 12,80**



Seifenblasen. Beim Joggen geht Ihnen schnell die Puste aus? Dann empfehlen wir die ersten Seifenblasen mit Rohstoffen in Bioqualität. Sie sind vollständig biologisch abbaubar, und sogar das Döschen ist so öko wie möglich: Durch die Holzfaserteile werden 15 Prozent Kunststoff eingespart. Von Sonett. **Artikel-Nr. 11430 Pustefläschchen, Inhalt: 45 ml. € 2,49**
11431 Nachfüllflasche (ohne Abbildung), Inhalt: 0,5l. € 6,99

Erfüllt euch mit Pride

Pride-Anstecker. Nicht nur ein Accessoire, sondern ein wertvoller Beitrag für mehr Sichtbarkeit der LGBTIQ-Community. Die regenbogenfarbenen Anstecker aus Baumwolle verschönern Rucksack oder T-Shirt und werden in Sri Lanka unter fairen Bedingungen gefertigt. Von WeltPartner.

Artikel-Nr. 13320 Blume. Ø 6,5 cm. € 4,00

13321 Flagge. Maße: B 5 x H 3,5 cm.
13319 Herz. Maße: B 5,5 x H 5 cm.
Jeweils **€ 3,50**



Regenbogenfächer. Unverzichtbares Accessoire gegen Hitze und Intoleranz. Der Fächer aus buntem Stoff und poliertem Birnbaumholz wird in einem Familienbetrieb in Spanien handgefertigt. Holz ist ein lebendiges Material, deshalb kann der Farbton von der Abbildung abweichen. Von Handfächer Canela. Maße: L geschlossen 23 cm. **Artikel-Nr. 13198, € 17,00**



Stockmar Deckfarbkasten. Ein Klassiker in Künstlerqualität: Mit dem hochwertigen Deckfarbkasten sind Kinder hervorragend ausgerüstet, ob im Kunstunterricht oder beim Malen zu Hause. Der Tuschkasten enthält 12 brillante, wasserwählbare Farben, die für Gesundheit und Umwelt unbedenklich sind und sich für unterschiedliche Maltechniken eignen. Inklusive Deckweiß und Pinsel. Ab 3 Jahren. Von Stockmar. **Artikel-Nr. 13384, jeweils € 18,49**

Straßenmalkreide. Für große Kunst, Kritzeleien oder Hüpfspielfelder. Die dicken Malkreiden aus natürlichem Gips und Kreide sind mit Pigmenten eingefärbt, absolut ungiftig und gut auswaschbar – und durch den Filmüberzug bleiben die Finger sauber. Von Ökonorm. Inhalt: 7 Farben. **Artikel-Nr. 10571, € 5,90**



Turmspiel. Eine Herausforderung für kleine Hochstapler*innen ab 3 Jahren. Jede der zehn Scheiben hat ihr eigenes Lochmuster und passt nur auf eine ganz bestimmte Stelle des Turms, in dem viele Stäbe unterschiedlicher Länge verborgen sind. Gefertigt in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung. Maße: H 20,5 cm. Ø 7,5 cm. **Artikel-Nr. 12431, € 24,90**

Bunte Knete. Wir sind doch alle Wachs in kleinen Händen. Diese Knete auch. Extra weich, unbegrenzt haltbar, ungiftig und abwaschbar. Trocknet nicht aus, schmiert nicht, färbt nicht. Von Ökonorm. Inhalt: 500 g, 8 Farben. **Artikel-Nr. 10420, € 9,50**



Spültücher aus Bio-Baumwolle (3er-Set). Spül, Satz und Sieg: Die bunten Spültücher aus reiner Bio-Baumwolle reinigen dank Waffelgewebe besonders gründlich, sind bei 60° waschbar und werden unter fairen Bedingungen in Indien gefertigt. Von WeltPartner. Erhältlich in der Farbkombination Orange/Rot/Lila oder Königsblau/Wiesengrün/Tannengrün. Maße: 30 x 30 cm. **Artikel-Nr. 13329, € 14,90**



Wachsmalstifte aus natürlichen Rohstoffen mit hohem Bienenwachsanteil. Die 12 harmonischen Farben sind gesundheitlich absolut unbedenklich. Inhaltsstoffe: pflanzliche Stearine, über 25 Prozent reines Bienenwachs, pflanzliche Wachse, Lanolin, gereinigte Champagnerkreide, Kieselsäure, hoher Anteil von Lebensmittelfarben, Erd- und Mineralpigmenten, stabilisiert mit ausgesuchten organischen Pigmenten. Von Ökonorm. Maße: Ø 1,2 cm, L 8,5 cm. **Artikel-Nr. 10567, € 10,20**

Stoffmalkreide. T-Shirts, Schals, Mützen – alles aus Baumwolle kann mit den 15 ökologischen Farben nach den eigenen Vorstellungen gestaltet werden. Das Kunstwerk wird dann einfach eingebügelt. Inhaltsstoffe: pflanzliche Wachse, Bienenwachs, pflanzliche Stearine und Öle, Pigmente und Farbpasten. Von Ökonorm. Maße: Ø 0,9 cm, L 5,9 cm. **Artikel-Nr. 10566, € 11,90**



press-schlag

Karussell der Kandidaten



Wie den Schmerz der englischen Fußballnation heilen, das Trauma besiegen? Ein paar Ideen gibt's

Im Jahr 2026 jährt sich der letzte Titel für das Mutterland des Fußballs zum 60. Mal – und wieder wird die Hoffnung da sein, den Bock umzustößen, und warum nicht in der ehemaligen Großkolonie, den jetzigen USA? Doch noch steht die Nation mit den Three Lions auf dem Shirt ohne Trainer da. Wer kann Englands Trauma endgültig bewältigen, wer hat Mumm, Vision und Strategie, die vielen *years of hurt* zu beenden?

Gehandelt werden nach Gareth Southgates erstaunlich lautlosem Rücktritt nach dem verlorenen EM-Finale so einige Namen, sehr viele Prominente, sogar Deutsche sind unter den Opfern. Wie die *Sun* erfahren haben will, ist unter den illustren Kandidaten auch Jogi Löw, derzeit lustiger Privatier mit Zeit und Muße. Bei der Euro hat er es sich nicht nehmen lassen, sich neben dem TV-Experten und Weltmeister Christoph Kramer auf diversen Tribünen zu zeigen; wobei Southgate mithin die einzige *lame duck* unter den großen Nationen war. Aber Löw, seriously? Seine letzte gute Tat datiert vom Sommer 2014, danach hat er es nicht geschafft, den Erfolg am Leben zu halten; stattdessen wuchs nur die Bräsigkeit, unter der das DFB-Team noch bis Ende 2023 zu leiden hatte.

Aber ja, es ist Sommerpause, das Loch zwischen EM-Finale und Olympia will gestopft sein, auch auf den gar nicht so vielen Sportseiten der Zeitungen. Also wird wild spekuliert, und jeden Tag taucht ein neuer Name auf. Es sind aktive Trainer dabei wie Ange Postecoglu (vom weiter titellosen Tottenham; da wäre abzuraten), Eddie Howe (Newcastle United), Pep Guardiola (Manchester City), Steven Gerrard (Al Ettifaq) sowie die vereinslosen Graham Potter, Thomas Tuchel, Frank Lampard und Mauricio Pochettino. Natürlich taucht auch der große K in der Gerüchteküche auf – Jürgen Klopp, der eigentlich mindestens ein Sabatical einlegen will.

Die schlechte Nachricht ist: Vincent Kompany ist schon vergeben. Ja, richtig, dieser Spekulationszirkus erinnert an den FC Bayern, und es bleibt spannend, ob der englische Fußballverband FA genauso seine Liste wird abarbeiten müssen. Abgesagt hat bis jetzt niemand, auch wenn Guardiola beispielsweise noch einen Vertrag hat. Da würde Geld fließen müssen. Neben Löw soll sich auch Tuchel bereits in Position gebracht haben – für ihn wäre das kein schlechter Move. Den FC Chelsea durfte er auch kurzzeitig zum Champions-League-Sieg coachen, bis ihn die Mühen der Ebene auffraßen.

Und vielleicht sind Julian Nagelsmann und Ralf Rangnick tatsächlich leuchtende Vorbilder – beide profitieren von Stressreduzierung, die Verbände vom geballten taktischen und strategischen Wissen. Und ein Finale Nagelsmann gegen Tuchel nach 60 Jahren des Schmerzes, das hätte doch was. René Hamann

die zahl

7

Tage sind es noch bis zum Beginn der olympischen Hockey-Wettbewerbe in Paris. Der Australier Matthew Dawson hat nicht alles, aber zumindest einen Teil seines Fingers gegeben, um an den Spielen teilzunehmen. Der 30-Jährige hatte sich den Ringfinger seiner rechten Hand gebrochen. Die Ärzte stellten ihn vor die Entscheidung, eine Auszeit zu nehmen und den Bruch ausheilen zu lassen – oder die Spitze des Fingers zu amputieren. „Volle Punktzahl für Matt“, lobte Coach Colin Batch, der den Invaliden nun einsetzen kann.

Mit Powermoves zu den Spielen

Breakdance, kurz Breaking, gehört erstmals zum Programm der Olympischen Sommerspiele. Die Litauerin Dominika Banevič, 16, will eine Medaille gewinnen

Aus Vilnius Jens Uthoff

Es wirkt so leicht. Dominika Banevič rollt sich über ihr Hüfte ab, liegt jetzt fast auf dem Rücken, wechselt dann die Bewegungsrichtung, steht auf, macht einige Tanzschritte. Kurz darauf ist sie im Handstand, dann wirbelt sie wieder herum. Ihre Hände scheinen nun millisekündlich die Position auf dem Boden zu wechseln, ihre Beine schwingen durch die Luft. Die Tänzerin performt „Powermoves“, „Freezes“ und „Go Downs“, wie diese Bewegungen im Jargon des Breakdance heißen. Das alles in einem irren Tempo.

als eine der ersten Athlet:innen die Qualifikation für Paris geschafft. Banevič macht derzeit nichts anderes als zu trainieren, sie hat kürzlich die 10. Klasse der Schule abgeschlossen und geht bis zum Sommer auf keine weiterführende Schule, weil sie sich auf ihren Sport konzentrieren will. „Im Moment trainiere ich normalerweise sechs, sieben Stunden pro Tag. Breaking-Einheiten, Krafttraining, alles, was dazugehört“, sagt sie beim Gespräch in einem Nebenzimmer ihres Trainingsraums. „Aber ich genieße es. Mein Körper ist am Ende des Tages müde, aber die Seele ist glücklich.“ Dominika Banevič ist zum Star in Li-

taun geworden, das liegt zum einen an ihrem beeindruckenden Tanzstil, zum anderen aber wohl auch an ihrer selbstbewussten, unerschrockenen Art.

Als sie an diesem Wintermorgen über ihre Ziele spricht, kommt sie allerdings eher wie eine ganz normale 16-Jährige rüber, die genervt ist, dass sie

Breaker:innen hinterfragt, weil sie ihren Sport eher als Kunstform sehen, die schwer in solchen Parametern zu messen ist.

16 B-Boys und 16 B-Girls werden am Ende am olympischen Turnier teilnehmen. Es gibt mehrere Wege sich zu qualifizieren, im Mai und im Juni fanden in Schanghai und Budapest noch wichtige Ausscheidungswettkämpfe statt. Aus Deutschland wird niemand dabei sein, zuletzt scheiterten die besten deutschen Breakerinnen Sanja Jilou Rasul (B-Girl Jilou) und Pauline Nettesheim (B-Girl Pauline) in der Qualifikation im Juni in Budapest.

Dominika Banevič ist schon im Alter von fünf Jahren auf das Breaking aufmerksam geworden. „Ich schaute mir Zeichentrickfilme an und sah zufällig ein Youtube-Video mit Breaking-Moves. So etwas hatte ich noch nie zuvor gesehen.“ Sie habe sofort angefangen, zu Hause Bewegungen auszuprobieren. „Mit acht Jahren besuchte ich meinen ersten Breakdance-Kurs in einem Kinder- und Jugendzentrum in Vilnius“, sagt sie. Vilnius hat zwar keine besonders große Szene, aber Wettbewerbe wie der „Vilnius Street Battle“ finden seit vielen Jahren statt.

Im Teenageralter begann sie an Battles teilzunehmen. Schon 2021 gewann sie bedeutende Turniere, eines etwa in der Slowakei. „Mein Charakter war von klein auf so stark, und ich habe daran geglaubt, dass ich es schaffen kann“, sagt sie über ihren Weg an die Weltspitze. Selbst wenn eine Bewegung beim 100. Mal nicht perfekt ist, trainiert sie weiter, „vielleicht klappt es ja beim 101. Mal.“ Mit dieser Einstellung ist sie 2023 litauische Sportlerin des Jahres geworden, die Stadt Vilnius wirbt in einem Imagefilm mit der jungen Breakerin. Viermal war sie litauische Meisterin in ihrer Disziplin.

Dominika Banevič freut sich auf die Olympischen Spiele, trotz aller Kritik aus der Szene. „Für mich persönlich sind sie eine große Chance und ich sehe nur Gutes darin. Es ist großartig, der Welt zu zeigen, dass Breaker:innen genauso hart arbeiten wie andere Athlet:innen, und es verdienen, diese große Plattform zu bekommen. Ich bin dankbar dafür, Teil der Geschichte zu sein!“, erklärt sie.

Ungewöhnlich scheint, dass Banevič – von den Krafttrainingseinheiten abgesehen – ohne Trainer auskommt. Ohne die finanzielle Unterstützung des Litauischen Olympischen Komitees und des Litauischen Tanzsportverbands hätte sie freilich kein eigenes Trainingsstudio. Auch der Brausehersteller und ein Elektronikkonzern unterstützen sie finanziell. Banevič sagt, sie sei den Menschen sehr dankbar, die an sie glaubten und sie auf ihrem Weg unterstützten.

Bis zu einer Olympischen Medaille ist es für Dominika Banevič noch ein langer Weg – wenn man aber sieht, wie sie in ihrem Studio nun am Regler der Musikanlage dreht und kurz darauf zu einem Track des US-Rappers Nas einige Powermoves hinlegt, zweifelt man nicht daran, dass dies ihr großes Ziel ist.



Duell der B-Girls: Dominika Banevič (l.) aus Litauen und Konkurrentin Ayumi Fukushima (Japan) während der World Breaking Championship. Foto: Imago/Isosport

In einem Plattenbauviertel am Rande der litauischen Hauptstadt Vilnius hat Dominika Banevič ihren Übungsraum. Sie ist bereits seit ihrem achten Lebensjahr Breakdancerin oder Breakerin. Sie hat sich hier einen eigenen Trainingsraum eingerichtet, ausgestattet ist er nur mit dem Wesentlichen: viel Tanzfläche, ein großer Spiegel, dazu Trainingsbedarf wie ein Gymnastikball. Und eine Musikanlage, gestellt von ihrem Hauptsponsor, jenem Limonadenfabrikanten, der in so viele Trendsportarten investiert. Es läuft gerade ein Song des Hip-Hoppers Mos Def. „Ich breake am liebsten zu Old-School-Hip-Hop aus den Neunzigern“, sagt Banevič. „Musik spielt eine wichtige Rolle in meinem Leben, sie ist ein Teil von mir.“

Banevič, gerade mal 16 Jahre alt, wird ihr Land bei den Olympischen Sommerspielen in Paris (26. Juli bis 11. August) vertreten, wenn die Sportart Breaking zum ersten Mal im offiziellen Programm vertreten ist. Im Jahr 2023 hat die Litauerin die World Breaking Championship in Belgien gewonnen und somit

taun geworden, das liegt zum einen an ihrem beeindruckenden Tanzstil, zum anderen aber wohl auch an ihrer selbstbewussten, unerschrockenen Art.

Als sie an diesem Wintermorgen über ihre Ziele spricht, kommt sie allerdings eher wie eine ganz normale 16-Jährige rüber, die genervt ist, dass sie

„Ich breake am liebsten zu Old-School-HipHop aus den Neunzigern“

Dominika Banevič, Breakerin aus Litauens Hauptstadt Vilnius

so viele Fragen beantworten muss. Meist rattert sie die Antworten herunter. Wirkt trotzdem erwachsen, geschult und professionell, wenn sie Sätze sagt wie: „Zum Glück bin ich in so einem jungen Alter zum Breaking gekommen. Ich kann nun beruflich das tun, was ich liebe.“ Ihre Mutter, eine auch noch jugendlich wirkende Frau, begleit-

B-Girls – Banevič tritt als B-Girl Nicka an. Schon als 2016 bekannt wurde, dass Breaking erstmals bei den Youth Olympic Games dabei sein sollte, gab es Streit innerhalb der Szene. Als Breaking unter die Dachorganisation der World Dance Sports Federation (WDSF) aufgenommen werden sollte, folgten Proteste und eine Gegenpetition („Get the WDSF's Hands Off Hip-Hop“).

Eine gewisse Skepsis in der Szene besteht bis heute. Unter anderem liegt das am Wertungssystem. Breaker:innen treten immer in „Battles“ gegeneinander an, die Gegner:innen tanzen im Wechsel spontan zu Musik, die ein DJ auflegt und nicht von ihnen ausgewählt wird. Die Battles bestehen aus drei Runden, die auch „Throw Downs“ genannt werden, in jeder Runde tanzen beide Kontrahent:innen nacheinander und „antworten“ aufeinander. Dabei werden sie von Jurys bewertet. Für Olympia sind als wichtigste Kriterien Technik, Vokabular, Ausführung, Musikalität und Originalität festgelegt worden. Kriterien wie Originalität werden dabei zum Beispiel von

stellenmarkt

nd

**Stellenausschreibung
Marketing & Kommunikation
(m/w/d)**

Crossmediale Mediaplanung ist dein Ding?
Experimentieren mit digitalen Werbeformaten
und Social Media macht dir gute Laune?

Dann bewirb dich bei uns im Bereich
Marketing & Kommunikation:

Teilzeit 32h/Woche (m,w,d) Mehr Infos:
dasnd.de/jobs

nd.Genossenschaft eG
Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin

 JOURNALISMUS
VON LINKS

sonstiges

taz recherchefonds ausland**Recherchen | Reportagen | Hintergründe**

... aus anderen Ländern kosten viel Geld. Korrespondent*innen müssen reisen, um herauszufinden, was wirklich passiert. Deshalb gibt es seit 2011 den Förderverein „Recherchefonds Ausland e. V.“, der Mittel für die Auslandsberichterstattung der taz zur Verfügung stellt. Bisher wurden rund 100 Reisen finanziert.

**Unterstützen Sie uns mit einer Spende.
Fördermitgliedschaft ab 60 € jährlich.**

Wir hoffen auf Sie!

Für eine kritische, hintergründige
taz-Auslandsberichterstattung.

www.taz.de/auslandsrecherche
IBAN DE 43 1005 0000 6604 1070 25

**taz** thema**3. Quartalsvorschau 2024**

Die Verlagsseiten mit vielen Tipps und Hintergrundinformationen sind ein attraktives redaktionelles Umfeld für Ihre Werbung – von taz Leser*innen gerne genutzt.

- Kulturrausch 24.08.
- Grün Digital 31.08.
- Vererben.stiften.schenken 07.09.
- Fairer Handel 14.09.
- Nachhaltig engagiert 21.09.

Anzeigenschluss: 15 Tage vor Erscheinen

Gerne beraten wir Sie telefonisch oder per Mail.
taz-Anzeigen | T (0 30) 2 59 02-3 14 | anzeigen@taz.de

sonstiges

taz

Einfach mit
Zugangsdaten
einloggen auf
epaper.taz.de

DIGITAL LESEN MIT ALLEN APP- VORTEILEN?

Das geht jetzt auch ganz ohne Smartphone:
Auf epaper.taz.de können Sie mit Ihrem
Computer oder Laptop nun alle App-Features
auch **im Browser nutzen** – z. B. die praktische
Vorlesefunktion, das Speichern von Favoriten
oder die Archiv-Suche. Sie geben lediglich
Ihre digitalen Zugangsdaten ein, schon haben
Sie vollen Zugriff auf alle Funktionen.
Probieren Sie es doch einfach mal aus.



epaper.taz.de



Das Hauptgebäude der Zeitung in Washington D.C. Foto: Olivier Douliery/ddpa

Nur noch eine schwache Funzel

Während der Trump-Präsidentschaft positionierte sich die „Washington Post“ als Leuchtturm der Demokratie. Doch der umstrittene CEO und andere Skandale lassen es nun in der Redaktion kriseln. Was ist da eigentlich los?

Von **Nicholas Potter**

Democracy Dies in Darkness“ – die Demokratie stirbt in der Finsternis. 2017 war Donald Trumps Präsidentschaft gerade ein Monat alt, als die *Washington Post* diese Worte zu ihrem Motto erklärte. In der 150-jährigen Geschichte des renommierten US-amerikanischen Blatts hatte es noch nie eines gegeben. Der Spruch soll vom Watergate-Veteranen Bob Woodward stammen, der seit 1971 für die *Post* schreibt. Es liest sich daher wie eine Anspielung auf die goldenen Jahre einer Zeitung, deren Investigativrecherchen zum Rücktritt Präsident Richard Nixons führte.

Nicht alle waren vom neuen Motto begeistert: Ein Kritiker verglich es mit Albumtiteln von Metalbands. Ein anderer meinte, es klinge wie der nächste „Batman“-Film. In einem Leserbrief, den die *Post* kurz danach veröffentlichte, schrieb eine beunruhigte Abonnentin, sie dachte, das Redaktionssystem sei gehackt worden oder es handele sich um eine „terroristische Bedrohung“.

Kurz vor der nächsten US-Wahl im November, bei der Trump den Umfragen zufolge vorne liegt, wirkt der Slogan jedoch nicht mehr wie eine überdramatisierte Parodie. Trump macht keinen Hehl aus seiner Ablehnung der „Fake News Media“, die *Washington Post* hat er immer wieder direkt angegriffen. Und eine zweite Amtszeit könnte tatsächlich der Anfang vom Ende der US-amerikanischen Demokratie darstellen.

Und die *Washington Post*, der selbsternannte journalistische Leuchtturm dieser Demokratie? Sie stolpert von einem Skandal zum nächsten. Und in der Redaktion kriselt es gewaltig.

Dabei hatte der Amazon-Gründer Jeff Bezos, als er 2013 die *Post* für 250 Millionen Dollar kaufte, große Pläne für das traditionsreiche Blatt. Der Tech-Milliardär investierte in digitale

Infrastruktur, wollte die Zeitung zu einer globalen machen und schwarze Zahlen schreiben. 2015 meinte er ambitioniert: Er wolle die *New York Times* überholen und die Zeitung zum neuen „Paper of Record“ machen. Doch aus dem Tagesgeschäft hielt sich Bezos größtenteils raus.

Tatsächlich konnte die *Post* laut der Nachrichtenseite *Axios* ihre digitalen Abos zwischen 2016 und 2020 fast verdreifachen – und ist in den USA inzwischen die drittstärkste Zeitung nach Auflage. Zumindest 2015 überholte die *Post* die *New York Times* mit Klickzahlen. Auch die Berichterstattung wurde gelobt und ausgezeichnet.

„Die *Washington Post* befand sich während der Präsidentschaft Trumps in einem Höhen-

Nach den Trump-Jahren ging es bergab: 2023 verzeichnete die „Post“ Verluste von 77 Millionen Dollar

flug, in dem sie sich als echter Konkurrent der *New York Times* etablierte“, sagt Dan Kennedy der taz. Er ist Professor für Journalismus an der Northeastern University und Autor eines Buches über Bezos und den *Boston Globe*-Eigentümer John Henry.

Doch nach den Trump-Jahren ging es schnell bergab: 2023 verzeichnete die *Post* Verluste von 77 Millionen Dollar, wie die Zeitung bekannt gab. Die Zahl der Onlinebesucher*innen hat sich halbiert, seit dem Amtsantritt Joe Bidens hat die Zeitung eine halbe Million Abonnent*innen verloren.

Einige renommierte, Pulitzer-Preis-gekürzte Reporter*innen wie Eli Saslow, Robert Samuels oder Stephanie McCrummen

verließen seit 2022 die Zeitung. Redakteur*innen wie David Malitz, Steven Ginsberg oder Cameron Barr folgten. Und im Oktober 2023 gab die *Post* bekannt, dass sie 240 Stellen streichen wird – zehn Prozent der Belegschaft.

Um die *Post* wieder auf Kurs zu bringen, setzte Bezos William Lewis im Herbst 2023 auf den Spitzenposten der Zeitung. Lewis Ziel: „Die wichtigste Nachrichtenorganisation für Menschen auf der ganzen Welt zu werden“, wie Lewis Mitarbeiter*innen kurz nach Amtsantritt erklärte. Doch was folgte, liest sich wie ein schwindelerregendes Redaktionsdrama in mehreren Akten.

Kritik gab es zuerst, als herauskam, dass Lewis 2009 als *Telegraph*-Redakteur einem Informanten 150.000 Pfund bezahlt haben soll, als er zu den Spesen von Westminster-Abgeordneten recherchierte. Das ist im US-Journalismus nicht nur eine verpönte Praxis, sondern auch gegen die strengen Richtlinien der meisten Redaktionen.

Dann stand Lewis' Rolle im Abhörskandal bei Rupert Murdochs Medienunternehmen News International auf dem Prüfstand. Der Skandal, bei dem die Mailboxen von zahlreichen Politiker*innen und Prominenten illegal abgehört wurden, führte schließlich zum Aus der britischen Boulevardzeitung *News of the World*, ein Produkt des News International-Verlags. Lewis, der von 2010 bis 2011 für Murdoch arbeitete, wird in Gerichtsdokumenten vorgeworfen, eine Aufarbeitung verhindert zu haben. Betroffene des Skandals sprechen von einer Vertuschung. Auch die *Washington Post* berichtete im Juni 2024, dass er die Löschung von Millionen E-Mails anordnete, die für die polizeilichen Ermittlungen in der Sache hätten relevant sein können. Sogar der Ex-Premierminister Großbritanniens, Gordon Brown, forderte, dass gegen Lewis ermittelt wird. Lewis

sagte auf Anfrage seiner eigenen Reporter*innen: Er habe nichts Falsches gemacht, die Vorwürfe seien unwahr. Auf eine Anfrage der taz wollte Lewis die Vorwürfe nicht weiter kommentieren.

Wegen solcher kritischen Berichterstattung sollen auch Lewis und die Chefredakteurin Sally Buzbee vergangenen Mai aneinandergeraten sein, berichtet die *New York Times*. Lewis soll gesagt haben, dass ein Gerichtsprozess gegen die Boulevardzeitungen von News International, in dem sein Name auftaucht, nicht berichtenswert sei. Buzbee soll auf seine Nennung bestanden haben.

Auch diesen Vorwurf weist Lewis auf Anfrage der *Post*-Redaktion als „falsch“ zurück. Eine Sprecherin der *Post* sagt zur taz: „Wir berichten über die *Washington Post* unabhängig, rigoros und fair. Der Herausgeber hat keinen Einfluss auf unsere Berichterstattung.“ Doch der Vorwurf ist kein Einzelfall. Dem Radiosender NPR soll Lewis etwa ein Exklusivinterview angeboten haben, damit sie im Gegenzug nicht über den Abhörskandal berichten, so NPR.

Am 3. Juni trat überraschend Chefredakteurin Buzbee zurück, nach nur drei Jahren im Amt. Sie war die erste Frau überhaupt in dieser Position. Einen offiziellen Grund für die Kündigung nannte sie nicht, doch sowohl der Konflikt mit Lewis als auch seine Pläne für die Umstrukturierung der Redaktion dürften eine große Rolle gespielt haben. Der nächste Skandal ließ nicht lange auf sich warten: Lewis'

wollte ab Herbst seinen Landsmann Robert Winnett als neuen Chefredakteur ins Boot holen. Die beiden arbeiteten zusammen bei den britischen Zeitungen *Telegraph* und *The Sunday Times*. Auch Winnett werden dubiose Methoden vorgeworfen. „Der neue *Post*-Redakteur ist mit einem selbsternannten ‚Dieb‘ verbunden, der behauptet, dass er in seine Berichterstattung involviert war“, so lautet die Überschrift eines Artikels der *Post* vom 16. Juni über Winnett.

Eine Anfrage der taz ließ Winnett unbeantwortet. Und auch er wollte einen Fragenkatalog der *Post*-Reporter*innen nicht beantworten. Am 21. Juni kam schon der nächste Plot-Twist: Die *Post* vermeldete, dass Winnett doch nicht neuer Chefredakteur und beim *Telegraph* bleiben wird.

Noch hält Eigentümer Jeff Bezos zum umstrittenen *Post*-CEO Lewis. „Die Frage ist nun, ob Lewis als Verleger überleben wird, wenn man bedenkt, dass während seiner Zeit in Großbritannien ernsthafte Bedenken hinsichtlich seiner ethischen Grundsätze bestanden“, resümiert der Journalismus-Professor Dan Kennedy der taz.

Die kritische Berichterstattung der Redaktion zu beiden Personalien zeigt aber, dass das Blatt trotz diverser Krisen zumindest teilweise noch den journalistischen Kampfgeist hat, den es einst zu einer der renommiertesten Zeitungen der Welt machte. Wie ein Leuchtturm der Demokratie wirkt die *Post* kurz vor der nächsten Präsidentschaftswahl jedoch nicht.

Anzeige

Neu im Mabuse-Verlag

Nelia Schmid König

Analoge Eltern – digitale Kinder

Eine Herausforderung für Familien

218 Seiten, 24 Euro
ISBN 978-3-86321-663-4



In den letzten 30 Jahren hat sich die digitale Welt in rasantem Tempo entwickelt. Die Wirkung auf uns, insbesondere aber auch auf die Entwicklung unserer Kinder und Jugendlichen, und damit auf unsere Familien, ist gewaltig. Medienkompetenz müssen nicht nur Kinder und Jugendliche erwerben. Google, YouTube, Instagram, TikTok etc. und auch KI sind in die Kinderzimmer eingezogen und gewinnen in vielen Familien in bisher unbekanntem Maß an Einfluss.

Die Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin Dr. Schmid König beschreibt entlang der kindlichen und jugendlichen Entwicklung aus psychoanalytischem Blickwinkel die Risiken der Digitalisierung. Sie macht anhand vieler Beispiele aus ihrer Praxis den weitgehend analog sozialisierten Eltern Mut, sich den Herausforderungen zu stellen und ihre Kinder mit diesen immensen digitalen Einflüssen nicht alleine zu lassen.

„Die Autorin nimmt die Leserin und den Leser gleichsam an die Hand, verdeutlicht ihnen, was sie in der jeweiligen Entwicklungsphase für ihr Kind tun können, und benennt notwendige Entwicklungshilfen.“
Aus dem Vorwort von
Dr. Hans Hopf





Andreas Hergeth
Der Wochenendkrimi

Wenn ein „Cold Case“ den schwedischen Starermittler nach Mallorca führt

Miguel will beichten. „Ich habe gesündigt“, sagt der junge Mann, von dem wir noch nicht wissen, wer er ist. „Und ich werde es wieder tun.“ Aber was denn bloß? Das erfahren wir nicht. Nur wenige Filmminuten später schwimmt Miguel tot im Pool eines Hotels, das von einer patenten Schwedin geführt wird. Ausgerechnet hier hat sich Evert Bäckström (Kjell Bergqvist) mit seiner kleinen Entourage niedergelassen. Und natürlich finden sie den Toten am Morgen, als sie eine Runde schwimmen gehen wollen. Willkommen auf Mallorca! Der schwedische Kommissar mit der Kodderschnauze und dem Hang zu bunten Hemden und Alkohol reist in der dritten Staffel nicht nur auf die Balearen, sondern auch in seine Vergangenheit. Dazu muss man wissen, dass der angeblich „weltbeste Ermittler“ seine Fälle immer löst. Nur diesen einen nicht.

Bäckström hat in Kindertagen seine beste Freundin Sally tot im Gras gefunden. Die Bilder von damals holen ihn wieder und wieder ein, nachts in seinen Träumen und auch tagsüber in Flashbacks (sie sind in Sepiafarben gedreht). Bis heute gibt es keinen Hinweis darauf, wer Sally umgebracht hat. Ihr Tod lässt ihm keine Ruhe – auch, weil er diesen Fall nicht abgeschlossen hat.

Eine Spur in diesem „Cold Case“ führt Bäckström nach Mallorca. Dort lebt eine Cousine von Sally, heute eine alte, etwas seltsam wirkende Dame. Kann sie zur Lösung des Falles beitragen?

Eigentlich nur für ein Wochenende (keine Flugscham, oder was?) düst der Kommissar mit dem Kollegen Peter Niemi, praktischerweise Spurensicherer bei der Stockholmer Kripo, und dessen Teenagertochter auf die In-

Der Plot an sich ist alles andere als leichte Kost, denn Bäckström stolpert in eine verdeckte Ermittlung gegen einen Drogenring

sel. Nachbarsjunge Edvin ist mit von der Partie. Es handelt sich um ein von seinen Eltern vernachlässigtes, aber aufgewecktes Kind, dem sich Bäckström verbunden fühlt (das erzählt Staffel 1 sehr schön). Das ist ein kluger dramaturgischer Kniff: Dem alten weißen Sack, dem überhaupt nicht politisch korrekten Starermittler, einen Sympathieträger zur Seite zu stellen. Und hier sind gleich zwei Teenager Feuer und Flamme und gründen einen Detektivklub und ermitteln auf eigene Faust. Das gibt dem Krimi-Sechsteiler ein leichte Note.

Der Plot an sich ist alles andere als leichte Kost. Denn Bäckström stolpert durch Zufall in eine verdeckte Ermittlung gegen einen skrupellosen schwedischen Drogenring. Die Dinge laufen aus dem Ruder. Selbstherrlich zieht der Superkommissar auch diesen Fall an sich, darf den Aufenthalt verlängern (er hat seinem Chef vorgegaukelt, krank zu sein) und verhindert tatsächlich Schlimmeres. Dabei geht er gewohnt mit unkonventionellen Methoden vor, mitunter sind sie illegal, aber halt genial.

Die Serie basiert auf den Bestsellern von Leif G. W. Persson. Mit Augenzwinkern spielen in dem spannend erzählten, temporeichen Krimi-Sechsteiler die Drehbuchautoren Jonathan Sjöberg und Dennis Magnusson auf die skandalträchtige „Operation Playa“ an, bei der es sich schwedische Zivilfahnder in Spanien gut gehen ließen und sich bis auf die Knochen blamierten.

Bäckström blamiert sich natürlich nicht. Es macht Spaß, dem charismatischen, etwas kantigen Typ und den jugendlichen Detektiven zuzusehen. Langeweile kommt hier (anders als in Staffel 1) nicht auf. Und es gibt einen Lerneffekt: Auch die Schweden lieben diese Insel, nicht nur die Deutschen und Briten.

„Kommissar Bäckström“, Staffel 3, ab So., 21.45 Uhr, ARD, alle 6 Folgen sowie Staffel 1 und 2 in der Mediathek abrufbar

social media

Sommer der Gören

Charli XCXs Album „brat“ hat eine grüne Memewelle ausgelöst. Was steckt dahinter?

Letztes Jahr um diese Zeit war alles in plastikpink getaucht. Die Haare in Pferdeschwänzen gebunden, das Make-up minimalistisch. 2024 ist neongrün, der Sommer der „brats“ – das sind Gören in fotzigen Outfits, Drink in der Hand, einer Kippe im Maul und zu viel Mascara.

Den Begriff, der ja eigentlich ungezogenen Mädchen gilt, hat sich die britische Sängerin Charli XCX mit ihrem neuen Hyper-

pop-Album zurückerobert. Jeder kann brat sein, aber im Grunde ist es ein Partygirl, das ehrlich ist, Spaß hat und sich nicht zu ernst nimmt. Wer sich damit identifiziert, färbt online Profilbilder grün, kommentiert alles und jeden mit „That’s so brat“ und hört das Album in Dauerschleife. Auch einen Instagramfilter gibt es, der den Schriftzug digital auf die Wangen tätowiert.

Und wer denkt, dass das verstrahlte-grüne Partygirl-dasein oberflächlich ist, sieht nicht

genau genug hin. Auch wenn die EDM-Beats stumpf klingen, gehen die Lyrics tief. Es geht um Komplexe („Ich will in eine Zeit zurück, in der ich nicht wegen meiner Gesichtsförmigkeit unsicher war“), frühe Sexualisierung („Du gehst wie eine Schlampe, sagte mir jemand als ich 10 war“) oder das Dilemma mit dem Muttersein („Würde ich dann meine Freiheit vermissen? (...) Soll ich die Pille absetzen? Meine Karriere kommt mir im Vergleich so unbedeutend vor“).

Bisher strotzte 2024 vor Testosteron. Der Disstrack-Krieg zwischen den Rappern Kendrick Lamar und Drake fand mit „Not Like Us“ von Lamar seinen Höhepunkt. Und während die Typen zanken, sagen die Brats „Lassen es uns mit 'nem Remix klären.“ Im Song „Girl so confusing“ besingt Charli XCX ihre Unsicherheiten gegenüber einer Sängerin, die ihr ähnelt und mit der sie wegen der feindseligen Musikindustrie eine komplizierte Beziehung hatte. Die Künstlerin Lorde, um die es hier geht, schrieb eigene Lyrics und schlug vor, den Song gemeinsam neu aufzunehmen. Kurz darauf erschien „The girl so confusing version with Lorde“.

„Brat“ ist eine Ode an Girls und der Sommer gehört denen, die mitfeiern. Und was macht ein Brat laut der Sängerin selbst aus? Charli XCX sagt „eine Schachtel Zigaretten, ein Bic-Feuerzeug und ein weißes Top ohne BH.“

Valérie Catil

„brat“, Album von Charli XCX und Memes überall, wo es neongrün leuchtet.

Schon bevor das Album erschien, ging das Cover viral
Foto: Archiv



podcast

Fragen der Familien

Zwei Familien auf persönlicher Spurensuche. Der Podcast zeigt Schwächen deutscher Erinnerungskultur

„Opa war kein Nazi“ heißt ein bis heute vielzitiertes Buch von 2002. Die Autor*innen untersuchten da den Holocaust im Gedächtnis „normaler“ Deutscher. Ihr Fazit: In den Familien werden vor allem Geschichten über Leid weitergegeben. Nazis seien die eigenen Angehörigen auch nicht gewesen. Auch mehr als 20 Jahre später treibt viele Menschen die Frage nach der Rolle ihrer Eltern, Großeltern oder Urgroßeltern in der NS-Zeit um. Der neue Doku-Podcast „Deutsche Geister – Die Geschichte von Schmusch und Schmidt“ von ZEIT Online begleitet zwei Familien auf dieser Spurensuche.

Die Ausgangslage: Der Enkel des SS-Offiziers Willy Schmidt schreibt der Tochter des

Holocaustüberlebenden Robert Schmusch eine E-Mail. Sein Großvater habe in Warschau 100 Juden gerettet. Ihr Vater, der Holocaustüberlebende, habe nach dem Krieg bestätigt, dass sein Großvater ein „guter Mensch“ gewesen sei. Robert Schmusch war jüdischer Zwangsarbeiter in der von Willy Schmidt geleiteten Autowerkstatt.

Der Podcast bringt die Familien der beiden zusammen. Sie besuchen Warschau und begeben sich auf die Pfade ihrer verstorbenen Angehörigen. Die Familie Robert Schmuschs findet das Versteck, in dem er nach seiner Flucht überlebt hat. Auch die Rolle des SS-Großvaters wird beleuchtet. War er wirklich der Held, für den ihn sein Enkel hält? Oder auch Teil des NS-Systems?

Hier werden entscheidenden Fragen im Umgang mit der deutschen Vergangenheit verhandelt: Wie spricht man miteinander, wenn die Geschichte persönlich ist? Gibt es so etwas wie Versöhnung? Und wie gesteht man sich ein, dass Großvater ein Nazi war?

Podcasts dieser Art gab es schon, doch auch dieser zeigt eindrucksvoll die Schwächen der deutschen Erinnerungskultur auf. Es gibt Gedenkstätten, Gedenktage und Stolpersteine. Doch wenn es um die eigene Familiengeschichte geht, heißt es noch zu häufig: „Opa war kein Nazi.“

Vincent Bruckmann

„Deutsche Geister“, drei Folgen kostenlos, die restlichen sechs mit Z+-Abo

serie

Krieg der Mädchen

Eine neue Trainerin erschüttert das Machtgefüge eines Cheerleading-Teams. Dann wird es knallhart

Was Männer mit Männern und Frauen tun – und was sie ihnen antun – ist mir vertraut. Unter Brüdern und in einer in den 70er- und 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts privat wie öffentlich noch bemerkenswert geschlechtergetrennten Umgebung aufgewachsen, hatte ich lange keinen Schimmer, wie soziale Beziehungen unter Freundinnen, Schul- und Sportkolleginnen sich konkret gestalteten; und auch wenig Anlass, an dieser Ignoranz etwas zu ändern.

Seit ein paar Jahren erst ist das anders. Wenn meine Tochter früher aus der Kita, heute aus der Schule nach Hause kommt und mich an ihrer Freude und ihren Kummer teilnehmen lässt, bekomme ich Einblick in eine Mädchenwelt, die ich dann vor Kurzem im außergewöhnlichen Roman „Wage es nur“ („Dare me“) von Megan Abbott gespiegelt und aufgedröselnd fand; ein Buch, das nicht umsonst an der Spitze der Krimibestenliste steht.

Die dazugehörige Netflix-Serie „Wage es nicht“ hat schon ein paar Jahre auf dem Buckel. Sie erschien 2019, sieben Jahre nach dem US-Originalroman. Während das Buch die Krimihandlung eher als beständige Drohung im Hintergrund laufen lässt und wesentlich auf die sozialen und persönlichen



Wenn Cheerleading mehr ist als Leistungssport Foto: Nikolay Tsuguliev/Alamy/mauritus images

Dramen setzt, die sich im Cheerleading-Team einer US-Highschool abspielen, ist die Serie direkter, düsterer.

Der neue Coach Colette French (Willa Fitzgerald) mischt die Hierarchie der Mädchen durch, was sich das bisherige „Top Girl“ Beth (Marlo Kelly) nicht ohne Gegenwehr gefallen lässt. Mittendrin steht Beths beste Freundin, die zu Beginn noch dem Kinderglau-

ben anhängt, man könne im Krieg neutral bleiben. Dass das nicht stimmt, lernt Addy (Herizen Guardiola) auf die harte Tour in schier endlosen Intrigen und Bin-ich-deine-beste-Freundin-Dramen – ein Einblick eben in eine zuckersüße, knallharte Welt.

Ambros Waibel

„Wage es nicht“, zehn Folgen auf Netflix

EDITION • LE MONDE *diplomatique*

USA

Die zerrissene Supermacht



taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstr. 21, 10969 Berlin

MEHR
ERFAHREN

Die zerrissene Supermacht

Bible Belt und Ivy League, Blue States und Red States, Black Lives Matter und Waffenfans: Die gesellschaftlichen Gräben in den USA scheinen unüberwindbar. Und in diesem Herbst stimmt die älteste Demokratie der Welt womöglich über ihr eigenes Fortbestehen ab.

Mit Beiträgen von Edna Bonhomme, Evgeny Morozov, Rebecca Solnit, Charlotte Wiedemann, Loïc Wacquant und vielen anderen plus 12 Seiten Originalgrafiken von Adolf Buitenhuis.

11,00 EUR, zzgl. Auslandsversand

Miriam Makeba
und Black-
Power-Aktivist
Stokely
Carmichael im
Hotel in Algier
Foto: Guy Le
Querec/
Magnum
Photos/
Agentur Focus



Frei in Algerien

Im Juli 1969 sollte Algier zum Mekka von Revolution und Panafrikanismus werden. Stars wie Miriam Makeba, Nina Simone und Archie Shepp traten auf dem Festival Panafricain auf. Doch viele Hoffnungen zerschellten

Von Claus Leggewie

Auf Arabisch rief die Sängerin Miriam Makeba in den Nachthimmel über Algier: „Ana hourra fi al-Jazair, watani, umm al-shaheed – Ich bin frei in Algerien, meinem Heimatland, der Mutter der Märtyrer.“ Der Anlass war ihr fulminanter Auftritt beim einwöchigen Festival Panafricain (PANAF) im Juli 1969, zu dem sich mehr als 5.000 Revolutionsbegeisterte aus aller Welt eingefunden hatten.

Makebas Heimat war bekanntlich Südafrika, dessen schwarze Bevölkerung noch unter einem Apartheidregime litt. Nicht zufällig reiste der 1990 gerade aus dem Gefängnis entlassene Nelson Mandela als Erstes nach Algerien, wo er 1962 Trainingscamps der algerischen Armee besucht hatte, die ihn, wie er bekannte, zum Mann und Befreiungskämpfer gemacht hätten. Algerien hatte erfolgreich eine Kolonie weißer Siedler bekämpft, gegen die in Mandelas Augen nur der gewaltsame Aufstand etwas ausrichten konnte.

Auch der aus Guinea-Bissau stammende Amilcar Cabral erhob Algier zum trikontinentalen Wallfahrtsort: „Christen pilgern zum Vatikan, Muslime nach Mekka, die nationalen Befreiungsbewegungen nach Algerien.“ So bestärkte er das Image des Maghreb-Landes als Motor der Befreiung von Kolonialismus und Imperialismus – und nun auch der panafrikanischen Einheit. Hier, am Ort des Sieges über die Franzosen in einem achtjährigen Befreiungskampf, sollten Guerillakämpfer im Süden Afrikas Kraft schöpfen, ebenso Afroamerikaner im Widerstand gegen ihre rassistische Diskriminierung.

Es war die Hochzeit des Maoismus und Guevarismus, der „Che“ war 1963 mit allen Ehren empfangen worden. Selten dürfte sich eine Bewegung so im Einklang mit der Geschichte gefühlt haben, noch heute lassen sich Nachgeborene in ihren kosmopolitischen und afrofuturistischen Ideen davon inspirieren. Die Dokumentation des in den USA geborenen französischen Regisseurs William Klein ist ein Kultfilm. Musikalische Höhepunkte sind außer Miriam Makeba Nina Simone, Oscar Peterson und der Saxofonist Archie Shepp, dessen wilde Improvisation mit einer Abordnung von Touaregs in der Kasbah legendär geworden ist.

Nach 55 Jahren kann man eine gemischte Bilanz ziehen. Das panafrikanische Kulturfestival sollte die radikale Antwort auf das drei Jahre zuvor in der senegalesischen Hauptstadt Dakar veranstaltete Festival mondiale des arts nègres sein, mit dem Senegals Präsident Leopold Senghor alle Schwarzen der Welt in einer Negritude-Kultur verbinden wollte. Algier korrigierte den Ansatz, indem es das arabisch-berberische Nordafrika in die Einigungsbestrebungen einreichte und diese dann deutlich gegen die Apartheid- und Kolonialregime in Südafrika politisierte. Und das popkulturelle Angebot hob sich markant von der Hochkultur des christlichen, frankophonen Humanisten Senghor ab, der 1968 den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen bekommen hatte, unter Protest der radikalen Linken gegen den vermeintlichen „Ideologen des Neokolonialismus“.

Der Panafrikanismus – eine grenz- und kulturübergreifende Vereinigung aller Menschen af-

rikanischen Ursprungs – bekam damit eine neue Wendung. Die Idee ist so alt wie die koloniale Aufteilung und Fragmentierung des Kontinents. Sie lehnte das politisch-kulturelle Muster des Nationalstaates und einen multiethnischen Konstellationen durchkreuzenden Nationalismus ab, den die willkürliche Grenzziehung auf der Berliner Konferenz 1884 etabliert hatte. Davon fühlten sich zunächst Afrikaner in der (von Nachkommen afrikanischer Sklaven bevölkerten) Diaspora angezogen.

In Afrika selbst wurde die Utopie einer panafrikanischen Einheit erst mit der Entkolonisierung populär. Ihr bekanntester Exponent war Kwame Nkrumah, erster Präsident im 1957 unabhängig gewordenen Ghana; er berief die All-African Peoples Conference (AAPC) in Accra ein. Der in Martinique geborene und in Algerien tätige Frantz Fanon, Verfasser des berühmten Manifests „Die Verdammten der Erde“, gehörte zur Delegation der algerischen Befreiungsbewegung FLN, der genau wie dem südafrikanischen ANC die tätige Solidarität der jungen afrikanischen Staaten zugesichert wurde.

Für Fanon war das panafrikanische Denken eine Garantie gegen die Imitation des europäischen Nationalismus, doch genau dieser, in den von den Kolonialmächten mit dem Lineal gezogenen Grenzen, wurde zur Blaupause der politischen Ordnung des unabhängigen Afrika. Übrig blieb die 1963 ins Leben gerufene Organization of African Unity (OAU), während Konföderationsideen (wie zwischen Senegal und Mali) rasch abgebrochen wurden. Die afrikanischen Staaten schlugen sich den Blockfreien zu, die seit der Kon-

ferenz im indonesischen Bandung 1956 die politische Identität der „Dritten Welt“ gegen die ost-westliche Blockbildung behaupten wollten.

Zum damaligen Zeitpunkt waren Rhodesien und Südafrika noch weiße Apartheid-Staaten und auch die spanischen (Äquatorialafrika, Westsahara) und portugiesischen Kolonien (Guinea-Bissau, Angola, Mosambik) noch nicht unabhängig. Ihre Befreiung propagierte, auch mit finanzieller und militärischer Unterstützung, allen voran der charismatische, 1965 durch einen Militärputsch gestürzte Staatspräsident Ahmed Ben Bella. Sein Rivale und Nach-

Doch die Repolitisierung der Kultur führte nicht zur Infragestellung der Grenzen

folger Houari Boumedienne setzte die militante Interpretation des Panafrikanismus fort, was er mit dem Festival 1969 unterstreichen wollte. Algerien unterstützte die westsaharische Befreiungsbewegung Polisario gegen den Nachbarstaat Marokko, der Ansprüche auf die Westsahara anmeldete.

Die Repolitisierung führte jedoch nicht zur Infragestellung der nationalstaatlichen Grenzen und zu einer Intensivierung der panafrikanischen Kooperation. Gerade Algerien ist ein Exempel des Nationalismus nach außen und innen, worunter vor allem die berberische Bevölkerung in der Kabylei zu leiden hatte, der die kulturelle Autonomie lange

verweigert wurde. Auch mit der Blockfreiheit nahm es das Land mit der Hinwendung zur Sowjetunion, DDR und China nicht sonderlich ernst. Auch dass Boumedienne den Schwerpunkt auf die wirtschaftlich-industrielle Entwicklung legte, fand bei vielen Regierungen Afrikas wenig Anklang, die ihre Beziehungen zu den ehemaligen Kolonialmächten und zu den USA nicht kappen wollten.

Das PANAF war so trotz seiner militanten Rhetorik weniger Auslöser eines dezidiert anti-imperialistischen Panafrikanismus als dessen Beerdigung. Das Zusammenwachsen Afrikas nördlich und südlich der Sahara blieb eine Illusion, ein Ferment war eher der in Algerien und bis nach Westafrika expandierende Islam, der bis heute auch schihadistische Züge annahm. Dass Muammar al-Gaddafi in den 1970er Jahren die Vereinigten Staaten von Afrika propagierte, kann auch nur als Karikatur des Panafrikanismus angesehen werden. Fanon hatte den Panafrikanismus gerade aus der Sorge befürwortet, dass sich alte Freiheitskämpfer rasch in neue Diktatoren verwandeln würden.

Ben Bella hatte neben anticolonialen Bewegungen die Black Panthers aus den USA akkreditiert. Boumedienne übergab Elaine Mokhtefi, einer amerikanischen Sympathisantin, die auch den FLN früh unterstützt hatte, die Organisation des Festivals. Er war aber Eldridge Cleaver arrogant auftretender Clique von Exilanten bald überdrüssig, sie mussten das Land verlassen.

Im selbsternannten Mekka der Revolution ging es nun vornehmlich um die Sache der Palästinenser. Algerien veranstaltete als „antizionistischer Front-

staat“ im Dezember 1969 ein Solidaritätstreffen mit der PLO, an dem eine kleine Delegation des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes teilnahm, darunter der damals 21-jährige Joschka Fischer und Inge Preser, die Sprecherin der PLO in Frankfurt wurde. Die für die deutsche Linke bis zum Sechstagekrieg 1967 selbstverständliche Solidarität mit Israel wandelte sich in einer immer bedingungslosere Unterstützung der palästinensischen Sache, die Geschichtsvergessene heute sogar auf die islamistische Mörderbande der Hamas ausdehnen.

Anzeige

»So messerscharf wie ein guter Film Noir nur sein kann.« ICS FILM

MISÉL MATIČEVIĆ
MARIE LEUENBERGER
ALEXANDER FEHLING

74. Internationaler
Panorama

VERBRANTE ERDE

EIN FILM VON THOMAS ARSLAN



AB 18. JULI IM KINO

Nicht mehr komisch

Der Komischen Oper Berlin droht das Aus ihrer Sanierung

Wer Skrupel hat, verliert!“, leuchtete ein Schriftzug im Dezember vorm Schillertheater in Berlin-Charlottenburg. Das ehemalige Schauspielhaus dient der Komischen Oper aktuell als Interimsbühne, da deren Bau in Mitte saniert wird. Gezeigt wurde damals das Musical „Chicago“, ein Spektakel mit viel Glitzer und Glamour, in dem die Charaktere keine Skrupel kennen, ihre Interessen durchzusetzen.

Keine Skrupel kennt auch „Chicago“-Regisseur Barrie Kosky, wenn es darum geht, für seine einstige Wirkungsstätte einzustehen. Auf Überlegungen des Berliner Senats, die Sanierungsarbeiten des Mutterhauses der Komischen Oper aus Kostengründen zu stoppen, reagierte deren ehemaliger Intendant jetzt mit einem offenen Brief. In ihm zeigte er sich „schockiert und empört“ über einen möglichen Baustopp, dieser würde das Ende für das Opernhaus bedeuten.

Vor einem Jahr musste das 1892 in der Behrenstraße eröffnete Haus schließen, um generalsaniert zu werden. Schon 2018 fiel dort der Stuck von der Decke. Auch ein Neubau ist geplant, mit Dachterrasse, Shop, Café. Eigentlich eine schöne Idee, um das Quartier um die Friedrichstraße neu zu beleben. Scheitern könnte das Projekt an den Kosten: Diese sollen rund 500 Millionen betragen.

Das Land Berlin habe kein Geld und müsse sparen, so das Fazit bei der Plenarsitzung des Abgeordnetenhauses Anfang Juli. Entschieden ist noch nichts, Kultursektor Joe Chialo (CDU) ließ aber verlauten, man wolle die Einsparziele von 10 Prozent erfüllen und müsse sich, so sein Pressesprecher, alles anschauen.

Darin, die Komische Oper dauerhaft im Bau des Schillertheaters unterzubringen, sieht Kosky keine Lösung, es sei weder Heimat noch Zukunft der Komischen Oper: „Würden Sie das Berliner Ensemble vom Bertolt-Brecht-Platz wegholen? Würden Sie die Berliner Philharmoniker von der Philharmonie trennen?“ Diese Institutionen seien, wie die Komische Oper, untrennbar mit ihren Häusern verbunden.

Ähnlich sehen es die Co-Intendanten des Hauses, Susanne Moser und Philip Bröking, die in Interviews die fehlenden Platz- und Lagerkapazitäten des Schillertheaters bemängeln und auf einen logistischen Mehraufwand hinweisen, den man auf Dauer finanziell nicht stemmen könne.

Schon oft wurde diskutiert, ob Berlin drei Opernhäuser bräuchte. Berlins Finanzsenator Stefan Evers (CDU) formulierte es Anfang Juli so: „Was kann sich Berlin leisten, was ist staatliche Daseinsvorsorge, und was ist nice to have?“

Worunter nicht an Profit orientierte Unterhaltung fallen dürfte, ist nicht schwer zu erraten. Aber ist nice to have nicht auch das, was die kulturelle Vielfalt Berlins einst ausmachte? *Sophia Zessnik*

Nach Kriegsbeginn gab es viele Solipartys für die Ukraine, das ebbt inzwischen aber leider ab. Tanzen im HVLV-Club in Kyjiw
Foto: Ed Ram/getty images



„Auch die Clubszenen betont die Eigenständigkeit unserer Kultur“

Die Clubkultur von Kyjiw war gerade dabei, sich internationalen Renommee zu erarbeiten, da kam der Krieg. Wie sieht es heute in der Ukraine aus? Ein Gespräch mit ihrem Sprecher Andrii Yankovskyi

Interview **Nicholas Potter**

wochentag: Andrii Yankovskyi, Sie sind Sprecher von UNight, einem Verband der Kyjiwer Clubszenen. Kann man gerade überhaupt von einem Nachtleben in der Ukraine sprechen?

Andrii Yankovskyi: Es gibt wegen des Kriegs momentan noch die Sperrstunde um Mitternacht, es sind also eher kurze Nächte. Aber ja, die Szene entwickelt sich weiter, und die Auswirkungen nach zweieinhalb Jahren Krieg sind drastisch. Gerade deshalb ist es wichtiger denn je, dass wir uns für die Clubkultur einsetzen.

Der Verband wurde erst im vergangenen Jahr gegründet. Wie würden Sie Ihre Arbeit beschreiben?

Nach der großangelegten russischen Invasion 2022 gab es viele Bemühungen, die Eigenständigkeit der ukrainischen Kultur zu betonen, von einer Ausstellung der Volkskünstlerin Maria Prymachenko bis hin zur Rettung alter Denkmäler. Wir glauben, dass auch die Clubkultur und die elektronische Musikszene ein Teil dieser Kultur ist, so wie sie zu vielen Kulturen weltweit gehört. Und dass die Szene daher auch entsprechend unterstützt und geschützt werden muss. Dafür wollen wir Geld sammeln und ein Bewusstsein schaffen. Dabei war die Berliner Clubcommission unser großes Vorbild.

Vor der russischen Invasion im Februar 2022 war Kyjiw auf dem Weg, sich einen internationalen Ruf zu erarbeiten.

Absolut. 2021 war eigentlich das beste Jahr überhaupt. Viele im Westen entdeckten damals die Szene überhaupt erst, unsere Künstler*innen wurden erstmals international anerkannt. Die Ukraine war eines der ersten Länder, das nach der Covidpandemie wieder öffentliche Veranstaltungen zuließ – und hier gibt es gute Clubs wie „3“ und „Closer“ mit Top-Soundsystemen und talentierten Residents. So wurde Kyjiw bald zu einem Mekka für Clubbesucher*innen. Die Billigflieger aus Westeuropa heißen bei uns Marschrutkas, die Flüge zwischen Berlin und Kyjiw haben fast nur noch Raver transportiert. Das Brave!-Factory-Festival zog in dem Jahr rund 10.000 Gäste an. Ich hatte einige Freund*innen in Westeuropa, die eigentlich nach Kyjiw ziehen wollten.

Und dann begann am 24. Februar 2022 Russland, die Ukraine zu über-

fallen, nicht nur die Clubszenen lag brach. Wie ist die Stimmung in der Szene zwei Jahre später?

Um ehrlich zu sein: mau. Die Clubs haben zwar wieder geöffnet und veranstalten Partys tagsüber wegen der Sperrstunde. Die Eintrittsgelder werden in der Regel an Armeeeinheiten an der Front gespendet. Weil wir wollen, dass dieser Krieg so bald wie möglich vorbeigeht und unsere Freunde heil und gesund aus dem Donbass wieder nach Hause kommen. Einige DJs kämpfen im Krieg, mehrere Bekannte von mir sind leider ums Leben gekommen.

Hinzu kommt das neue Mobilisierungsgesetz: Männer ab 25 Jahren müssen sich erneut beim Militär registrieren, damit sie womöglich mobilisiert werden können. Was macht das mit der Szene?

Das führt zu viel Unsicherheit: Wir wissen noch nicht, wer eingezogen wird und wer nicht. Das wird viele Clubs betreffen. Und es kommen jetzt schon immer weniger Gäste, auch wenn das der Fall in vielen Ländern ist. Das Mobilisierungsgesetz wird sicherlich diesen Trend fortsetzen.

Mit welchen Auswirkungen?

Große Clubs wie 3 haben nach wie vor eine volle Tanzfläche jedes Wochenende. Aber eine Clubszenen ist wie ein Ökosystem, das aus großen und kleinen Locations besteht. Wir brauchen die kleineren Läden, um unsere Künstler*innen organisch wachsen zu lassen, damit sie eines Tages Headliner werden können. Und dafür brauchen wir die Gäste. Aber es fehlt inzwischen auch an Managern und Lightshow-Spezialisten, an anderen wichtigen Leuten, die eine Szene am Laufen halten. Deshalb organisieren wir zum Beispiel jetzt auch Workshops für die nächste Generation.

Einen dieser kleineren Läden, HVLV, betreiben Sie. Wie halten Sie sich finanziell über Wasser?

Auch wir spenden den Eintritt an Einheiten an der Front. Wir können unser Team unterstützen und die Gehälter gerade noch zahlen, Gewinn gibt es aber nicht. Wir suchen noch nach Fördergeldern, in der Ukraine gibt es aber so was für die Clubkultur nicht. Stattdessen müssen wir Partnerschaften mit Alkoholmarken eingehen, was wir früher nicht getan haben.



Foto: Liza Vlasenko

Andrii Yankovskyi

Andrii Yankovskyi wurde 1993 in Kyjiw geboren. Er ist Sprecher von UNight, einem Zusammenschluss der Kyjiwer Clubszenen, und Gründer des Kyjiwer Clubs HVLV. Er ist zudem Teil des Kollektivs Bass Resistance, das durch Solipartys bislang mehr als 21.000 Euro für humanitäre Hilfe in der Ukraine gesammelt hat. Das Kollektiv tourte zuletzt Anfang Mai durch Europa. Yankovskyi lebt seit der russischen Invasion im Februar 2022 in Berlin.

2021 attackierten verummte Hooligans Ihren Club mit Pfefferspray und Schlagstöcken, sie skandierten dabei rechtsextreme und homofeindliche Parolen. Auch andere Clubs wurden zum Ziel.

Sie haben unsere Fenster zerschlagen und behaupteten, dass hier mit Drogen gehandelt werde und unser queeres Publikum Kinder zu Dämonen machen würde, die üblichen Narrative von Rechtsaußen. Sie griffen einige unserer Mitarbeiter*innen an. Das war auch einer der Gründe, warum die Clubszenen begann sich zu vernetzen, und ein Impuls für die Gründung von UNight, aber die russische Invasion 2022 kam erst mal dazwischen. Ob das wirklich Nazis waren oder bezahlte Schläger, die irgendwelche Businessinteressen hier im Viertel durchsetzen wollen, bleibt Spekulation. Handfeste Beweise haben wir nicht.

Wie geht die ukrainische Clubszenen mit russischen DJs und Labels um?

Es gibt Aktivist*innen, die europaweit Party- und Festival-Lineups beobachten, um zu schauen, ob

Künstler*innen, die russisch sind oder Russland weiterhin unterstützen, dort spielen. Sie kontaktieren die Promoter*innen, um sie wieder auszuladen. Und natürlich wollen viele von uns mehr ukrainische Namen auf internationalen Programmen sehen.

Finden Sie den Boykott russischer Künstler*innen richtig?

Ich kann hier nicht für UNight sprechen, sondern nur für mich selbst.

Okay.

Ich würde am liebsten niemanden nach der Farbe seines oder ihres Passes beurteilen, weil wir uns nicht aussuchen können, wo wir geboren werden. Aber wir haben uns diesen Krieg auch nicht ausgesucht. Wer noch in Russland bleibt oder dorthin reist, um aufzulegen, trägt zu ihrer militaristischen Wirtschaft bei. Und das ist eine persönliche Entscheidung, die Konsequenzen haben sollte.

Haben Sie seit der russischen Invasion überhaupt Solidarität von den elektronischen Musikszenen im Ausland erfahren?

Es gab zunächst immer wieder Solipartys für die Ukraine, auch in Berlin. Aber das Interesse ebte wieder ab. Ich finde es unfair, wenn manche Leute von der Ukraine nun gelangweilt werden. Heute geht es in der internationalen Szene primär um Palästina. Wir leben in einer Zeit, in der sich die Krisen einfach häufen. Aber wir dürfen die Ukraine nicht vergessen.

Wie reagierte die Kulturbranche?

Zu Beginn des Krieges war kulturell tatsächlich viel los. Es gab neue Künstler*innen, neue Projekte, neue Musik. Aber das ändert sich nun langsam. Die Menschen werden ärmer, weil die Wirtschaft ziemlich isoliert ist. Viele haben zudem das Land verlassen. Die Situation an der Front wird immer komplizierter, und die Stimmung ist nicht sehr gut im Moment.

Wofür steht die Clubszenen in der Ukraine?

Es ist natürlich auch ein Business. Aber wir sind darin vereint, dass wir für demokratische Werte, Menschenrechte, die queere Community, Feminismus und Frieden einstehen. Insofern ist die ukrainische Szene so wie viele andere internationale Szenen schon politisch.

Wider alle Widerstände

Radikal diesseitig: Eine lehrreiche Ausstellung im Jüdischen Museum in Wien dokumentiert unter dem Titel „Who Cares?“ jüdische Antworten auf Leid und Not

Von Tania Martini

Ein bekannter jüdischer Witz geht so: Ein Jude wird Präsident der USA und lädt seine Mutter ins Weiße Haus ein. Nach zahlreichen Einwänden und nachdem der Sohn ihr versichert, dass es koschere Küche gibt, stimmt sie schließlich einem Besuch zu. Als kurz darauf eine Freundin anruft, sagt ihr die Mutter des Präsidenten: „Ich gehe mit meinem Sohn essen.“ – „Mit dem Arzt?“, fragt die Freundin. „Nein, mit dem anderen.“

Das ist nur einer der zahlreichen jüdischen Witze, die auf die große Bedeutung des Arztberufs und der Medizin im Judentum weisen.

Als die Christen das Einwirken auf den Körper noch mit Hexerei in Verbindung brachten, war die jüdische Heilkunde, die antike Medizin aufgreifend und als deren Vermittlerin wirkend, schon weit entwickelt. Bereits im Mittelalter war der Anteil jüdischer Ärzte überdurchschnittlich hoch, obwohl Juden lange Zeit vom Medizinstudium ausgeschlossen waren, nur an einzelnen italienischen Universitäten studieren konnten oder privat ausgebildet werden mussten.

Der berühmteste jüdische Arzt und Philosoph des Mittelalters ist Maimonides. Nach seiner Vertreibung aus Andalusien lebte er ab 1148 in Ägypten und verfasste in arabischer Sprache Schriften über Medizin. Zwischen Diskriminierung, Ghettoisierung, Vertreibung und punktueller Teilhabe entwickelte sich ein medizinisches Wissen, das jüdische Ärzte immer wieder in wichtige Positionen bei Sultanen, Kaisern oder Päpsten brachte und zum Überleben der verfolgten jüdischen Gemeinschaft beitrug.

Zu thematisieren, wie elementar jüdische Wissenschaftler an medizinischem Fortschritt beteiligt waren, ist Anliegen einer großen Ausstellung im Jüdischen Museum Wien, die allerdings nicht bloß die Medi-



Gepeinigt zwischen Himmel und Erde: Gemälde „Armageddon“ (2013–2017) des israelischen Malers Sasha Okun. Foto: © Courtesy of Michael Marx of Artso Limited

zin fokussiert, sondern unter dem Titel „Who Cares?“ jüdische Antworten auf Leid und Not dokumentieren will – psychische und soziale Hilfeleistungen eingeschlossen. Das ermöglicht, auch die Geschichte von Müttern, Hebammen, Pflegern und Fürsorgerinnen in den Blick zu nehmen. Wien ist der Hauptort dieser Dokumentation, im Fin de Siècle war die Stadt ein Zentrum wissenschaftlicher Innovation.

Entlang von mehr als 300 Objekten ist hier lehrreich ein Teil jüdischer Geschichte vom frühen Mittelalter bis in die Gegenwart dokumentiert. Zahlreiche Personenfahnen machen mit bedeutenden Ärzten, Fürsorgerinnen, Hygienikern, Analytikerinnen und Institutionen

bekannt. Das Arztdiplom der Jüdin Virdimura von 1376, die als Ärztin praktizieren durfte, nachdem sie die Ärzte Königs Friedrich III. von ihrem Können überzeugt hatte, ist hier ebenso zu sehen wie frühe Elektroschockgeräte, Zwangsjacken oder ein Modell des Wiener Narrenturms, der ersten psychiatrischen Klinik Kontinentaleuropas, die 1784 von Joseph II. in Auftrag gegeben wurde und in der viele elendig starben.

Die Ausstellung folgt keiner Systematik, statt von strukturellen Ursachen geht sie von zwei jüdischen Geboten aus.

Das *Tikun Olam* – es steht für die Verbesserung oder Vervollkommnung der Welt – und die *Zedaka* – die Pflicht, soziale Gerechtigkeit herzustellen – sind

die beiden Gebote, aus denen heraus die Entwicklung hier gedacht werden soll. Das Judentum ist stark auf das Diesseits gerichtet, Leben zu erhalten und das Gelingen eines würdigen, gesunden und gerechten Lebens sind grundlegend. Allein die Zahl der Gebote in der Tora gibt einen Hinweis darauf: Ihre Anzahl entspricht mit 248 der Zahl der Knochen im menschlichen Körper. Wie wichtig das *Tikun Olam* auch gegenwärtig im Judentum ist, kann man zum Beispiel an jüdischen Schulen erleben; dort leitet das moralische Gebot zu sozialer Aktivität an, die Natur und Tierwelt eingeschlossen. Auch das Gebot „Liebe deinen Nächsten“ war in der Tora zentral, lange bevor das Neue Testament es predigte.

Anrührend: Sigmund Freuds Arzttasche. Foto: Günter König/Sigmund Freud Privatstiftung



Diese Gebote mögen hier und da den Impuls für einige der jüdischen Hilfsorganisationen gegeben haben. Jedoch drängt sich die Frage auf, ob nicht viel eher aufgezungenes Elend, Berufsverbote und Vertreibungen den medizinischen und sozialen Fortschritt sowie die Selbsthilfe notwendig machten. Wie stark wiederum die Verpflichtung zur Wohltätigkeit im Judentum tatsächlich ist, zeigt in der Ausstellung eine Zedaka-Wertmarke aus Blei. Sie wurde im Polen des 18. Jahrhunderts an Arme verteilt und konnte gegen die kleinste Münze eingetauscht werden. So war es auch den Ärmsten möglich, ihrer Spendenpflicht nachzukommen.

1867 gewährte das Habsburger Reich seinen Untertanen freies Ansiedlungsrecht, und die Industrialisierung lockte viele nach Wien. Dass es den Juden mit am schlechtesten ging, zeigen einige Fotos aus der Wiener Vorstadt. Die religiösen Reinheitsgesetze, die das Judentum bereits seit der Antike kennt und die viele Aspekte der medizinischen öffentlichen Hygiene des 19. Jahrhunderts vorwegnahmen, waren unter solchen Lebensbedingungen lebenserhaltend. Eine Kundmachung aus Czernowitz von 1915 zeigt, dass im Kampf gegen die Cholera bereits damals nur geimpfte Personen die Synagoge betreten durften. All das hat jedoch Antisemiten freilich nicht davon abgehalten, immer wieder die Lüge über Juden als Überträger von Krankheiten zu verbreiten.

Beeindruckend ist, wie die Ausstellung die Geschichte der Frauen aufgreift. „Die neue Zeit“ ist der Titel einer Zeitschrift, auf deren Cover eine Frau in Ketten dargestellt ist. Der „Bund für Geburtenregelung“, der sich bereits in der Zwischenkriegszeit für das Recht auf Abtreibung einsetzte, hatte sie herausgegeben und Vorträge organisiert, die den „Mutterschaftszwang“ thematisierten. Die sehr düstere Radierung „Tod, Frau und Kind“

(1910) von Käthe Kollwitz unterstreicht das Furchterregende, das Mutterschaft mit sich bringen kann.

1938 wurden alle jüdischen Hilfsvereine aufgelöst, jüdischen Ärzten die Approbation entzogen, einige konnten fliehen, nicht wenige nach Schanghai, andere konnten nur noch notdürftig Mithäftlinge in den Todeslagern versorgen, bevor sie selbst ermordet wurden. Im selben Jahr verlässt Sigmund Freud Wien und geht nach London. Freuds Hut und Tasche, sonst in dessen ehemaliger Wohnung in der Wiener Berggasse zu sehen, zeugen auch hier von einer untergegangenen Welt. Auch Berta Pappenheim, Freuds berühmte Hysterie-Patientin mit dem Pseudonym Anna O., ist in der Schau präsent. Als Feministin gründete sie den Jüdischen Frauenbund und ein Mädchenwohnheim.

Was Nationalsozialisten im Namen des medizinischen Fortschritts verfolgten angetan haben, ist bekannt. Über die Kontinuität sadistischer Ärzte in hohen Ämtern auch nach dem Zweiten Krieg wird noch immer zu wenig gesprochen.

Am Ende der Ausstellung hätte man gern mehr über die Organisation der *Alija* und die Displaced-Persons-Lager nach 1945 erfahren. Auch die Tatsache, dass die Säuglingssterblichkeit unter muslimischen Kindern in Palästina um die Hälfte sank, als sich mit der jüdischen Einwanderung die Hygieneverhältnisse und die medizinische Versorgung in der Region verbesserten, wäre dokumentationswürdig gewesen. Stattdessen schließt die Ausstellung mit allgemeinen Appellen für eine Zukunft des Miteinanders statt des Gegeneinanders. Eine pädagogische Überfrachtung, die am Ende dieser reichen und affizierenden Schau überflüssig ist.

Jüdisches Museum Wien, bis 1. 9., Katalog 29,90 Euro (Residenz Verlag)

Das größte QUEER-EVENT seiner Art in Europa

30. LESBISCH SCHWULES STADTFEST

GLEICHE RECHTE FÜR UNGLEICHE! WELTWEIT!

Es gibt Liebe, warum hasst Du?

20./21. Juli 2024 ab 11 Uhr, Nollendorfplatz
www.stadtfest.berlin

43. UMSONST & DRAUßEN

2.8 > 4.8 2024

STUTTGART-VAIHINGEN
FESTPLATZ KREHLSTRASSE
UD-STUTTART.DE

VERBÄTERUNG NICHT MIT NEIN!

arsenal

IN BEWEGUNG DIE FILME VON THOMAS ARSLAN

15.6.–4.8.2024
IM KINO ARSENAL

PRIDE HERE.



PRIDE NOW.

Schon in den frühesten Ausgaben der taz 1979 finden sich bereits viele Texte, die das Leben und die Kämpfe nicht-heterosexueller Menschen abbilden. Unsere Unabhängigkeit gibt uns die Freiheit, queere Themen in den Vordergrund zu rücken, die sonst nicht gesehen werden. Die komplexen Herausforderungen von Trans-Personen holen wir auf die Titelseite, unsere Kolumnist:innen analysieren Grindr-Probleme genauso wie Fetisch-Fragen, und unsere Auslandsredaktion beleuchtet die Situation von LGBTQIA-Personen weltweit.

taz – Stimme queerer Communitys. Seit 1979.

taz zeitung für morgen

10 WOCHEN
NUR 10 EURO
TAZ.DE/PRIDENOW



Die frische Trauer und die Wut der Pubertierenden

Franziska Gänzler beschreibt eine von tiefer Ambivalenz geprägte Beziehung zwischen Mutter und Tochter. Der Spannungsbogen hält dabei: „Wie Inseln im Licht“

Von **Carola Ebeling**

Etwas hat sich verändert im Leben der Ich-Erzählerin Zoey. Dass es sich um keine gute Wendung handelt, weiß Franziska Gänzler in ihrem zweiten Roman „Wie Inseln im Licht“ mit wenigen Worten atmosphärisch zu fassen, noch vor jeder inhaltlichen Erläuterung: „Als ich auftauchte, hat das Wetter umgeschlagen. Das Wasser, das kurz zuvor noch glatt in seinem türkis gekachelten Becken gelegen hatte, wird jetzt von einem kühlen Wind bewegt, genau wie die Palmenblätter, die dabei ein schnelles, schabendes Geräusch erzeugen.“

So beginnt die Erzählung, kurz darauf erfahren die Lesenden vom Tod der Mutter vor vier Tagen. Beunruhigung liegt in der Luft, am Strand attackieren die Möwen einen Surfer, Meer und Himmel gehen dunkel ineinander über.

Diese Art Bilder, die darin liegende Verdichtung, war auch schon im 2022 erschienenen Debüt „Ewig Sommer“ eine der Stärken der Autorin. Und es gibt weitere Gemeinsamkeiten.

Gänzler interessiert erneut Frauenfiguren, ihre Beziehungen zueinander; insbesondere die zwischen Müttern und Töchtern. Sie blickt ein weiteres Mal auf eine missbräuchliche enge Bindung, wenn sie hier auch ganz anderer Art ist. Schmerzhaft Erfahrungen in der Vergangenheit, die bis in die Gegenwart wirken und teils von einer Generation in die nächste getragen werden, sind Thema beider Romane.

„Wenn ich an Oda denke, dann liegt der Schmerz der Mutter wie ein Filter zwischen mir und meiner Erinnerung“, hier deutet sich



„Wenn ich an Oda denke ...“ Franziska Gänzler Foto: Bahar Kaygusuz

der doppelte Verlust Zoey an Oda ist die jüngere Schwester, die vor zwanzig Jahren verschollen ist. Die beiden waren Kinder, fünf und sieben Jahre alt. Sie lebten zusammen mit der jungen Mutter an jenem Ort an der französischen Atlantikküste, an dem Zoey sich in der Erzählgegenwart des Romans aufhält. Sie wohnten damals auf einem

Campingplatz, abgeschieden, in bewusster Abgrenzung zur Gesellschaft außerhalb. Zoey ist hier, um den Lücken ihrer Erinnerung nachzugehen. Denn die Mutter schwieg über die Geschehnisse, versank in ihrem Schmerz. Mit nur 44 Jahren ist sie gestorben, nachdem Zoey sie in einer beklemmenden, isolierenden Symbiose drei Jahre lang

gepflegt hatte. Die Mutter verweigerte jede Hilfe von außen.

Die frische Trauer um die Mutter verbindet sich mit der nie vergangenen um die Schwester. Die auch deshalb wirkmächtig ist, weil das Verschwinden Odas nie aufgeklärt wurde und Zoey zugleich Schuldgefühle quälen, da die Leerstellen ihrer Erinnerungen offenlassen, ob sie eine Mitschuld trägt. Von der Mutter nur das Schweigen.

Die tiefe Ambivalenz dieser von beidseitiger emotionaler Abhängigkeit geprägten Mutter-Tochter-Beziehung zeichnet Gänzler mit viel Feingefühl. Ihre Wut als Teenagerin über das Schweigen drängt Zoey zurück, weil sie glaubt, die Mutter davor schützen zu müssen. Weil sie sie liebt, weil die Bilder ihrer früheren Dreisamkeit von inniger Verbundenheit getragen sind. Das missbräuchliche Verhalten der Mutter spiegelt die Autorin vor allem durch die Außensicht anderer, etwa einer engen Freundin Zoey.

Wie bereits in ihrem Debüt eindrucksvoll vorgeführt, verknüpft Gänzler gekonnt ein spannungsgetriebenes Erzählen mit der dichten Vielschichtigkeit ihres Schreibens. Fast krimihaft muten Zoey's Recherchen an: Was wurde damals unternommen, um Oda zu finden? Was weiß die Polizei? Der Spannungsbogen hält und findet zu einer überzeugenden Auflösung, das sei verraten.

Nicht ganz so feingliedrig miteinander verwoben wie im Debüt sind hier die Themen und Erzählebenen. Doch ist Gänzler eine kluge, berührende Erzählung über verschiedene Arten des Umgangs mit großem Schmerz gelungen, die auch um Momente der Befreiung weiß.

Mit großem Wortschatz: Oswald Egger
Foto: Katharina Hinsberg/Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung/dpa



Die Worte treiben nach oben

Was tue ich, während ich denke, dass ich spreche? Der Lyriker Oswald Egger erhält den Büchnerpreis

Von **Helmut Böttiger**

Bei dem Namen von Oswald Egger als Büchnerpreisträger werden sicher einige gestutzt haben: Kenn ich den? Es war allerdings schon immer ein Zeichen für ästhetische Wagnisse, dass sie eher am Rand und in Insiderkreisen stattfinden als in einer in ihre Selbstverständlichkeiten längst eingetübten Öffentlichkeit. Und eines kann man über Oswald Egger auf jeden Fall sagen: Er ist von Anfang an unbeirrt seinen Weg gegangen, ein Lyriker, der in den Grenzbereichen der Sprache operiert und ihre Möglichkeiten bis ins Detaillierteste ausleuchtet. Nicht von ungefähr lautet der Titel eines seiner Bücher „Diskrete Stetigkeit“ (2008). Dass es dabei um die Verbindung von Poesie und Mathematik geht, hat etwas Programmatisches.

Bekannt wurde der 1963 in Südtirol geborene Egger durch die „Kulturtage“ in Lana, die er 1986 mitbegründete und vor allem unter Lyrikerinteressierten bald einen herausragenden Ruf genossen. Als Herausgeber der Zeitschrift *Der Prokurist* inszenierte Egger von 1989 bis 1998 seine spezifischen, unverwechselbaren sprachlichen Operationen. Charakteristisch sind die Mehrsprachigkeit in Südtirol, die urtümlich anmutenden Bezeichnungen für Botanik, Landschaft und geologische Formationen, das lautlich akzentuierte, rhythmische Sprechen, das die Grenzen zwischen Lyrik, Prosa und Theorie auflöst. Egger ist nicht nur als jetziger Bewohner der Nachfolger von Thomas Kling in der Rakettenstation Hombroich bei Neuss in Nordrhein-Westfalen, er agiert auch als Schriftsteller in dessen Sinn: Das Akustische, das Materielle der Sprache, die lustvolle Erkundung von Wortvalenzen und Klangbildern bilden auch seine poetische Praxis.

„Was tue ich eigentlich die ganze Zeit, während ich denke, dass ich spreche?“ Solche poetologischen Selbstreflexionen sind typisch für Eggers Sprachbewegungen. Und damit steht er für eine lyrische Linie, die in den letzten Jahren von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung auffällig stark befördert wurde: nicht nur durch den Büchnerpreis für Elke Erb 2020, sondern auch durch spezielle Veranstaltungsreihen. Da geht es um Sprachanalyse und Sprachkritik, um die Verbindung von Lyrik und Theorie, um die Einbettung schöpferischer Vorgänge in aktuell virulente wissenschaftliche Diskurse, um die Inszenierung und Dekonstruktion kreativer Prozesse. Das bildet zwar nicht unbedingt das gesamte Spektrum gegenwärtiger lyrischer Ausdrucksweisen ab, hat aber etwas von akademischer Avantgarde. Und dass es diesmal Oswald Egger trifft, ist bestimmt nicht das Schlechteste.

Egger verfügt über einen enormen Wortschatz. Diese Sprachmächtigkeit gebiert die Farbigekeit und Üppigkeit seiner Texte, mit unerwarteten Überraschungsmomenten – nicht nur durch die Gnome, Habergetter und anderes Wolkengetier, das durch seine Zeilen geistert. Gern erfindet er auch voller Wortlust wissenschaftliche Termini, die fließende Übergänge zu metaphorischen Möglichkeiten ausloten, wie „Blockschutthaubenböden“ oder „Sandlinsenfalten“. Egger hat sich von seinem Debüt „Die Erde der Rede“ im bibliophilen Verlag Kleinheinrich 1993 über andere Preziosen wie den „Kalendergedichten“, „Tag und Nacht sind zwei Jahre“ bei Ulrich Keicher in Warmbronn bis zu dem Großwerk „Entweder ich habe die Fahrt am Mississippi nur geträumt, oder ich träume jetzt“ 2021 bei Suhrkamp durchgearbeitet. Und das geht dann so: „Beim Lesen fließt mir von links blaue Tinte über das Papier, die Worte treiben nach oben, wie Blumen windbewegte Windrädchen: immerzu kritzeln neue herauf, strotzende, verzopfte (...)“

Feierlich verliehen wird der Büchnerpreis am 2. November in Darmstadt.



Franziska Gänzler: „Wie Inseln im Licht“. Kein & Aber, Zürich 2024. 208 Seiten, 23 Euro

Okay, Kunst

Annette Hagemanns Gedichte aus dem „Katalog der Kiefernäuler“ lassen das Profane glänzen

Von **Frank Schäfer**

Annette Hagemann ist in den letzten Jahren bereits mit zwei sehr schönen Lyrikbänden hervorgetreten. Schon die Titel, „Streit mit dem Sonnengott“ und „Sirene des Duschrums“, geben Aufschluss über ihre Poetik, in der Logos und Mythos, Realismus und Phantasmagorie keine Gegensätze sind, sondern sich gegenseitig ergänzende, befruchtende Imaginations- und Schreibweisen.

„Gedichte und Notate“ nennt sie ihre aktuellen Texte aus dem Band „Katalog der Kiefernäuler“, erschienen übrigens in Jürgen Bröcans kleiner, aber sehr feiner edition offenes feld, und es ist durchaus nicht leicht zu entscheiden, welche nun eher Notate und welche Gedichte zu nennen wären. Man könnte sie auch alle mit Verweis auf Baudelaire's „Le Spleen de Paris“ unter dem Rubrum Prosapoeme subsumieren, die sich mal erzählerischer, mal lyrischer entfalten, mal die Realität detailscharf und wortgewandt abkonterfeien, um dann ihre Grenzen mühelos zu überschreiten und in eine sur-

reale oder magische Traumwelt zu kippen.

Im poetologischen Gedicht „Ausradierung“ beruft sie sich denn auch, sanft ironisch, auf die romantische Poesietradition. Für das Ich sind „tägliches und nächtliches Leben“ ein entschiedener Gegensatz, und es reizt natürlich vor allem die Nacht. Da gibt es Kinder in gelben Schlafanzügen, die „wachen, um ihre Familien zu beschützen“, und plötzlich finden wir uns in einer anachronistischen Schauerballadenszene wieder.

„Sie hören, halbwach, zum Beispiel, wie draußen auf / der Dorfstraße der Arzt auf seinem Pferd vorbeiklappt, / im lässigen Rhythmus der Hufeisen, dem Rhythmus von / einem, der über Leben und Tod anderer Leute bestimmt. / Vom Verständnisgrad der nächtlichen Wachen hängt es ab, / was aus diesem Dorf am Ende wird. Werden Wölfe kommen?“ Und dann der prompte Weckruf, die Desillusionierung. „Wir Tagesmenschen jedenfalls haben keine Zeit, um drauf / zu achten. Mit Arbeit, Opium fürs Volk, radieren wir uns aus.“

Die Klage über den Verlust der Poesie angesichts der Anforderungen des Erwerbslebens gehört zum Kernbestand der romantischen Programmatik. Hagemann erneuert diesen Befund. Entsprechend sind die Gedichte dieses Bands oft genug Gegenentwürfe, die beharrlich versuchen, dem Alltäglichen seine Epiphanien abzurufen oder gleich ästhetische Zustände illuminieren.

So widmet sie der Biennale in Venedig 2022 einen eigenen Zyklus, der ihre Observationen und angehängten Assoziationen eloquent zur Sprache bringt. Auch hier zeigt sich die Autorin im augenzwinkernden Einklang mit der romantischen Poetik – schreibt Schlegels „progressive Universalpoesie“ weiter und dreht seinem Kunstpatos zugleich eine lange Nase. „Okay, Kunst. Das Wühlen nach wirklich wichtigen / Büchern in der Bibliothek Babylon. Der ewig schicke / Pixiecut, das ständige Unzufrieden: Das Leben gibt / einfach nicht genug – wann tut es das endlich? Und / jeder Apfel trägt seinen eigenen Aberglauben in sich, / einen Wurm in der Süße, der den Apfel verdaut und

dann / mehr weiß, als der Apfel vorher auch nur ahnen konnte.“

Es fällt auf, dass Hagemanns „Katalog der Kiefernäuler“ stärker als ihre vorangegangenen Bände Gelegenheitsgedichte präsentiert, Poeme, denen man ihren Schreib Anlass anmerkt. Das können Reisen sein ins sprichwörtlich Blaue, meistens zieht es sie in mediterrane Gefilde, das können aber auch Zoo- oder Museumsbesuche, Träume oder auch das ganz alltägliche Nachrichtelnd sein. Oder eine Erinnerung an den Onkel, den Altertumsexperten, „der im Jemen den Straßenjungs ihre (tags zuvor getöpterten) / antiken Scherben abkaufte – jede einzelne, die ihm angetragen / wurde, bezahlte er, die Jungs der Gegenwart freuten sich, / und er grub die Scherben andernorts in die Erde, als Rätsel / für zukünftige Archäologen.“

Bei Annette Hagemann übernimmt Poesie noch einmal eine ganz elementare Funktion. Sie soll das Grauen des Profanen in Gold tunken. Auch wenn es nur ein wenig Lack ist, den sie da akribisch und kunstfertig aufträgt, glänzen soll es, ein letztes Mal wenigstens.



Annette Hagemann: „Katalog der Kiefernäuler. Gedichte & Notate“. edition offenes feld, Dortmund 2024. 108 Seiten, 19,80 Euro

Rute raus, der Spaß fängt an

Am Ufer der ewigen Jugend. Eine voll ausgefahrene Geschichte über das alte Problem der Penislänge. Mit echtem Fischgeruch

Von Ella Carina Werner

N eulich, es war ein Sonntag, lag ich an meinem geliebten Aßmann-Kanal auf der Wiese. Mit geschlossenen Augen döste ich so durch den Tag, um mich herum nichts als das herrliche Zwitschern der Vögel und zweier junger Männer irgendwo neben mir.

Sie fachsimpelten, so wie junge, noch unfertige Männer halt fachsimpeln, und selbstverständlich ging es um ihre Penisse. Anders gesagt, um ihre „Ruten“. Um die Länge ihrer Ruten. Um das Gewicht ihrer Ruten, sogar um die Biegsamkeit. Ruten, die sie sogleich auszupacken gedächten, um möglichst viele „blutjunge Brassen“ zu ködern. Okay, nicht sehr einfühlsam, nicht sehr auf konsensuelle Zärtlichkeit bedacht, dachte ich, aber okay, für mich war die Situation vernünftig. „Jaa, redet nur weiter“, dachte ich. So machen Sonntage Spaß.

Der eine Typ, der mit der kieksenden Stimmbruchstimme, sprach sogar von seiner extra langen „Teleskoprute“. Ganz schön selbstbewusst, die jungen Kerlchen heute, schmunzelte ich: Da ist aber jemand mit sich im Reinen! Das gefiel mir gut. Nicht so verunsichert, nicht so von Selbstzweifeln geplagt wie die Luschis zu meiner Zeit. Fünf Minuten später referierte der Stimmbruch-Boy immer noch von seiner großartigen „Teleskoprute“, die sich auf wenige Zentimeter zusammenschieben ließe, ehe er noch etwas von der Anzahl der „Schnurlaufringe“ berichtete.

Da schlug ich die Augen auf. Und war sofort enttäuscht. Wenige Meter links von mir, am Ufer des Kanals, hockten die Jungs auf Campingstühlen und angelten. Sie angelten wirklich! Ich konnte es kaum glauben. Angelruten in

den Händen, Schnüre im Wasser, saßen sie in moosgrünen Matschhosen da.

Ich guckte, ob sie dabei wenigstens kifften oder ein paar zünftige Dosenbier im Spiel waren – aber nichts. Was war mit ihnen los? Angeln kannte ich nur als trostloses Hobby dieses einen gemütskranken Vaters meiner Grundschulfreundin. Jeden Sonntagvormittag schlappte er in Gummistiefeln mit Eimer und Angel durch unser westfälisches Dorf Richtung Weser. Keiner wusste, warum er das tat. Vermutlich angelte er seinen Samstagabendrausch aus oder schwänzte den Gottesdienst.

Trendsport der Jugend

Aufgewühlt kramte ich mein Handy aus der Tasche und recherchierte: Angeln war allen Ernstes seit einigen Jahren ein Trendsport unter jungen Leuten. Es gab zahlreiche Tiktok-Videos, darunter viele von der Jungen Union. Es gab die Begriffe „Urbanes Angeln“ und „Streetfishing“. Es gab Jugend-Angelclubs, die aus allen Gräten ... äh, Nähten platzten. Es gab jugendliche Online-Foren, und ob sich die Mitglieder dort „Dschingis Karp“ oder „Sharkira“ nannten, wollte ich lieber nicht wissen.

Gerade sprachen die Jungs über „Drop-Shot-Angeln“ und die besten „Spots“. Coole Anglizismen und Angeln, das brachte ich im Kopf irgendwie nicht zusammen. Doch ehe sie noch ein geiles „Jugendwort des Jahres“ wie „Fishing Luck“ oder „aqua culture clash“ kreieren konnten, sprachen sie bereits über die Prüfung zu ihrem nächsten „Fischerei-Schein“. Auch das noch! Nicht mal illegal lebten sie ihr krankes Hobby aus, nicht mal „Fischwilderei“ betrieben sie, sondern gingen schön brav zum Theorieunterricht, wie in der Fahrschule. Der Horror.

Dann redeten die beiden traurigen Wichte über die Familie der „Barschartigen“, darunter den Zander. Gern hätte ich etwas gesagt. Zum Beispiel, dass für uns damals der einzige Zander, den wir kannten, der Frank war – na und, wir hatten trotzdem unsere lecker Fischstäbchen von Kaiser's Tengelmann.

Gern hätte ich sie gefragt, warum sie das taten. Jugendforscher würden irgendwas von „Entschleunigung“ und einem ersehnten, wichtigen Reststück „Real Life“ dozieren, von „Naturerfahrung“ und „Sich selber spüren“, aber ich vermute, es war einfach totale Perspektivlosigkeit. Oder Faulheit. Diese ganze „Generation Z“ ist doch körperlich zu schlaff für andere, richtige Sportarten wie Basketball oder Beer Pong. Ja, können die jungen Meeresfrüchtchen ihre Freizeit nicht sinnvoll gestalten: Mofa fahren, Graffiti sprühen, Weltschmerz zelebrieren oder Heavy Petting, wie ganz normale Halbstarke?

Was auch ein Angel-Motiv sein könnte: Die pure Lust am Töten. Immer nur virtuell in den Ego-Shootern ist doch auch nichts – und wer kann diesen Drang nicht verstehen? Doch vermutlich würden diese Weichlinge ihre Fische am Ende noch vorsichtig vom Köder nehmen und wieder ins Wasser werfen, zurück ins Leben, denn auch von diesem Angeltrend namens „Catch and Release“ hatte ich gelesen.

Mittlerweile prahlten die beiden verpickelten Hechte mit ihren hochwertigen „Lebend-Ködern“, als ginge es jetzt doch um ihre Geschlechtsteile, worum es im Subtext sicher auch ging. Irgendwann sagte der eine den hübschen Satz: „Die Moderlieschen haben ja auch gerade Schonzeit“, als spräche er von menstruierenden Mädchen, die man gerade nicht anrühren dürfe.



Zeichnung: Dorthe Landschulz

Also, eines wusste ich. Das mit den Mädels konnten sich die Angel-Nerds abschminken! Niemals würden sie mit diesem Hobby im echten Leben ein paar lebenslustige Backfische oder Prachtschmerlen ködern.

Badboys mit Vereinsbeitrag

„Ah, da seid ihr ja schon“, schelte auf einmal eine phlegmatische Stimme hinter mir. Ich drehte mich um. Da standen zwei bleichgesichtige Mädchen in Spaghetti-Tops und schlammfarbenen Anglerhosen.

„Bitte, bleibt nicht stehen“, dachte ich. Sucht euch andere Jungs! Autoscooter-Raser, Kiffer, Punker, meinetwegen auch richtige Angler-Underdogs, die Badboys der Szene, sexy Nonkonformisten mit Outcast-Image, die niemals den Angelvereinsbeitrag rechtzeitig überwiesen.

„Mixt ihr eurer Wurmfutter eigentlich selber oder kauft ihr Fertig-Gemixtes?“, ging einer der Jungen jetzt flirtmäßig in die Vollen, und eines der Mädchen fragte zurück, ob irgend-

wer eigentlich eine „Madenbox“ dabei hätte.

Ich sah den vierten noch eine Weile zu, ehe der Stimmbruch-Junge gellte: „Ich hab einen!“ Und richtig, an seiner Angel zappelte ein stattlicher Fisch. Oh, wie er zappelte! Der Junge nahm ihn vom Köder, aber hielt das zappelnde Wesen unschlüssig in der Hand.

Da nahm ihm eines der Mädchen den Fisch aus der Hand und schlug ihn mit voller Wucht auf den Gehweg. Da zappelte der Fisch dann nicht mehr. Ein sachgerecht ausgeführter Genickbruch, alle Achtung, dachte ich und packte rasch meine Sachen zusammen, ehe sich das geheimnisvolle Haudrauf-Girl noch an mir vergriff.

Ich ging nach Hause: erschrocken, aber auch ein bisschen hoffnungsfroh. Diese junge Generation würde noch einiges erreichen. Wer, ohne mit der Wimper zu zucken, eiskalt einen Barsch erschlägt, kann auch die Erderwärmung noch stoppen; dem gelingt vielleicht sogar die eine oder andere krachlederne soziale Revolution.

gurke der woche

In düsteren Zeiten erfreut jede positive Nachricht. „Ich liebe Obst & Gemüse aus Europa“, kreischte es jüngst aus den Tickern. Die „Kampagne zur Förderung des Verzehrs von frischem und saisonalem Obst und Gemüse“ warb freudig für „Die magische Welt der Melonen“. Magie der Melone? „Es heißt, dass die Melone in der Antike in einigen Kulturen als Symbol für Fruchtbarkeit galt.“ Heißt es also. Vermutlich unter Magiern. Das hängt wohl mit der übersinnlichen Form und Größe zusammen.

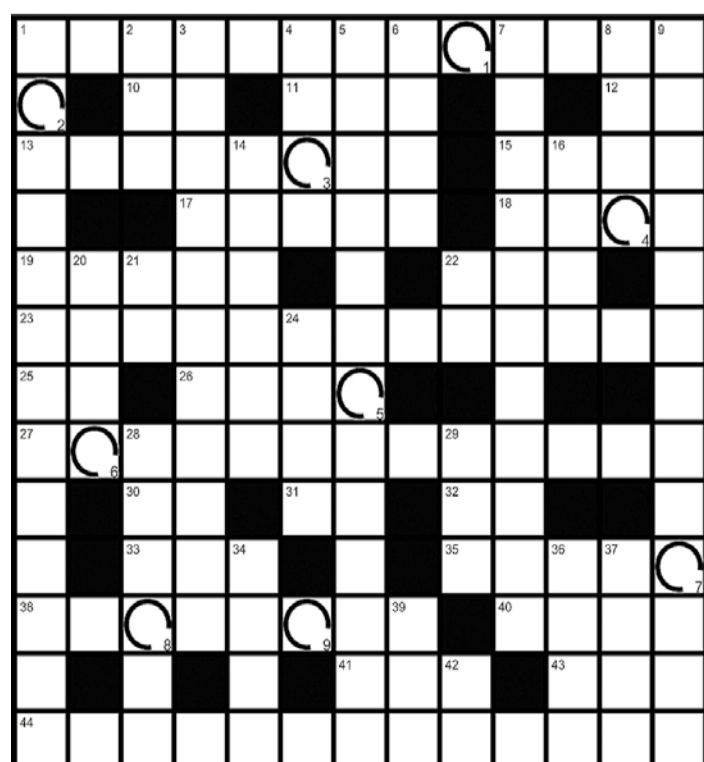


das wetter

Ungleiche Brüder

Romulus und Remoulade waren zwei ungleiche Brüder. Nach der Geburt von ihren Eltern verstorben, wurden sie von einer stets gegen die Winterkälte des Südens in einen Pelz gehüllten Ziehmutter mit liebevoller Strenge aufgezogen. Romulus erbaute Rom und wurde ein Held. Remoulade glitt ins Dänenmilieu ab. In einer genuinesischen Hafenspekulante lernte er einen Maat aus Kopenhagen kennen, der ihn mit den Sitten und Gebräu-

chen der Skandinavier vertraut machte. Fortan bestand sein öliges Leben aus gemahlenden Kräutern. Während Romulus in einer seiner sieben Traumvilen nachts den Mond anheulte, ging Remoulade hinaus in die Welt und eroberte den Erdkreis von Urbi bis Orbi. Er wurde haltlos reich und legte sich einen Tafelspitz als Haustier zu. Erst im Himmel begegneten sich beide Brüder wieder, wo sie für alle Ewigkeit auf Wolke sette Boccia spielten.



Wahres Rätsel 619 von RU

Die Ziffern hinter den Fragen zeigen die Buchstabenanzahl.

- Die Aktualisierung von Daniel Kehlmanns Erfolgstitel (13); Wohnstatt bis zum nächsten Morgen (13)
- Was fliegt denn da von außerhalb? (3)
- Ohne die gäbe es auch keine Hinterstücke (11)
- Nur ein Nördlinger Papiermaß? (4)
- Wanderungsausrüstung (13)
- Von einem Narren gelobt zu werden, ist keine (4)
- Übermäßig redselig (11)
- Anzahl der Teile leerer Mengen (4)
- Der Ort umfasst meist viele kleinere Teile (13)
- Genobelter Dario (2)
- Des Esels Redebeitrag (3)
- Großväterchen Ochse (2)
- Der Kanoniker, der an der Liturgie mitwirkt (8)
- Von dem Ort führt der „Weg der Revolutionäre“ ins benachbarte Freiburg (6)
- Mondring (4)
- Wenn der Rehbock das hier läse, spräche er bestimmt, ich ... (4)
- Havelfüllerin (5)
- Größter Fisch im heimatischen Binnenland (4)
- Augusta Treverorum (5)
- Ihr Gebiet ist Herz von NRW (4)
- Das ist es doch! (Abk.) (2)
- Sehr totes Fleisch ... (3); ... das angefressen zum Ton wird (2)
- An dem Verkopften kann kein Zug weiterfahren (13)
- Die luftig klingende mündet in die Aisne (4)
- Geisterruf (2)
- Brotvorstufe (4)
- Postbarockes Mobiliar (13)
- Der gewiefte Plan im spielerischen Geplänkel (6)
- Die Mütze zum Spiel mit dem Schläger (3)
- Der Faulpelz hat einen Buchstaben weniger als Finger (2)
- So wird ganz nebenbei ein Bauer weggenommen (Abk.) (2)

- Das macht das einsilbige 30 immer zweisilbig am Boden (2)
- ... weil dieser menschliche Abort nicht zur Verfügung steht (3)
- Russische Grenzstadt, halb in Asien, halb in Europa (4)
- Jugendbündische(r) auf Schweizer Wegen (5)
- Antikes Heldenboot (4)
- Akademischer Auslandsdienst (Abk.) (4)
- Suggestiert das weltweite Dorf (8)
- Aus China windet sich der Pfad des alleinig All-Einen (3)
- Suse wird auch schon mal dies Fett vorgesetzt (4)
- Als Auto fährt es rechts, als das oft links (3)
- Reichsbürgers inflationäre Lieblingswährung (Abk.) (2)
- Der Glückliche von Jakobs Zwölfen (3)
- Postbarockes Mobiliar (13)
- Umlaute sind nicht zugelassen. Die Buchstaben in den eingekreisten Zahlenfeldern ergeben in geänderter Reihenfolge das Lösungswort: Frucht Ranking-Lüsterner (9)

Auflösung vom 13. 7. 2024: **AUSRITT**
 1 NEUSCHOLASTIK; NIGELNAGELNEU; 2 UNITARIER; 3 SADE; 4 CHARAKTERLICH; 5 OHRENSTOEPSSEL; 6 ANFAELIGKEIT; 7 SEIN; 8 TES; 9 KOHLNHYDRATE; 10 NAH; 11 NEE; 12 IDA; 13 FISCH; 14 ENTER; 15 NE; 16 ELAN; 17 LISE; 18 LEA; 19 ANNIE; 20 NEO; 21 UWE, URS; 22 KESSLER; 23 EISLER; 24 ARISTOTELISCH; 25 RUR; 26 STOER; 27 GUETE; 28 IS; 29 ERROR; 30 ENGLAND; 31 NO; 32 ARGUS; 33 EL; 34 POKER; 35 NUTRIAS; 36 ULM; 37 TAS; 38 AHA; 39 ERG; 40 ELA; 41 CHERI; 42 RT; 43 UMSCHALTASTE
 Gewinner: Renate Busch, Lübeck; Christine Fieber, Kaarst; Bernd Lwowsky, Berlin

Zu gewinnen gibt es je ein Buch eines taz-Autors oder einer taz-Autorin. Schicken Sie das Lösungswort bitte bis zum Ein-sendeschluss am 24. 7. 2024 (Datum des Poststempels) per Postkarte an: taz, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, oder per E-Mail an: raetsel@taz.de. Der Rechtsweg ist wie immer und für alle Ewigkeit in diesem und jedem anderen Universum ausgeschlossen.



Foto: Sina Schuldt/dpa/picture alliance

Große Schiffe: Der Koloss, der hier herangeleitet, heißt „Carnival Jubilee“ und ist mit 345 Meter Länge und 42 Meter Höhe viel zu groß für den kleinen Fluss, über den er fährt. Die Ems, die hinterher über den Dollart und die Außenems in die Nordsee fließt, muss mittels eines Sperrwerks künstlich aufgestaut werden, wenn es wieder mal so weit ist und ein neues Kreuzfahrtschiff aus den geöffneten Toren der Meyer-Werft herauskommt. Die Werft, mit 3.300 Mit-

arbeitenden ein wichtiger Arbeitgeber, liegt in Papenburg, viele Kilometer vom Meer entfernt. Derzeit braucht sie Geld vom Staat, um weitermachen zu können – viel Geld. Schon bisher kostete es Hunderte Millionen, die Ems auf eine Tiefe von derzeit 7,30 Metern auszubaggern, biologisch ist sie deswegen so gut wie tot. Eine Lösung könnte der Umzug der Werft ans Meer sein, doch darüber wird nicht geredet. Ein „Masterplan Ems“ soll es nun richten. **48**

momentaufnahmen

Alle Karten: OSM contributors

Wenn einen Fußballfans mit Sprechchören feiern

Eigentlich hätte es ihm etwas peinlich sein müssen. Jens, so will ich ihn mal nennen, kam zu spät. Nach mehr als hundert Kilometern Radtour saßen wir vorm Bier im Pratergarten in Prenzlauer Berg. Nur einer war nicht da. Jens. Wir hatten ihn unterwegs verloren. Oder er uns.

Auch uns war es nicht aufgefallen, dass Jens fehlte. Vielleicht, weil wir nur Augen hatten für die Fans in Rot und Weiß, die zu Hunderten den Biergarten bevölkerten und sich bereits einstimmten aufs Finale zwischen Spanien und England am Tag danach im Olympiastadion.

Dann kam Jens. Stand lachend vor uns, hielt in der einen Hand seinen Fahrradsattel hoch wie eine Trophäe, ballte die andere zur Faust. Es war eine Begrüßung. Freut euch, dass ich hier bin. Kein peinliches Sorry, hab euch an der Ampel verloren.

Was danach kam, war Gänsehaut pur. Klatschen von überall her zuerst. Dann erhoben sich die Roten und Weißen und feierten Jens, als sei er Harry Kane oder Lamine Yamal. Es folgten Sprechchöre und Fangesänge. Der Prater verwandelte sich in ein Fußballstadion. Danke, Jens, für diesen außergewöhnlichen EM-Moment.

Uwe Rada



Berlin-Prenzlauer Berg
169.000 Einwohner*innen. Der Prater im Stadtteil ist der älteste Biergarten Berlins. Seit 1837 wird hier ausgeschenkt, mehrere Hundert Trinkwillige finden dabei gut Platz.

Wenn sich im Alter ein wenig Ruhe findet

Konstanz am Bodensee. Eine städtische Idylle mit Zugang zur Promenade am Wasser, gesäumt von der Imperia am Hafen, Rheintor und Pulverturm. Am Wochenende gerät dies alles aus den Fugen, die Altstadt erstickt unter der Last Zigtausender Besucher an sich selbst. Der Autoverkehr steht, alle Parkhäuser sind belegt, selbst der innerstädtische Busverkehr hat es schwer.

Mitten im Gewimmel gibt es dann doch eine Ruheoase. Im Rosgartenmuseum werden die Gäste zum Konstanzer Museumsfest am Eingang von zwei Herren mit Anzug und Hut hereingebeten in einen kleinen Innenhof. Dort servieren Köche aus Konstanz und der nahen Schweizer Nachbarschaft Kraftvolles und Köstliches aus der Bodenseeküche.

Während sich draußen die Menschenmenge vorbeidrängelt, gibt es an den wenigen Tischen interessante Themen zu besprechen. Zum einen über Konstanz ganz allgemein, zum anderen über das alljährliche Museumsfest. „Alles Rentner hier“, tuschelt eine Dame, der in der Runde nicht widersprochen wird. Es stimmt natürlich nicht. Selbst wenn es so wäre – immer noch besser, als sich durch die Stadt schieben zu lassen.

Jörg Palitzsch



Konstanz
85.800 Einwohner*innen. Die Zahl der Übernachtungen stieg in der größten Stadt am Bodensee 2022 erstmals auf über eine Million an, die Zahl ausländischer Übernachtungsgäste hat sich 2022 gegenüber 2021 fast verdreifacht.

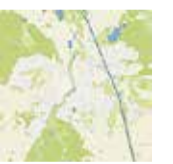
Wenn man in Masse in der Unterführung gefangen ist

Uelzens Wahrzeichen ist der Hundertwasser-Bahnhof, aber als mein Kind und ich ankommen, bleibt niemand stehen, um den welligen Boden und die bonbonartigen Säulen zu bewundern. Auch die Hunderte Menschen, die später den gesamten Bahnhof füllen, sind nicht für Hundertwasser gekommen. Ausgefallene Züge, ein EM-Spiel irgendwo, höre ich im Menschenmeer als Erklärungen.

Sie alle wollen über die Unterführung zu Gleis 302, Treppen dazu gibt es nur auf einer Seite. Und die sind bereits befüllt, als wir uns hinten anstellen. Wir werden noch in den engen Gang geschoben. Dann stockt es. Es gibt kein vor oder zurück. „Darf ich mal durch? Mein Zug kommt in 5 Minuten“, fragt eine Person mittendrin. „Unser aller Zug!“, sprudeln mehrere Menschen ihr entgegen.

Erst als unser aller Zug ankommt, bewegt sich der Menschensee. Die gerade Angekommenen drücken sich als Rinnsal an der Wand an uns vorbei. Während wir wie eine Welle den Gang entlang gleiten, die Treppen hoch zum Gleis und in den Zug, wo wir schweißnass in freie Lücken weichen. Der Zug wartet ein paar Minuten, aber der Fluss nimmt nicht ab. Die Türen gehen zu. Wir lassen den Hundertwasserbahnhof mit der noch nachrückenden Reiseflut zurück.

Leila van Rinsum



Uelzen
34.000 Einwohner*innen. Die Attraktion der niedersächsischen Hansestadt ist der Bahnhof, der für die Weltausstellung Expo 2000 nach einem Konzept von Friedensreich Hundertwasser umgebaut wurde.



Alke Wierth
Die Fußgängerin

Jetzt der Sommer in Berlin: Drinnen und draußen

Im Sommer erscheint mir Berlin noch spürbarer als sonst zweigeteilt: in einen Gegensatz von Drinnen und Draußen, der sich auf unterschiedliche Art und Weise zeigt. Besucher:innen von anderswo muss ich stets warnen: „Nein, mach bitte bloß nicht die Fenster auf!“ Draußen ist es erheblich heißer als drinnen in meiner kühlen Altbauwohnung im schattigen Hinterhaus. Jeden Morgen trifft mich deshalb die Hitze draußen erneut wie ein Schlag.

Und trotzdem habe ich außerhalb meiner Wohnung gleich wieder das Gefühl, mich in ein anderes Drinnen begeben zu haben, in einen einfach nur größeren Raum, in dem die Luft schon Tausende Male geatmet wurde und warm und schwer ist von Abgasen und jahrhundertaltem Staub. Luft, der jede Frische fehlt: Es fühlt sich an, als läge eine Glasglocke über der Stadt.

Das Berliner Sommerwetter nährt diesen Verdacht, denn es scheint seit Jahren nur noch aus zunehmend schwüler Hitze und schweren Regengüssen zu bestehen. Nach diesen gibt es jedoch manchmal, stets nur kurz, einen Hin-

Die Luft warm und schwer von Abgasen und jahrhundertaltem Staub

weis darauf, dass es nicht bloß verdunstete Körperflüssigkeit ist, die von der Glasglocke herunterregnet. Vor allem nach Regen am frühen Morgen oder an Sonntagen, wenn die Straßen nicht so überfüllt sind, zieht ein frischer Lufthauch in die Stadt und erinnert ihre Bewohner:innen daran, dass es tatsächlich irgendwo ein Draußen geben muss.

Und noch etwas anderes erinnert daran: Jetzt, mit dem Beginn der Sommerferien hier, werden einige Teile der Stadt leerer. Manche Menschen verlassen Berlin, machen Urlaubsreisen oder haben Ferienhäuser in dem Draußen um die Stadt: Sie können sich das Privileg leisten, zwischen drinnen und draußen zu wechseln.

Die anderen bleiben unter der Glasglocke, teilen sich weiter die verbrauchte Luft, grillen tagsüber oder feiern nachts dort, wo es bisher noch erlaubt ist, auf den von Übernutzung fast kahlen Rasenflächen in den vertrocknenden Parks der Stadt, oder drängeln sich vor den Toren der Freibäder, vor denen lange Schlangen stehen, seit der Zutritt nur nach einer Ausweiskontrolle gestattet ist. Tickets gibt es an der Kasse nur bis 10 Uhr oder online. Auf der Mauer um das Freibad in Kreuzberg rollt sich Stacheldraht, damit die auch wirklich draußen bleiben, die die Zugangsbedingungen nicht erfüllen können.

Ich bleibe lieber gleich drinnen. Auch ich bin privilegiert: Ich habe eine große kühle Wohnung für mich allein. Bei meiner Arbeit treffe ich oft junge Berliner:innen, die in Wohnungen wie meiner mit acht oder mehr Personen leben: mit Eltern und Geschwistern, von denen die ältesten schon verheiratet sind und mit Partner:in und eigenen Kindern dort wohnen. Diese Jugendlichen fahren nicht in Urlaub, sie verlassen oft nicht mal ihren Stadtteil – weil sie es sich nicht leisten können. Einige von ihnen gehören zu denen, die die Ausweiskontrollen der Freibäder nicht bestehen. Sie verbringen ihre Ferien wie auch sonst ihre Freizeit draußen – auf der Straße –, weil sie drinnen – in der Wohnung – keinen Platz für das haben, was Jugendliche gern tun: einfach ungestört miteinander abhängen.

Deutsche Politiker:innen sprechen gerne von „den Menschen da draußen“, wenn sie von denen reden, für deren Wohl sie Entscheidungen treffen sollen. Diese Jugendlichen sind gleichzeitig eingesperrt und ausgegrenzt; aus der (Mehrheits-)Perspektive von Politik und Gesellschaft sind sie vermutlich eher draußen – und die meisten von ihnen sehen sich wohl auch selber so: Wählen geht jedenfalls kaum eine:r von ihnen. Sie sind gleichzeitig – nicht nur im Sommer – drinnen und draußen. Im Sommer spüren sie es nur noch ein bisschen deutlicher.

die ortsbegehung

Das bange Warten auf das große Geschäft

Was einst mal Geisterstadt war, ist jetzt begehrte Lage in Leipzig: das Ladenprojekt ConHanHop in der Eisenbahnstraße ist eines der letzten seiner Art. Und es ist bedroht

Aus Leipzig **Rosa Budde**

Die Eisenbahnstraße in Leipzig bietet eigentlich zu jeder Tageszeit die komplette Reizüberflutung: Motoren heulen auf, Leute unterhalten sich laut von einem Gehsteig zum anderen, die Straßenbahn kommt. Der verlockende Geruch aus den Imbissen mischt sich mit dem Gestank aus Gullys. Mittendrin steht ein altes Haus, das ausschaut, als hätte es sich verpuppt. Es ist eingehüllt in ein weißes feinmaschiges Netz, ähnlich wie Fliegengitter. Kämpft man sich unter das Baugerüst, kommt eine weitere Schicht des Kokons zum Vorschein: die unteren zweieinhalb Meter des Hauses sind Schicht über Schicht mit Plakaten für Solikonzerte und Demos beklebt, wie eine antifaschistische Litfaßsäule. Die Eisenbahnstraße 97, im Viertel E97 genannt, beherbergt 9 Mietparteien und dazu das linke Ladenprojekt ConHanHop und die Kneipe Goldhorn.

Ein Wohnzimmer zur Straße hin

Als die E97 vor mehr als 10 Jahren aus dem Leerstandsschlaf erweckt wurde, klebten am Schaufenster noch die Buchstaben eines einstigen Secondhand-Shops. Genauer gesagt stand dort: „con han hop“. So wurde der Name der Räumlichkeiten geboren, die zuerst dem Haus als Wohnzimmer dienten, dann aber immer mehr zur Straße geöffnet wurde, erzählen Rita und Nathalie, die in WGs über dem Ladenprojekt wohnen. Heute ist das ConHanHop ein öffentlicher Ort und in ganz Leipzig bekannt.

Durch den Eingang kommt man in einen Raum mit zerkrattem Holzboden, in einer Ecke ist er von einem ausgetretenen Teppich bedeckt. Dahinter findet sich ein kleinerer Raum mit selbstgebauter Theke. Die Wände haben Wasserflecken, sind zugestickt und vollgetagt. An einer Wand steht gespritzt: „There is no business like no business“.

Der Spruch ist Programm: „Wir sind unkommerziell und wollen niederschwellig zugänglich sein“, sagt Rita. Nathalie ergänzt: „Hier im Viertel treffen sehr unterschiedliche Gruppen von Menschen aufeinander. Viele Leute haben aber gemeinsam, dass sie nicht so viel Geld haben.“ Alle Veranstaltungen finden deshalb auf Spendenbasis statt. „Immer wieder kommen Leute aus der Nachbarschaft und sagen, dass es ein großer Verlust für sie wäre, wenn das ConHanHop hier raus müsste“, sagt Rita.

Die Mieter:innen der E97 kämpfen nämlich seit fast einem Jahr für ihr Zuhause. Dabei haben sie eigentlich ziemlich günstige Staffelmietverträge, festgelegt bis 2040.

Begonnen hat es vergangenen Sommer mit Gerüchten, dass das Haus den Eigentümer gewechselt habe. „Unsere günstigen Mieten scheinen dem neuen Vermieter ein Dorn im Auge zu sein, er will uns hier rauskeln“, meint Nathalie. Rita erklärt, wie die vorteilhaften Mietverträge einst zustande kamen: „Jetzt ist die Gegend um die Eisenbahnstraße sehr beliebt. Aber noch vor 15 Jahren war es hier wie eine Geisterstadt.“ Damals waren Hauseigentümer:innen froh, wenn

sie ihre Wohnungen überhaupt vermieten konnten.

Die WG, in der wir uns zum Gespräch treffen, hat hohe Decken, die löchrigen Wände sind untapeziert. Die Bewohner:innen des Hauses haben sich nach dem Einzug 2013 die runtergerockten Wohnungen größtenteils selbst zurechtgemacht. Aus den Fenstern sieht man die Straße seit Wochen nur durch das weiße Netz am Baugerüst. Informiert über Baumaßnahmen werden die Mieter:innen nicht. Aber: „Manche Fenster sind von großen Werbebannern komplett verdunkelt“, sagt Rita.

Kein warmes Wasser mehr

Im Badezimmer steht ein Wäscheständer in der Wanne, sie wurde seit drei Jahren nicht genutzt. Die Fugen sind nicht dicht, das Wasser würde in die Wand laufen. Weder der alte noch der neue Vermieter wollte sich darum kümmern. Duschen ist in der E97 sowieso gerade ein schwieriges Thema. Seit Ende Mai haben die Bewohner:innen des Hauses kein warmes Wasser, kochen können sie auch nicht. Die Gasversorgung wurde ohne nachvollziehbaren Grund unterbrochen, anscheinend wurde im Keller ein Hauptgashebel umgelegt, nun müsste der Vermieter die Leitungen überprüfen lassen. Aber nichts passiert. Den Vorwurf eines Einwirkens von Vermieterseite weist diese gegenüber der taz zurück.

Nathalie empört sich: „Wir werden hier schikaniert.“ Die Hausgemeinschaft ist zunehmend beunruhigt, denn der Hausverwalter, der Bruder des Eigentümers, sei cholerisch auf-

getreten und baue Bedrohungsszenarien auf.

Wie überall sterben Ladenprojekte auch um die Eisenbahnstraße aus. Das ConHanHop ist eines der letzten im Viertel. Die Kneipe Goldhorn steht bereits vor dem Ende. Nach Auslaufen des alten Vertrags war die neue Miete zu teuer, im September ist Schluss. Bleibt nur zu hoffen, dass aus dem Kokon der E97 nicht dereinst eine schillernde Luxusimmobilie schlüpft.

Nix wie hin

Die Besonderheit

2013 wurde die E97 nach Leerstand wieder bezogen. Bei einem ersten Mietkampf handelten die Mieter:innen günstige Staffelmietverträge bis 2040 aus. Mittlerweile sind die Mieten um die Eisenbahnstraße stark gestiegen.

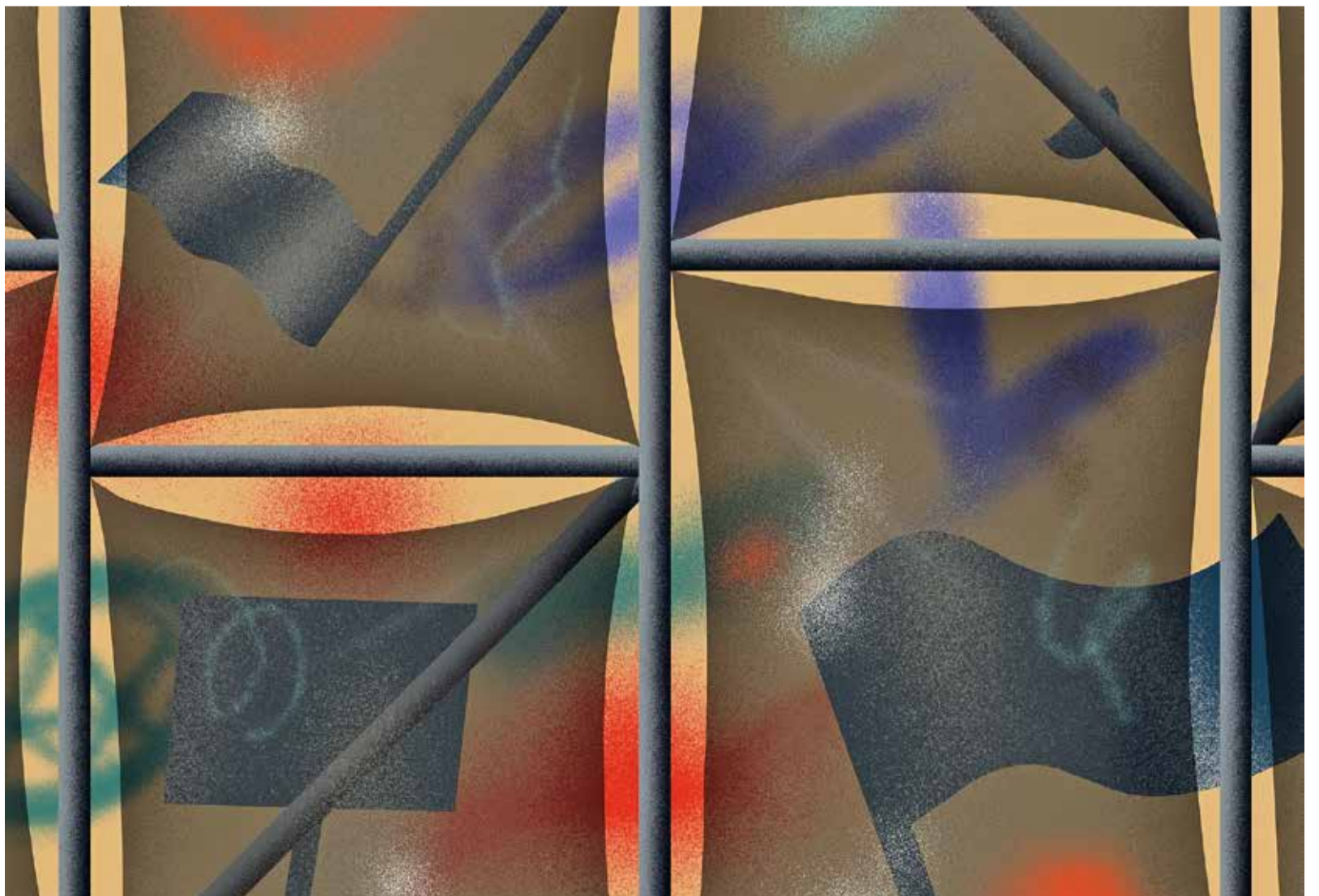
Das Zielpublikum

Vom Viertel fürs Viertel und darüber hinaus. Im Ladenprojekt trifft man sich zum selbstorganisierten Deutschunterricht, zur Kunstausstellung, zum Jazzkonzert, zum Filmabend über die Situation an der Grenze zu Belarus oder einfach zum Abhängen.

Hindernisse auf dem Weg

Auch ohne das Gerüst muss man die Tür zum ConHanHop unter all den Plakaten und Stickern erst mal erkennen. Außerdem gibt es keine offiziellen Öffnungszeiten und keine Internetpräsenz. Einfach rumkommen und gucken, ob was geht.

Am und ums Haus, die Spuren einer bewegten Zeit
Illustration:
Jeong Hwa Min



Reichsbürgerin unter Linken



Die Honigfabrik in Wilhelmsburg liegt direkt am Fluss
Foto: Miguel Ferraz Araujo

Die Honigfabrik ist ein linkes Kulturzentrum in Hamburg-Wilhelmsburg. Vor einigen Wochen kam heraus: Eine Mitarbeiterin der Kinderkultur hat sich den Reichsbürgern angeschlossen. Der Schock sitzt tief

Aus Hamburg Sarah Lasyan

Der kleine Veranstaltungssaal im Erdgeschoss der Honigfabrik füllt sich. Es ist das erste Stück, das am Theatertag in dem Kulturzentrum in Hamburg-Wilhelmsburg aufgeführt wird. Bunt geschminkte Kinder strömen auf die noch freien Plätze vor der beleuchteten Bühne. Inmitten der vielen Kinder und Eltern sitzen auch einige Renter*innen, die darauf warten, dass das Theaterstück „3 Freundinnen“ beginnt. Die Kinder haben es sich selbst erarbeitet, im Rahmen der „Kinderkultur“, so heißt das Programm.

Die Honigfabrik ist altes Backsteingebäude mit Schornstein, erbaut 1906. Als Kulturort geht sie auf die linken Jugendbewegungen der 70er Jahre zurück. Falken, DKP und anderen Initiativen träumten damals von einem selbstverwalteten Zentrum, in dem Jung und Alt zusammenkommen. Seither versteht sich die Honigfabrik als ein Ort der Freiheit und Offenheit und setzt sich gegen jegliche Form der Ausgrenzung ein.

Wilhelmsburg, mit 53.000 Einwohner*innen die größte bewohnte Flussinsel Europas, galt lange als Hamburger Problemstadtteil: Das Bildungsniveau war niedrig und Perspektiven fehlten. Anfang der 2000er wollte man den Stadtteil aufwerten und Familien aus anderen Vierteln locken. Heute ist ein Viertel der Anwohner*innen unter 25 Jahre alt, viele von ihnen studieren. Steigende Preise, der Wohnungsmangel und die Verdrängung alteingesessener Wilhelmsburger*innen sorgen immer wieder für Spannungen.

Die Hoffnung, mit der Honigfabrik einen Ort der Freiheit und Offenheit geschaffen zu haben, bekam Mitte Juni einen Dämpfer: Eine Recherche des „Bündnis gegen Rechts“ enthüllte, dass Maren B., eine Mitarbeiterin der Kinderkultur, Mitglied der rechten

Sekte „Königreich Deutschland“ ist. Das Bündnis veröffentlichte Fotos, auf denen Maren B. beim Zukunftskongress der Sekte im Ladiges Hof in Holm zu sehen ist. Mit rund 70 Teilnehmer*innen sollte es das wichtigste Treffen des Jahres werden, um die Strukturen deutschlandweit auszubauen.

Das „Königreich Deutschland“ zählt zu den zahlreichen Splittergruppierungen der Reichsbürgerbewegung – sie lehnen die Legitimität der Bundesrepublik Deutschland ab oder leugnen deren Existenz, glauben an das Fortleben des Deutschen Reiches oder dass der deutsche Staat eine Firma ist. Manche planen gewaltsame Staatsumstürze, andere gründen eigene Hoheitsgebiete, in denen sie Scheinstaaten ausrufen – wie auch das „Königreich Deutschland“.

Bis heute konnte ihr Anführer, der selbsternannte „König von Deutschland“ Peter Fitzek, 4.000 bis 6.000 Mitglieder rekrutieren, die Zahlen schwanken je nach Quelle. Wer Mitglied werden möchte, muss sich einer „Staatsprüfung“ unterziehen, das Königreich bittet außerdem um eine Spende oder eine Kapitalüberlassung. Im Gegenzug erhalten seine Mitglieder einen „Staatsbürgerausweis“.

Laut „Bündnis gegen Rechts“ steht Fitzek in Verbindung zu „Querdenken 40“, der esoterisch-antisemitischen Anastasia-Bewegung, die vom Verfassungsschutz als rechtsextremer Verdachtsfall eingestuft wird, Mitgliedern der AfD und dem Holocaustleugner Nikolai Nerling. Seit 2023 könnten verstärkte Aktivitäten im Hamburger Raum beobachtet werden.

Maren B. hatte in der Honigfabrik bereits im Januar zum 31. 07. gekündigt, weil sie aufs Land ziehen wollte. Als sie von den Mitarbeitenden der Honigfabrik mit der Recherche konfrontiert wurde, gab sie zu, seit Dezember 2023 offizielles Mitglied bei den Reichsbürgern zu sein. Daraufhin kündigte das

linke Kulturzentrum Maren B. fristlos. In den vergangenen Jahren hatte sie Aufgaben im Bereich der Kinderkultur übernommen.

„Die Honigfabrik ist vor den Kopf gestoßen und wir können es nicht fassen, dass wir nichts mitgekriegt haben“, schrieben die Mitarbeiter*innen in ihrer Stellungnahme vom 11. Juni. „Was mit Gemeinschaft lockt und so unschuldig daher kommt wie das friedliche Leben auf dem Land, baut auf Ausgrenzung, Hass, Rassismus und Antisemitismus – steht für all das, wogegen sich die Honigfabrik seit über 40 Jahren einsetzt.“

Doch wie konnte es passieren, dass eine Reichsbürgerin inmitten linker Strukturen unentdeckt blieb und mit Kindern arbeitete?

Bisher haben weder die Eltern noch die Kinder aus dem Kinderkulturbereich von Erfahrungen berichtet, an denen erkennbar gewesen wäre, dass sich Maren B. radikalisierte, dass sie andere ausgrenzte oder rechtes Gedankengut ihre Arbeit beeinflusste. Im Gegenteil, Maren B. wird einhellig als offene, klare und zugängliche Person beschrieben, der sich auch viele Familien anvertrauten, die von Rassismus betroffen sind.

„Das so etwas jetzt in einem Nahraum passiert, an einem Ort, bei dem es ganz stark um Vertrauen geht, war für viele Eltern ein Schock“, sagt Sven Jan Schmitz, direkter Kollege und Nachfolger von Maren B. Viele Familien seien verunsichert, hätten ohnehin große Angst, Deutschland verlassen zu müssen. „Das sind Ängste, die die Kinder klar benennen“ und sich durch den Vorfall mit Maren B. weiter verstärkt hätten.

In der ersten Woche nach der Enthüllung setzten die Mitarbeitenden alle zwanzig Angebote der Kinderkultur aus und richteten stattdessen eine offene Anlaufstelle ein, um einen gemeinsamen Umgang mit der Situa-

tion zu finden. „Gerade für diejenigen Kinder, die davon erfahren haben und hierherkommen, wäre das Signal einer verschlossenen Tür fatal gewesen“, sagt Schmitz. Die offene Anlaufstelle konnten Eltern und Kinder nutzen, um sich über den Vorfall auszutauschen.

„Wir stehen im Moment vor vollendeten Tatsachen und müssen sehen, wie wir damit umgehen“ sagt Oliver Menk, Leiter der Geschichtswerkstatt. Ein Tag bevor Maren B's Geheimnis an die Öffentlichkeit gelangte, organisierte er einen Stolpersteinrundgang in Wilhelmsburg. Er sieht erschöpft aus, die Überforderung ist ihm anzumerken.

Auch die anderen Teammitglieder ringen um Worte, während sie über Maren B. sprechen: „Es ist einfach gru-

„Wir können es nicht fassen, dass wir nichts mitgekriegt haben“

Stellungnahme der Mitarbeitenden der Honigfabrik vom 11. Juni

selig zu sehen, was man alles verheimlichen kann, wenn man es nicht nach außen tragen möchte“, sagt Finn Brüggemann, der für die Öffentlichkeitsarbeit des Kulturzentrums verantwortlich ist. Auch Schmitz fällt es schwer, sich zu erklären, wie Maren B. sich radikalieren konnte, ohne dass es jemand mitbekam.

Maren B's Absichten bleiben bisher unklar. Arbeitete sie in der Honigfabrik, weil sie die dort etablierten, linken Strukturen schwächen und mit

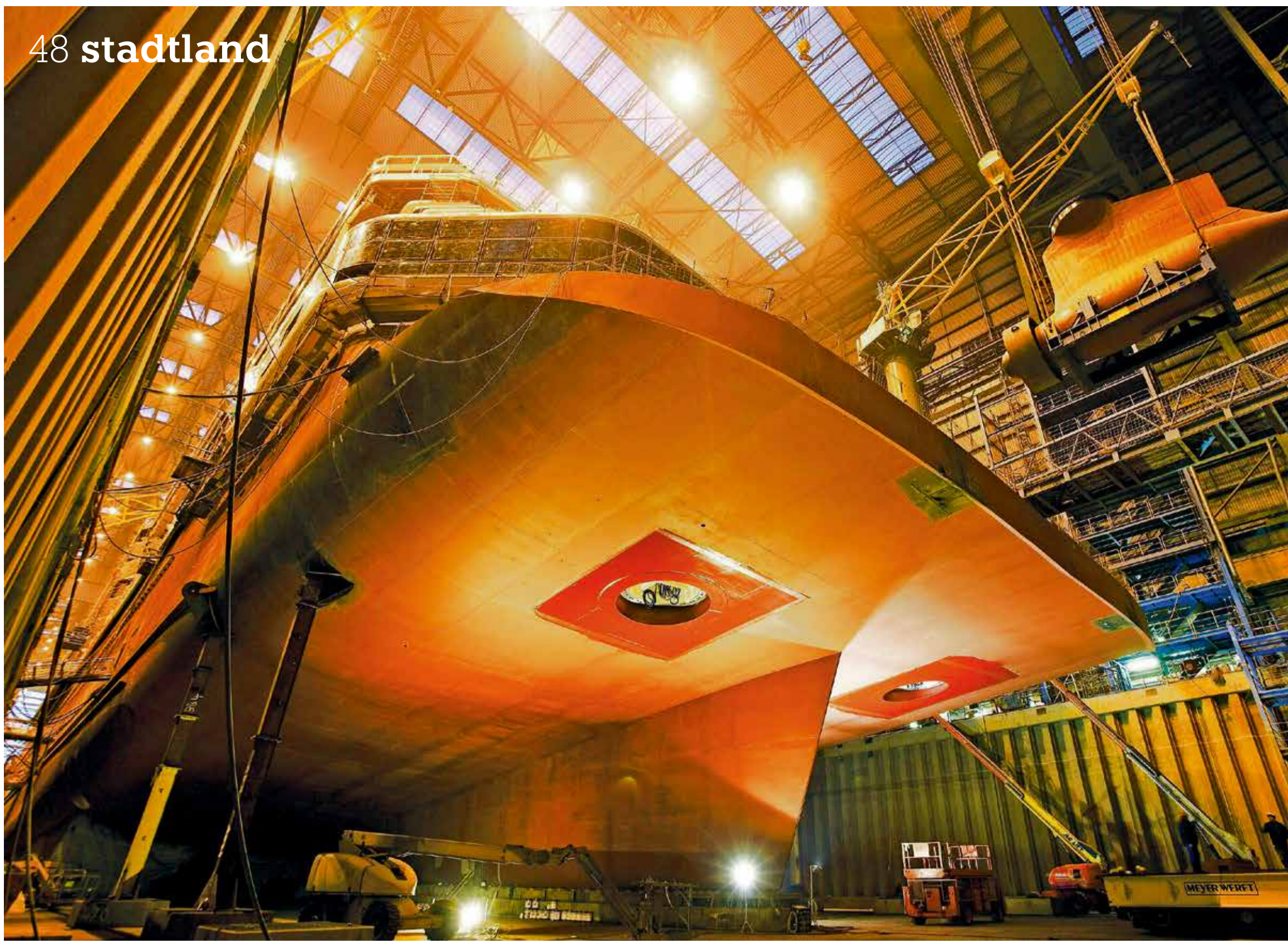
rechtem Gedankengut unterwandern wollte? Oder radikalisierte sie sich allmählich, bis sie feststellen musste, dass ihre Ansichten in der Honigfabrik keinen Platz haben?

Sicher ist: Es wird ein langer Prozess sein, das Geschehene aufzuarbeiten. Dabei möchten sich die Mitarbeitenden vor allem um diejenigen kümmern, die „von der rassistischen Erscheinung unserer Gesellschaft“ betroffen sind. Gemeinsam mit externen Trägern wie dem Mobilien Beratungsteam gegen Rechtsextremismus möchten sie beispielsweise Räume für migrantische Kinder gestalten, ihr Selbstbewusstsein stärken und sie sich sicher fühlen lassen.

Ist es möglich, dass es Strukturen in der Honigfabrik gibt, die den Vorfall begünstigt haben? Die Mitarbeitenden wollen dem nachgehen, ihre Werte neu definieren und Veranstaltungen anbieten, die über die Reichsbürgerszene aufklären.

Viele Eltern hätten bereits angeboten, die Aufarbeitung mitzugestalten, berichtet Schmitz. „Man spürt, dass Wilhelmsburg gewachsene Strukturen hat, die sich mit antirassistischer Arbeit auseinandersetzen.“ Es besteht also Hoffnung, dass linke Strukturen auch nach Rückschlägen wie diesem widerstandsfähig und vertrauenswürdig bleiben können.

Auf der Bühne der Honigfabrik wird es unruhig: Die „3 Freundinnen“ reisen in die Zukunft, weil sie damit beauftragt wurden, die Welt vor dem Bösen zu retten. Dort begegnen sie sich selbst und müssen feststellen, dass sie ihre Träume und Freundschaften im Alter vernachlässigt haben. „Sei nett zu den Menschen da draußen“, rät die eine; „Mach das, was dich glücklich macht“, die andere. Dann nehmen sie sich sanft in den Arm – die Welt ist wieder ein besserer Ort. Zumindest hier auf der Bühne.



Wenn die Kreuzfahrtschiffe der Papenburger Meyer-Werft ausgeliefert werden, lässt das nur die Schafe kalt. Die grasen friedlich weiter, während ein Schiff von der Größe einer Kleinstadt an ihnen vorbei geschleppt wird. Links und rechts sind nur wenige Meter Platz, obwohl die schmale Ems hier im Binnenland eigens gestaut wird für die riesigen Schiffe.

Eine Werft rund 35 Kilometer im Binnenland muss kein Problem sein – sofern der Fluss und die Schiffe zusammenpassen. An der Ems in Papenburg tun sie das schon lange nicht mehr. Damit ein Meyersches Kreuzfahrtschiff zur See fahren kann, musste die Ems vertieft, ein Sperrwerk gebaut und laufend gebaggert werden. Hunderte Millionen Euro haben der Bund und das Land Niedersachsen schon dafür ausgegeben. Und gerade sieht es wieder einmal so aus, als könnte alles für die riesigen Schiffe.

Wie Ende Mai bekannt wurde, befindet sich die Werft in einer „angespannten finanziellen Lage“ – ein Euphemismus, wie sich kurze Zeit später herausstellte: Der Werft fehlen gut 2,7 Milliarden Euro.

Die Finanzierungslücke entstand durch die Nachwirkungen der Coronapandemie: Schiffe wurden unter Quarantäne gestellt, Reisen abgesagt, Bestellungen blieben aus. Dazu kam noch der russische Angriff auf die Ukraine, der die Energie- und Rohstoffpreise steigen ließ.

Thomas Gelder, Bevollmächtigter der IG Metall in Leer und Papenburg, spricht von der „größten Krise seit Gründung der Werft 1795“. Auf dem Spiel stehe der Fortbestand des Un-

ternehmens in Papenburg und Rostock.

Die Verträge für die Kreuzfahrtschiffe waren zum Teil vor der Pandemie abgeschlossen worden und enthielten keine Anpassungsklauseln für steigende Energie- und Rohstoffpreise. Heißt: Die Werft hat höhere Kosten, kann diese aber nicht an ihre Kunden weitergeben. Dazu kommt, dass die Werft wie in der Branche üblich 80 Prozent des Kaufpreises erst bei der Auslieferung erhält. Den Rest muss sie zwischenfinanzieren. Das wurde zum Problem, als die Reeder während der Pandemie zögerten, die Schiffe abzunehmen und dementsprechend auch kein Geld floss.

Als die Probleme sichtbar wurden, baute der Firmenvater Bernhard Meyer die Geschäftsführung um und

Links und rechts sind nur wenige Meter Platz, obwohl die Ems hier eigens gestaut wird

holte den Sanierungsexperten Ralf Schmitz an Bord. Meyers Söhne verließen die Geschäftsführung, einer kümmerte sich jetzt um die Meyer-Werft im finnischen Turku, ein anderer um Produktinnovationen und das neue Geschäft mit Konverterplattformen für Offshorewindparks. Anfang Juli hat die Werft mit dem Bau einer solchen Anlage begonnen, die den Wechselstrom der Windkraftanlagen für den Transport an Land in Gleichstrom verwandelt.

Das macht Hoffnung für die Zukunft, ändert aber nichts

am Handlungsbedarf. Sanierer Schmitz jagte den Arbeitnehmervertretern einen Schrecken ein, als er in Juni ankündigte, 440 Stellen in Papenburg abzubauen. 3.300 Mitarbeiter hat die Werft in Papenburg, zusammen mit den Werften in Rostock und Turku sind es insgesamt 7.000.

Ganz so schlimm wird es wohl nicht kommen mit dem Stellenabbau. Für die Papenburger Belegschaft haben Betriebsrat, IG Metall und Geschäftsführung eine Perspektive entwickelt: Die Arbeitnehmerseite stimmte dem Abbau von 340 Stellen zu, der ohne betriebsbedingte Kündigungen umgesetzt werden soll. Bis Ende 2030 soll die Werft in Papenburg mindestens 3.100 Mitarbeiter beschäftigen, davon mindestens 1.200 nach Tarif. Wie viele über Werkverträge beschäftigt werden, darüber soll die Arbeitnehmerseite künftig mitreden.

Ob sich das Arbeitsplatzversprechen halten lässt, hängt davon ab, ob Land und Bund mit Steuergeldern aushelfen und so die bis Ende 2027 bestehende Finanzierungslücke schließen. Es geht um 2,3 Milliarden Euro Bürgschaften der öffentlichen Hand für Bankkredite und an die 400 Millionen Euro zusätzliches Eigenkapital. Die Bürgschaften seien für die Vorfiananzierung zweier Schiffsneubauten bestimmt, sagt Schmitz.

Dass der Bund und die Länder den Werften mit Finanzierungsbürgschaften aushelfen, kommt häufiger vor und ist auch in einigen Fällen schon schief gegangen, sodass die öffentliche Hand auf Milliardenschulden sitzen blieb. Bevor der Steuerzahler zur Rettung der Werft einspringt, will der niedersächsische Ministerpräsident Stephan Weil (SPD) deshalb das Ergebnis eines Gutachtens zur Perspektive des Unternehmens abwarten. „Ansonsten wird sich

Die Werft mit dem Milliardenlo

Die Papenburger Meyer-Werft baut riesige Kreuzfahrtschiffe weit im Binnenland. Damit die Schiffe ins Meer gelangen können, wird die Ems für zig Millionen Euro ausgebaggert und gestaut. Reinreden lassen wollte sich das Familienunternehmen lange nicht. Doch jetzt braucht es 2,7 Milliarden Euro vom Staat

Von Gernot Knödler

Hotels für die Meere**Die Werften**

Der allergrößte Teil der Kreuzfahrtschiffe wird in Europa gebaut, und zwar von drei großen Werftengruppen. Die meisten Kreuzfahrtschiffe hat nach eigenen Angaben die französische Werft Chantiers de l'Atlantique gebaut. Es folgt die italienische Werft Fincantieri mit 100 Schiffen und die Papenburger Meyer-

Werft mit 58. Zu Meyer gehört auch eine Werft im finnischen Turku, die ebenfalls Kreuzfahrtschiffe baut, und die Neptun-Werft in Rostock, die sich auf Flusskreuzfahrtschiffe und Spezialschiffe konzentriert. Die Werft in Turku hat Meyer 2014 gekauft, um einen Größenvorteil zu bekommen und seine Auslastung zu optimieren.

Die Schiffe

Kreuzfahrtschiffe sind schwimmende Hochhäuser mit dem Angebot von Kleinstädten. Meyer Papenburg hat im vergangenen Jahr die „Carnival Jubilee“ ausgeliefert. Mit einer Bruttoreaumzahl (BRZ) von 183.000, 345 Metern Länge, 45 Metern Breite und 20 Decks bietet sie Platz für 5.228 Passagiere in 2.626

Kabinen. Dazu kommt eine Crew von 1.551 Mann. Das bisher wohl größte Kreuzfahrtschiff, die „Icons of the Sea“, hat Meyer in Turku gebaut. Es hat eine BRZ von 250.000, ist 365 Meter lang und 67 Meter breit. Solche Schiffe bieten Restaurants, Veranstaltungssäle, Spas, Außenschwimmb Becken, Joggingstrecken und Kletterwände.

die öffentliche Hand nicht engagieren können“, sagte er dem *Ostfriesischen Kurier*.

Bei dem Gutachten handele es sich um einen Private Investor Test, sagt Christian Budde, Sprecher des niedersächsischen Wirtschaftsministeriums der taz. Damit stellen EU-Mitgliedsländer sicher, dass ihre Unterstützung von Firmen nicht gegen die Beihilfe-, also Subventionsregeln verstößt. Daneben lasse die Werft prüfen, wie groß die Chancen für eine erfolgreiche Sanierung sind.

Im Gespräch ist dabei auch ein direkter Einstieg der öffentlichen Hand beim Unternehmen, um dessen Eigenkapital zu stärken. Priorität hat aus Sicht des Landes Niedersachsen aber die Suche nach einem Investor, der sich engagieren könnte. „Das Land hat sicher keinen Ehrgeiz, sich operativ zu betätigen“, sagte Ministerpräsident Weil.

Eine Forderung, die das Land zur Voraussetzung für die umfangreichen Hilfen gemacht hat, ist inzwischen erfüllt: Die Meyer-Werft wird künftig einen Aufsichtsrat haben und einen Konzernbetriebsrat, der die Mitbestimmung der Arbeitnehmer gewährleistet. Auch soll der Firmensitz wieder von Luxemburg nach Deutschland verlegt werden.

Bernard Meyer hatte den Sitz seines Unternehmens 2015 in das ehemalige Briefkastenfirmenparadies verlegt – ausdrücklich um keinen Aufsichtsrat einrichten zu müssen. Ein Aufsichtsrat sei hinderlich bei den Verhandlungen mit potenziellen Auftraggebern und könnte rasche Entscheidungen verhindern, argumentierte Meyer damals. Mancher Auftrag wäre dem Unternehmen dadurch womöglich entgangen, behauptete er unter Verweis auf kurz zuvor abgeschlossene Verhandlungen. Nicht auszuschließen, dass ein Aufsichtsrat Preisanpassungsklauseln in den Verträgen mit den Reedereien gefordert haben würde.

Die Frage eines Aufsichtsrates habe die niedersächsische Landesregierung schon lange umgetrieben, sagt Ministeriumssprecher Budde. Schließlich sei die Meyer-Werft ja „kein mittelständisches Unternehmen mehr“, sondern ein großer Player. Ein Neustart müsse deshalb transparent und mitbestimmt sein.

Für den Wunsch, den Unternehmenssitz zurück ins Emsland zu verlegen, seien keine steuerlichen Gründe maßgeblich gewesen. „Meyer ist ein Unternehmen, das engstens von der Landesregierung begleitet wird“, sagt Budde. Das Land habe die Werft auf vielfache Weise unterstützt, etwa mit dem 2002 eröffneten Emssperrwerk und dem Masterplan Ems.

Tatsächlich haben das Land und der Bund Hunderte Millionen Euro ausgegeben, um es der Werft zu ermöglichen, immer größere Schiffe zu bauen. Die Ems wurde zwischen 1985 und 1992 drei Mal von 5,70 auf 7,30 Meter vertieft. Und weil das nicht reichte, kam das Sperrwerk bei Gandersum kurz vor der Mündung des Dollarts hinzu. Das Sperrwerk dient auch

dem Küstenschutz, wird aber hauptsächlich dazu verwendet, die Ems aufzustauen, wenn mal wieder ein großes Schiff auslaufen muss.

Die Vertiefungen wie die Staus haben massive ökologische Folgen für den Fluss. Aufgrund der Nähe zur Nordsee und des flachen Landes ist die Ems bis hinauf nach Papenburg der Tide ausgesetzt. Im Gefolge der Vertiefungen ist

Besonders im Sommer ersticken die Fische in weiten Teilen der Ems

der vom Meer kommende Flutstrom schneller und heftiger geworden, sodass er mehr Schlack und Sand die Ems hinauf trägt als der Ebbstrom mit ins Meer nehmen kann. In der Ems ist das Problem gravierender als in den ebenfalls vertieften und tidebeeinflussten Nachbarströmen Elbe und Weser: In der Ems finden sich 100- bis 1.000-mal mehr Schwebstoffe.

Seit den 1990er Jahren hat sich das Sediment in manchen Bereichen zu flüssigem Schlamm verdichtet, der im Strom hin und her schwappet. Darin regt sich kein Leben. Parallel dazu hat aufgrund der Trübung der Sauerstoffgehalt im Wasser abgenommen. Besonders im Sommer, wenn das Wasser ohnehin weniger Sauerstoff lösen kann, ersticken die Fische in weiten Teilen der Ems.

Um der öffentlichen Kritik zu begegnen und europäischen Umweltvorschriften Genüge zu tun, setzte eine rot-grüne Landesregierung den Masterplan Ems ins Werk. Im Mai 2014 hatte die EU-Kommission angedroht, ernsthaft ein Vertragsverletzungsverfahren einzuleiten, wenn Deutschland nicht endlich etwas gegen den schlechten Zustand der Ems unternähme. Die Kommission monierte Verstöße gegen die Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie, die Vogelschutz- und die Wasserrahmenrichtlinie. Diese schreibt vor, dass die europäischen Gewässer bis spätestens 2027 in einem guten chemischen und ökologischen Zustand sein müssen.

In der Folge setzte sich das Land mit der Politik vor Ort, der Meyer-Werft, Umweltverbänden sowie der Generaldirektion Wasserstraßen und Schifffahrt zusammen, um einen Kompromiss zwischen Fluss und Werft, Naturschutz und Wirtschaft zu finden. Es geht darum, des Schlickproblems Herr zu werden, die Wasserqualität zu verbessern, typische Lebensräume wiederherzustellen – aber auch freie Fahrt zu den Häfen an der Ems zu gewährleisten.

Konkret ist im Rahmen des Masterplans damit begonnen worden, dem Fluss wieder mehr Raum zu geben. Der Bau eines ersten Tidepolders in Coldemüntje hat begonnen, eines eingedeichten Gebiets, das mit einem Sperrwerk für Ebbe und Flut geöffnet wird. Dadurch soll

eine Flachwasserzone mit Röhricht, Sand- und Schlickwatten sowie Tideauwald geschaffen werden. Wenn alles läuft wie geplant, werden sich hier in Zukunft Rohrsänger, Schwirle, Blaukehlchen und Rohrweihen tummeln und vielleicht auch Fische durch die Röhren im Deich schwimmen wie der Dreistachliger Stichling, die Flunder und der Aal.

Um den Masterplan umsetzen zu können, müssen für derartige Flächen 500 Hektar Land gekauft werden. Dazu kommen 200 Hektar, die den Wiesenvögeln zugute kommen sollen. In Summe ist das viermal mehr als die Fläche der Hamburger Außenalster. Bei den Bauern im Emsland weckte das Befürchtungen, ihre Äcker hergeben zu müssen, weshalb der Suchraum für die 700 Hektar extra weit geschnitten wurde.

Geplant ist auch eine neue Treppe für Wanderfische an einem Stauwehr hinter Papenburg, das Aufbrechen von Uferbefestigungen und der Abbau von Sommerdeichen, sodass die Ems wieder eine natürlichere Gestalt annehmen kann. Große Hoffnungen, der Ver-

schlickung beizukommen, sind mit dem Emssperrwerk verbunden. Im Rahmen des Masterplans wurde 2020 versucht, das Sperrwerk dafür zu nutzen, um Ebb- und Flutstrom einander anzugleichen und so den Schwebstoffanteil im Wasser zu verringern.

Der Versuch verlief erfolgreich, sodass der Lenkungsreis des Masterplans 2023 beschloss, ein Genehmigungsverfahren einzuleiten. Nötig ist das, weil das Emssperrwerk lediglich für den Sturmflutschutz und das Aufstauen zur Schiffsüberführung genutzt werden darf.

Dass sich der ganze Aufwand lohnt, davon ist Hartmut Neumann von der Industrie- und Handelskammer für Ostfriesland und Papenburg überzeugt. Die Meyer-Werft habe wegen der vielen Zulieferbetriebe eine riesengroße Bedeutung über die eigene Belegschaft hinaus. In der Region gebe es nur wenige Unternehmen von ähnlichem Format wie das VW-Werk in Emden und den Windkraftanlagenbauer Enercon mit Sitz in Aurich. „Wenn Meyer hustet, bekommt die Region eine Lungenentzündung“, sagt Neumann.

„Ohne die Meyer-Werft würde Deutschland seine Kompetenz im zivilen Schiffbau verlieren“, warnt Niedersachsens Wirtschaftsminister Olaf Lies (SPD). Schon wegen der nationalen Sicherheit müsse sichergestellt werden, dass Deutschland ausreichend Werftkapazitäten habe.

Der Minister mahnt deshalb zur Eile: „Wir haben keine Zeit, um zu taktieren, wer jetzt wie viel übernimmt“, sagte er der dpa. Bund und Länder müssten schnell entscheiden, wer welche Anteile tragen könnte. „Es wäre fatal, auf den anderen zu zeigen“, sagte Lies. Die wesentlichen Frage müssten noch diesen Monat geklärt werden.

Aus Sicht des Sanierers Schmitz sollte bis September ein Gesamtpaket geschnürt werden, damit die Werft bis 2027 durchhalten kann. An Arbeit mangelt es nicht. Mehrere Schiffe sind im Bau und erst vor ein paar Tagen kam ein vielversprechender Auftrag dazu: Erstmals bestellte die japanische Oriental Land Company ein Kreuzfahrtschiff für den japanischen Markt. Der Auftragswert soll bei deutlich über einer Milliarde Euro liegen.

So riesig: Kreuzfahrtschiff von unten in der Papenburger Meyer-Werft
Foto: Thomas Ernesting/laif

Anzeige

Impulse für ein freieres Leben.

Streitbar, lebensnah, konkret – das neue Philosophie Magazin



philomag.de

„Man lernt, die Grenzen der Angst zu verschieben“

Der Artist Moritz Haase hat in Berlin ein Flugtrapez-Projekt aufgebaut. Im Interview erzählt er, was diese Kunstform ausmacht, woran er das Älterwerden merkt – und warum sich bei der Akrobatik in 7 Metern Höhe die Angst nicht immer abstellen lässt



Kopfüber ist für einen Artisten kein Problem: Moritz Haase mit einer kleinen Turnübung im Freien

Interview **Svenja Bergt**
Fotos **Jens Gyarmaty**

wochentaz: Herr Haase, wenn Sie auf Ihrem Flugtrapez stehen – in etwa 7 Metern Höhe, die Trapezstange in der Hand und auf der anderen Seite schwingt schon die Fängerin, in deren Hände Sie gleich springen müssen – was ist da in Ihrem Kopf?
Moritz Haase: Im besten Fall ist da nur der nächste Moment. Der nächste Schritt, den ich gehen, der nächste Griff, den ich machen, der nächste Schwung, den ich nehmen muss. Dann sind alle Unsicherheiten weg. Zum Beispiel, dass etwas in den Proben davor noch nicht ganz so gut geklappt hat. Dann denke ich nicht ans Ende, also daran, ob der Fang klappt, sonst habe ich schon verloren. Sondern nur an den Augenblick.

Das Flugtrapez von Ihnen und Ihrer Gruppe steht unter freiem Himmel, meist in Parks. Da schauen auch bei den Proben Menschen zu, das Wetter verändert sich und dann kommt eine Gruppe mit Boombox und Bollerwagen vorbei. Wie schaffen Sie es, alles um sich herum auszublenden?
Das schaffe ich gar nicht immer. Und das braucht auch Training – genau wie das Körperliche, nur eben im Kopf. Wobei die Ablenkung von außen gar nicht so das Problem ist. Schwieriger ist das Innen. Etwa die ersten Male, wenn man etwas neu macht und zum Beispiel die Longe, also die Sicherheitsgurte weglässt, das ist schon anspruchsvoll. Da helfen dann die Kollegen, die sagen, du kannst das, das haben wir ganz oft geübt.

Was passiert, wenn das mit dem Abschalten nicht klappt?
Dann kann es sein, dass ich abbreche. Dann lasse ich mich entweder ins Netz fallen oder drehe um und schwinde zurück zur Plattform. Aber das ist natürlich Mist, denn ich verschwende damit meine eigenen Verschiedenheit und die von dem Fänger. Aber Sicherheit ist das Wichtigste bei dem, was wir machen. Das heißt, sobald jemand sagt „Abbruch“, tun alle das Nötige, damit die Situation sicher beendet werden kann.

Welche Rolle spielt Angst?
Wir sind uns alle bewusst, dass wir mit einer großen Gefahr umgehen, wenn wir da oben sind. Und das spürt man auch. Man lernt, die Grenzen der Angst zu verschieben, aber weg geht sie nicht. Das Risiko ist immer da und deswegen ist diese Verbindung in der Gruppe so wichtig. Ich merke das zum Beispiel, wenn wir untereinander gerade Diskussionen haben oder es eine Missstimmung gibt. Dann finde ich es wichtig, zu sagen: Kommt, das klären wir jetzt erst mal, bevor wir wieder ins Training gehen.

Was kann passieren?
Die kritischste Situation ist das Landen im Netz. Leute, die zuschauen, denken häufig: Oh, das sieht ja aus wie ein Trampolin, weil das Netz natürlich schwingt, wenn wir landen. Aber dabei unterschätzen sie die Kräfte, die da wirken. Wenn man richtig kacke im Netz landet, dann kann man sich schon schwer verletzen.

Ist Ihnen oder jemand aus Ihrer Gruppe schon mal was passiert?
Ja, vor ein paar Wochen hat sich einer unserer Fänger das Kreuzband gerissen. Das beschäftigt mich dann auch ziemlich. Wir arbeiten ja alle sehr eng zusammen und andere zu sehen, ist immer auch ein bisschen ein Spiegel dessen, was einem selbst passieren kann.

Wie lange hat es bei Ihnen gedauert, bis das erste Mal ein Fang geklappt hat?
Zwei, drei Jahre ungefähr.

Mit wie viel Training?
Das ist leider der schwierige Punkt. Wir können im Prinzip nur im Sommer trainieren. Es gibt in ganz Europa nur eine Handvoll Flugtrapeze in Hallen, wo man also unabhängig vom Wetter trainieren kann, und nicht viel mehr außerhalb. Ich bin daher lange nach Dub-

lin gefahren zum Training, wo es eine Flugtrapez-Schule gibt – und das ging auch nicht immer, schließlich habe ich hier noch andere Produktionen und Engagements als Künstler. Dazu kommt: Jedes Flugtrapez fühlt sich anders an. Das können nur ganz minimale Abweichungen bei den Abständen oder beim Aufbau sein, es macht trotzdem für das Gefühl einen Riesenunterschied. Auch die Umgebung spielt eine Rolle: Wenn man über sich die Wolken ziehen sieht, ist das anders als in einer Halle mit künstlichem Licht – und steht ein Flugtrapez in einem Zirkuszelt, ist es noch mal etwas anderes. Sogar ein und dasselbe Flugtrapez fühlt sich anders an, wenn es nur woanders aufgebaut ist.

Bei einem Flugtrapez sind die Rollen klar verteilt: Es gibt Flieger und Fänger. Sie sind Flieger. Wie sind Sie dahin gekommen?

Ich glaube, das ist wie bei Harry Potter mit diesem Hut, den die Schüler da bei der Einschulung auf den Kopf kriegen und der entscheidet, in welches Haus sie kommen. Man ist einfach das eine oder das andere. Ich bin der jüngste von drei Geschwistern – und gefühlt haben mich meine beiden Schwestern als wir klein waren immer durchs ganze Hause getragen. Im Garten hatten wir ein kleines Gerüst aufgebaut mit einem Trapez und einem Drahtseil, damit konnte ich einfach rumprobieren. Dieses Spiel mit der Schwerkraft war schon immer spannend für mich.

Kommen Sie aus einer Artistenfamilie?

Nein, gar nicht. Aber wenn ich im Sommer auf eine Zirkusfreizeit durfte, dann war das für mich das Highlight des Jahres und irgendwie wusste ich immer: Das ist mein Ding. Aber die Frage Fliegen oder Fangen ist auch eine Typsache: Flieger sind häufig eher Freigeister und Menschen, die gerne im Mittelpunkt stehen. Im Flugtrapez performen sie den Trick, das heißt, auf ihnen liegt der Fokus des Publikums. Während die Fänger, auch wenn sie körperlich den härteren Job haben, weniger Aufmerksamkeit bekommen. Fänger sind meist Typen, zu denen man schnell Vertrauen aufbaut. Das sind Menschen, die da sind, die sich kümmern. Ich habe auch schon probiert zu fangen – und ich kriege das auch hin, wenn es mal sein muss, zum Beispiel in einer Trainingssituation. Aber richtig gut kann ich das nicht.



„Das mag ich so am Flugtrapez draußen: Es ist eine Kunstform, die kostenlos und für alle ist und damit komplett niederschwellig“

Körperformen spielen keine Rolle?
Ich finde, maßgeblich sind sie nicht, haben aber natürlich einen Einfluss. Wenn man ein bäriger Typ ist, kann man alleine durch die Kraft sicher einiges kompensieren. Ein Beispiel: Der Moment, in dem der Fänger den Flieger auffängt, ist optimalerweise im toten Punkt der Bewegung. Wenn also der Flieger quasi in der Luft steht und keinen Schwung in irgendeine Richtung hat – ähnlich wie der höchste Punkt, wenn man auf einer Schau-

kel sitzt. Wenn jetzt das Timing nicht ganz optimal ist, kann man als Fänger mit mehr Kraft auch in einem anderen Moment noch eher zupacken. Aber ich glaube: Entscheidend sind Körperformen nicht. Unsere eine Fängerin Mari zum Beispiel ist ganz zierlich und locker einen Kopf kleiner als ich. Sie fängt auch Flieger, die viel größer und schwerer sind als sie.

Im traditionellen Zirkus wird meist sehr nach Körperformen sortiert.

Das stimmt. Da gibt es immer einen riesigen breiten männlichen Fänger und kleine zierliche Flieger und den Spagat macht bestimmt eine Frau. Wir versuchen, das bewusst aufzubrechen, alle können bei uns alle Rollen ausfüllen – und tun das auch.

Wenn es nur so wenig Flugtrapez gibt – wie sind Sie dazu gekommen, eines zu kaufen und darum eine Gruppe an Artist:innen zu versammeln?

Das war ein richtig langer Prozess mit vielen Zufällen. Das erste Mal, dass ich überhaupt ein Flugtrapez gesehen habe, war in Brasilien. Und das war erst nach meiner Ausbildung an der Staatlichen Artistenschule Berlin. In anderen Ländern gibt es Flugtrapeze und Schulen, um die Arbeit damit zu lernen – aber in Deutschland nicht. Und nachdem ich dann öfter zum Beispiel nach Dublin gereist bin, um zu trainieren, und mit immer mehr Menschen in Kontakt kam, die am Flugtrapez arbeiten oder sogar eine eigene Schule aufgebaut haben, kam bei mir der Gedanke auf: Eigentlich wäre es schön, auch ein Flugtrapez in Berlin zu haben, um für das Training nicht immer woanders hin fahren zu müssen. Richtig in Gang gekommen ist das alles aber erst mit der Pandemie.

Warum?

Die ganzen Auftritte, die ich sonst mache, zum Beispiel als Tänzer und Artist in Varietés, an der Oper, im Theater oder auf kleinen Bühnen – das ging auf einmal nicht mehr. Aber: Es gab in der Zeit Hilfen für Künstler, die pandemiebedingt nicht mehr auftreten konnten. Dafür musste man sich mit einem Konzept bewerben. Und weil ja viel von meinen sonstigen Engagements wegfiel, habe ich mich an den Schreibtisch gesetzt, um mich in diese Antragswelt einzufuchsen und einen Antrag auf Förderung für ein Flugtrapez gestellt. Das war ja auch ein bisschen Zeitgeist in der Pandemie, Kunst draußen zu machen. Und es hat geklappt.

Was kostet so ein Flugtrapez?

Das ist schwer zu sagen, denn diese Dinger gibt es nicht von der Stange. Man muss sie entweder gebraucht kaufen oder sich bauen lassen.

Was hat das von Ihnen gekostet?

Wir haben uns eines neu bauen lassen, das hat so zwischen 35.000 und 40.000 Euro gekostet.

Verdient man denn damit Geld?

Momentan finanzieren wir das Projekt noch vorwiegend durch unsere anderen Jobs. Denn ein Flugtrapez braucht immer von allem viel: viel Geld, viel Platz, viel Zeit, um es auf- und abzubauen und viele Leute, die dabei helfen und die es am Ende bespielen. Wir haben es vor zwei Jahren gekauft und jetzt im Sommer das vierte Mal aufgebaut, im Volkspark Friedrichshain in Berlin, für zwei Monate. Immerhin: Wir haben dieses Mal eine kleine Förderung vom Bezirk bekommen, um zumindest unsere Unkosten decken zu können.

Wird das immer ein Zuschussgeschäft bleiben?

Ich hoffe nicht. Und ich habe auch das Gefühl, es bewegt sich gerade was. Wir sind im August auf einem Festival in Dresden. Da bin ich die beiden vergangenen Jahre schon in anderen Shows aufgetreten, daher hatte ich den Kontakt. Dort sind wir als Truppe das erste Mal für ein Gastspiel engagiert und bekommen somit auch eine regu-



Nicht gerade Trapez, aber bewegt

Moritz Haase

Der Mensch

Moritz Haase wurde vor 28 Jahren in Karlstadt, in der Nähe von Würzburg, geboren. 2010 zog er nach Berlin für seine Ausbildung an der Staatlichen Artistenschule, die er mit dem Schwerpunkt statisches Trapez absolvierte. Seit 2015 arbeitet er als freischaffender Luftakrobat, Tänzer und Artist.

Das Projekt

Seit 2022 gibt es das Gogo Home Project, das Moritz Haase gemeinsam mit seiner Schwester Katja gegründet hat. In den Sommermonaten baut die Gruppe das Flugtrapez im öffentlichen Raum auf, probt dort vor Publikum und veranstaltet jeweils zum Abschluss eine öffentliche, kostenlos besuchbare Aufführung. Im August gastiert es in Dresden im Alaunpark, wo es Ende des Monats Teil des dortigen Zirkustheater-Festivals ist.

Das Flugtrapez

Herz des Gogo Home Projects ist ein großes Flugtrapez, unter Profis Grand Volant genannt. Vom Boden bis zum höchsten Punkt misst es rund 13 Meter, in der Länge rund 20 Meter. Auf einer Plattform starten die Flieger mit einer Trapezstange in der Hand, auf der anderen Seite werden sie von den Fängern aufgefangen, die sich in einer Art Schaukel einhängen können.

läre Gage gezahlt. Und ich selbst habe mittlerweile meinen ersten Vertrag für Flugtrapez-Auftritte in einem klassischen Zirkus unterschrieben, in einem Weihnachtzirkus. Das wird dann noch mal eine ganz andere Welt als beispielsweise vor dem Berghain, wo wir die letzten beiden Sommer standen. Auch wenn das tatsächlich eine sehr besondere Erfahrung war.

Das Berghain ist ein populärer Techno-club in Berlin. Warum war das eine besondere Erfahrung?

Wir haben uns diesen Platz geteilt mit sieben Obdachlosen, die da gewohnt haben. Die waren auch schon lange vor uns da und es wurde mit der Zeit so, dass wir den kompletten Alltag mit ihnen geteilt haben. Bei unserem Trapez steht immer ein kleiner Wohnwagen, wo jemand von uns übernachtet, und so haben wir alle Hochs und Tiefs von ihnen mitbekommen und gleichzeitig auch gemerkt, wie die sich gefreut haben, dass wir da waren. Das mag ich so am Flugtrapez draußen: Es ist eine Kunstform, die kostenlos und für alle ist und damit komplett niederschwellig. Nach einer der Vorstellungen im Volkspark Friedrichshain hat mich eine ältere Frau angesprochen und gefragt, wann wir wieder da sind. Und als ich sagte, hoffentlich nächstes Jahr, hat sie geantwortet: Mal schauen, ob ich so lange überhaupt noch mache. Da musste ich schon schlucken.

Setzt der Körper in diesem Job eigentlich eine Grenze?

Ja, auf alle Fälle. Ich bin jetzt 28 und spüre jetzt schon den Unterschied zu Anfang 20.

Was ist jetzt anders?

Ich muss mir mehr Zeit für meinen Körper nehmen, zum Beispiel, um mich aufzuwärmen. Wenn ich da nachlässig bin, brauche ich hinterher mehr Zeit, um mich zu erholen. Auf der anderen Seite spielt gerade beim Flugtrapez auch der Kopf eine große Rolle. Und diese mentale Ruhe zu bekommen und das Selbstbewusstsein, das sich aus dem Wissen daraus speist, was man alles schon geschafft hat – das wird mit dem Alter besser.

Ist die Frage, wie es weitergeht mit dem Älterwerden und der Artistik eine, die Sie beschäftigt?

Nein, eigentlich nicht. Ich habe da auch keine Sorgen, denn das Schöne am Arbeiten auf der Bühne ist: Es wandelt sich ständig. Und schon jetzt mache ich ja nicht nur Trapez, sondern zum Beispiel auch Tanz und arbeite als Choreograf. Und falls es irgendwann eben nicht mehr das Trapez ist, dann eben etwas anderes.

Bei so einer öffentlichen Vorstellung schauen mehrere Hundert, vielleicht sogar Tausend Leute zu. Ist das einfacher oder schwieriger als beim Training?

Ich selbst funktioniere vor Publikum besser. Im Training mache ich eher noch mal einen Rückzieher, aber bei der Vorstellung weiß ich: Ich muss jetzt durchziehen.

Das Adrenalin?

Klar, der Adrenalinkick ist natürlich bei der Vorstellung noch mal größer, das macht auch etwas aus.

Welche Rolle spielen Social Media, wenn man so eine Performance, zumal eine öffentliche, konzipiert?

Ich bin gar nicht so der Fan von Social Media – ich war bis vor einem Jahr nicht mal auf Instagram. Mich nervt es auch eher, mich nach der Performance noch hinsetzen zu müssen, die Postproduktion zu machen und dann Videos oder Fotos hochzuladen. Aber mittlerweile sehe ich es als Gratistool, um auf unsere Arbeit aufmerksam zu machen. Neulich schrieb mir ein Kollege, der ein Festival organisiert: Ich hab euch zwar noch nie live gesehen, aber ich verfolge, was ihr auf Instagram macht und hätte euch gerne mal dabei. Das ist natürlich eine Chance.

Und was die Konzeption der Performance angeht?

Mein Anspruch als Künstler und als junger Künstler ist schon, auch Leute in meinem Alter abzuholen. Wenn ich in Varietés auftrete oder in der Oper, dann merke ich: Das Publikum hier ist einfach wahnsinnig alt. Was vermutlich auch damit zu tun hat, dass nicht alle Häuser eine ausreichende Förderung kriegen, damit sind die Eintrittspreise dort auch nicht ohne und das muss man sich erst mal leisten können. Und das Trapez ist ja eine sehr alte, traditionelle Kunstform, die wir aber modern interpretieren. Unter anderem dadurch, dass wir klassische Rollenbilder durchbrechen, aber auch durch die Auswahl von Musik oder der Kleidung, die wir tragen. Für mich kann ich sagen: Ich habe dadurch meine Begeisterung für den Zirkus noch einmal ganz neu entdeckt.

Inwiefern?

Weil ich Zirkus so inklusiv finde und wir mit unserem Flugtrapez-Projekt auch ganz viel mit dem klassischen Zirkus gemeinsam haben: Wir nutzen beide für mehrere Wochen eine öffentliche Fläche an einem Ort und interagieren auf diese Weise mit der Umgebung und den Menschen dort. Und für beide Kunstformen gilt genauso: Es ist wirklich harte Arbeit, um dorthin zu kommen, dass am Ende alles klappt. Und vor allem, dass es ganz leicht aussieht.

die wunderbare welt des waschsalons (6)Von **Florian Sulzer**

„Leider defekt!“ war ein Tag zuvor noch auf einem Zettel auf der Maschine zu lesen gewesen. Behutsam hat Herr Zaim, Hausmeister und fester Bestandteil des Salons, mit dem Klebestreifen auf dem Blatt Papier hantiert. Vaser aus der Ukraine und zum damaligen Zeitpunkt seit neun Monaten in Frankfurt, hilft Herrn Zaim bei der Reparatur. Auch in seiner Heimatstadt Czernowitz hat er schon mit Waschmaschinen gearbeitet. Die beiden schrauben lang an der offenen Maschine herum – dann läuft sie wieder, nach einer kurzen eintägigen Verschnauopause.

Zehn Tage verbrachte der Fotograf Florian Sulzer in einem Waschsalon im Frankfurter Bahnhofsviertel. Mittlerweile lebt er in Wien ohne Waschmaschine und ist Stammkunde in einem Waschsalon im 16. Bezirk.

**großbraumdisco****„Bass, Bass, wir brauchen Bass“ gegen das Investorentreiben**

Die Hamburger Werkhof-Gemeinschaft Viva La Bernie kämpft um ihr Areal. Subkulturell grundierte Stars und virtuose Hochschulmusiker*innen helfen

Es ist ein bewölkerter Sommerabend auf St. Pauli, es sieht nach Regen aus. König Boris steht in einem historischen Innenhof und trägt Sonnenbrille mit Goldrand, so wie auf dem Foto, das die *Bild* kürzlich zu ihrem Artikel über seinen 50. Geburtstag veröffentlicht hat. *Bild*? König Boris ist einer der drei Rapper von Fettes Brot und hat als solcher diverse Hits gelandet.

So ganz passt er nicht zu den Leuten, die mit ihm in diesem Hof rumstehen. Die anderen wirken geerdet mit ihren dunkel gehaltenen Klamotten, sanft künstlerisch individualisiert, aber alles andere als herausgeputzt. Auch Schorsch Kamerun fällt nicht weiter auf.

Seinen Promistatus hat er reduziert auf eine Tasche mit der Aufschrift „Ist mein Mikro an?“

Seinen Promistatus hat der Goldene-Zitronen-Sänger reduziert auf eine Tasche mit der Aufschrift „Ist mein Mikro an?“

Der Innenhof ist umstellt von halbhohen Gebäuden. Vor 150 Jahren war hier ein Depot der Straßenbahn, als die Wagen noch von Pferden gezogen wurden. Mittlerweile werden die Gebäude von Künstler*innen und Handwerker*innen als Werkstätten, Ateliers und Wohnungen genutzt. Auch König Boris hat ein Studio hier.

Seitdem ein Investor das Areal gekauft hat, fühlt sich die

Gemeinschaft bedroht von Mietenwahnsinn. Nun versucht sie, das Gelände zurückzukaufen und hat dafür die Kampagne Viva La Bernie gestartet. Der Investor ist verkaufsbereit und eine Stiftung konnte als Geldgeberin gefunden werden. Aber es fehlen aktuell noch rund 2,3 Millionen Euro.

Nun ist es nicht so, dass die Hofgemeinschaft dank ihrer zum Teil sicher nicht unvermeidlichen Beteiligten die Sache per privatpersönlichem Scheckbuch löst. Ihr Projekt ist ein Politikum geworden, ein Versuch, sich dem Investorentreiben und der Marktlogik zu widersetzen. So, wie es in Hamburg dem Gängeviertel gelang.

Allerdings läuft die Öffentlichkeitsarbeit anders: Viva La Bernie bedient sich eines Netzwerks Hamburger Kulturgrößen, die eine linke Subkulturvergangenheit teilen und nun für das Projekt werben. Mit dabei sind Fatih Akin, Jan Delay, Heinz Strunk, Rocko Schamoni. Die Liste ist lang und besteht größtenteils aus Männern im Alter 50 plus.

Eingewoben in das Netzwerk haben sich an diesem Abend die Musiker*innen des Ensembles Resonanz – ein erfolgreiches Hamburger Kammerorchester, das klassisches Repertoire mit zeitgenössischer Musik verbindet. Im Innenhof von Viva La Bernie nehmen also vier Streicherinnen Platz und spielen Philip Glass als Einstimmung auf das, was danach im Hochbunker Feldstraße passiert.

Dort nämlich unterhält das Ensemble Resonanz einen Raum, der zugleich Club und

Konzertsaal ist, mit Wänden aus Beton, einer mächtigen Bar, einer niedrigen Bühne und eng gestellten Stühlen. An diesem Freitag ist der Laden ausverkauft, zum Teil stehen die Leute. Violinistin Swantje Tessmann betritt die Bühne und begrüßt das Publikum mit: „Hallo Freunde!“ Gemeinsam wolle man Wirbel machen für Viva La Bernie. Mit Hilfe von König Boris, Das Bo, Schorsch Kamerun und Diggen. Letzterer war Sänger der Punkband Slime und sieht mit seinen blondierten Stachelhaaren so aus, als wäre er den alten Zeiten noch vergleichsweise nahe.

Also Rap, Punk und Kameruns dadaistische Songminiaturen zusammen mit virtuos examinierten Hochschulabsolvent*innen, die dem HipHop Streicherteppiche geben und dem Punk Rhythmus. Das kann natürlich nur gut gehen, zumal die Freunde im Publikum beides drauf haben: klassischer Musik lauschen und mitsingen, etwa bei „Bass, Bass, wir brauchen Bass“, wie das in einem Hit von Das Bo gefordert wird. Das Publikum entspricht der Alterskohorte der Musiker*innen, auch die linksalternative Grundierung stimmt. Es ist ein Heimspiel in Sichtweite des Stadions des FC St. Pauli – dessen Präsident übrigens auch zum Bernie-Netzwerk gehört.

Geteilte Werte beim Spiel mit der Kulturprominenz. Das auch eine Gefahr birgt: Stars brauchen schließlich keine Spende, damit ihr Übungsraum günstig bleibt. Und alle anderen aus dem Werkhof stehen an diesem Abend nicht auf der Bühne.

Klaus Irlner



„Viva la Bernie“ ist ein alter Hinterhof am Rand von St. Pauli, in dem kreative Menschen wohnen und arbeiten. Manche von ihnen sind sie sehr prominent, die Partys sind legendär.

ortsgespräch**Berlin baut eine Mauer gegen soziale Probleme und gegen demokratische Mitbestimmung**

Berlin hat ja so seine Erfahrungen, was den Bau von Mauern betrifft. Dass Mauern und Zäune mehr Probleme schaffen als lösen, scheint man im Berliner Senat jedoch vergessen zu haben. Allem Widerstand zum Trotz wollen CDU und SPD die Mauern am Görlitzer Park in Friedrichshain-Kreuzberg durch Zäune ergänzen, um die als Drogenhotspot geltende innerstädtische Grünfläche komplett abzuriegeln und nachts zu schließen.

Dagegen protestieren nicht nur Anwohner*innen und stadtpolitischen Aktivist*innen, die von Donnerstag auf Freitag zu einer Kiezversammlung inklusive Pyjamaparty im „Görli“ einladen. Auch die grüne Bezirksbürgermeisterin Clara Herrmann will das nicht zulassen. Schließlich liegt der Park mitten in einem Wohngebiet, und Probleme lassen sich nicht einfach wegschließen. Ein Zaun würde die Kriminalität nicht verringern, sondern lediglich in die umliegenden Straßen, Hausflure und Hinterhöfe verdrängen, so die Kritik. Statt Law-and-Order brauche es soziale Lösungen für soziale Probleme.

So weit, so nachvollziehbar. Doch den Regierenden Bürgermeister Kai Wegner (CDU) ficht das nicht an. Ihm ist die Symbolpolitik ohne praktischen Nutzen nicht nur rund 2 Millionen Euro plus jährlich 800.000 Euro laufende Kosten wert, sondern auch eine handfeste gerichtliche Auseinandersetzung: Weil Friedrichshain-Kreuzberg sich weigert, den Zaun gegen den Willen der Anwohner*innen zu bauen, hat der Senat kurzerhand das Eingriffsrecht ausgeübt. Damit kann er den Zaun trotzdem bauen, „im dringenden gesamtstädtischen Interesse Berlins“.

Das kann der Bezirk wiederum nicht erkennen, klagte im Eilverfahren dagegen – und erlitt eine Schlappe. Die Berliner Verwaltung könne nicht gegen sich selbst juristisch vorgehen, so die Argumentation des Gerichts. Am Dienstag legte der Bezirk nun Beschwerde da-

gegen ein, und der Streit geht in die nächste Runde.

Dabei geht es längst um mehr als nur einen Park: Der Bezirk sieht sich „politischer Willkür vonseiten des Senats ausgeliefert“, sagt Bürgermeisterin Herrmann im Interview mit der taz. Denn es ist nicht das erste Mal, dass die seit gut einem Jahr regierende schwarzrote Landesregierung in Gutsherrenmanier Planungen kurzerhand an sich zieht, wenn ihr die Entscheidungen der gewählten Bezirksvertreter*innen anderer politischer Parteien nicht gefallen.

Erst vor einem Monat wurde der Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg beim umstrittenen Bauvorhaben „Urbane Mitte“ entmachtet, nachdem er Änderungen am jahrzehntealten und längst nicht mehr zeitgemäßen Bauplan forderte. Der sieht für die 24.000 Quadratmeter vor allem Büros vor – und das, obwohl in der Hauptstadt bereits jetzt über eine Million Quadratmeter Bürofläche leerstehen und Wohnraum dringend benötigt wird. Doch der Senat stellte sich auf die Seite des Investors und zog die Planung an sich.

Auch andere Bezirke sind von der autoritären Regentschaft betroffen: Im September vergangenen Jahres zog Schwarz-Rot ein Bebauungsplanverfahren in Neukölln an sich, damit ein privater Investor den 3,9 Hektar großen „Emmawald“ für Eigentumswohnungen roden kann. Vor einem Monat übernahm der Senat die Planungen für den Olympiapark am Olympiastadion in Charlottenburg-Wilmersdorf, um auf eine Bewerbung für die Olympischen Sommerspiele 2036 vorbereitet zu sein – ein weiteres Projekt gegen den Willen der Mehrheit der Berliner Bevölkerung.

Da fragt man sich schon: Wenn der schwarzrote Senat seine beziehungsweise die Interessen von Investoren gegen die Bezirke und die Bürger*innen durchsetzt – ist das noch Demokratie oder kann das weg? Marie Frank



Das Flüsschen Wieslauf in Rudersberg am 8. Juli 2024, fünf Wochen nach der Katastrophe. Fotos: Jens Volle

Völlig surreal

Gesellschaft

Von Susanne Stiefel

In der Nacht zum 3. Juni ging in Rudersberg die Welt unter. Durch den Ort im Rems-Murr-Kreis schwammen Autos, Sofas und Kühlschränke, Feuerwehrleute standen brusttief im Wasser. Kontext-Autorin Susanne Stiefel war jetzt in ihrem Heimatort, um zu sehen, wie es den Menschen geht.

„Flutverkauf“ verkündet ein handgemaltes Schild an der Lagerhalle im Rudersberger Norden. In diesem Provisorium steht alles, was aus dem überfluteten Edeka am anderen Ende des Ortes noch gerettet werden konnte. „Wir helfen, dass es weitergeht“, sagt Marktleiterin Siegrid Höfle und das klingt fast ein wenig trotzig. Es ist der erste Tag der Öffnung, mehr als einen Monat nach der Katastrophe, viele stehen schon an den Regalen, wollen einkaufen, aber auch reden, suchen ein Stück Normalität. Es spricht sich schnell herum, wenn wieder etwas funktioniert in einem Ort, in dem in einer Nacht nicht nur Häuser und Brücken in den Fluten untergegangen sind.

Rudersberg hat das Starkregenereignis, wie es im Amtsdeutsch heißt, am 3. Juni besonders brutal erwischt. „Es ist ein Wunder, dass keine Menschenleben zu beklagen sind“, sagt Feuerwehrkommandant Steffen Knödler in seinem zerstörten Hauptquartier. „Wir rechnen mit 120 Millionen Euro Schaden“, berichtet Bürgermeister Raimon Ahrens in seinem Rathaus, das noch in der Nacht zur Einsatzzentrale wurde. „Helfen ist einfacher als Hilfe annehmen“, sagt Tanja Pfau, ehrenamtliche Helferin, die schon am Tag nach der Katastrophe ins Rathaus gestürzt war, um anzupacken. Rudersberg ist heute ein anderer Ort.

Rudersberg am Rand des Welzheimer Waldes, 11.000 Einwohner, Heimat des Kinomoguls Heinz Lochmann, Hauptsitz der Fensterfirma Weru, was für Willy Epensteiner Rudersberg steht, und bekannt für erschreckend hohe Wahlergebnisse für die Rechten – seien es Republikaner in den 1980ern oder die AfD heute. Hier bin ich geboren, zur Schule gegangen und seit dem Studium nur gewesen, um die Eltern zu besuchen. Zu viel braun. Hat sich der Ort verändert wie der Verlauf der Wieslauf in

dieser Nacht? Bringt eine Katastrophe eher die guten oder die schlechten Seiten der Menschen zum Vorschein?

Katastrophen sind Futter für Gerüchte

Es ist ein schöner Tag Anfang Juli, die Sonne scheint aufs beschauliche Wieslaufal, auf den Straßen liegt nur noch ein leicht bräunlicher Schimmer und auf den ersten Blick scheint die Welt hier in Ordnung. Auf den zweiten Blick sieht man die Scheiben, hinter denen keine Waren mehr stehen. Das Schlechtbacher Schulhaus, in dem keine Kinder mehr lernen. Es hat etwas Unwirkliches, an einem sonnigen Tag in dieses Katastrophengebiet im Rems-Murr-Kreis zu fahren.

„Völlig surreal“ – das sagt auch Steffen Knödler, wenn er über die Flut spricht. Der



Das Wasser kam „innerhalb von 20 Sekunden – völlig surreal“, erinnert sich Feuerwehrkommandant Steffen Knödler.

ehrenamtliche Feuerwehrkommandant, 44 Jahre alt und im richtigen Leben Lüftungs- und Klimatechniker, sagt das oft, fast ungläubig, immer noch, fünf Wochen nach der Katastrophe. Wie schnell das Wasser kam, „innerhalb von 20 Sekunden“, die Einsatzzentrale zerstörte, wie er den Einsatzleitwagen retten musste an einen höher gelegenen Ort, um überhaupt noch Kontakt zu seinen Mitsstreiter:innen halten zu können. Völlig surreal. Wie seine Kamerad:innen selbst zu kämpfen hatten, sich in Sicherheit bringen mussten. Wie der frühere Kommandant abgetrieben wurde, während Autos und Kühlschränke an ihm vorbeischoßen und die Kette aus Kamerad:innen ihn nur knapp retten konnte. Wie der Bürgermeister, der zum Rückhaltebecken geeilt war, von den Wassermassen im Schleusenhäuschen eingeschlossen war und erst spät in der Nacht herausgeholt werden konnte. Völlig surreal.

Vor dem Feuerwehrhaus wölbt sich ein wolkenloser Himmel über zerstörten Autos. Drinnen ist ein Putztrupp damit beschäftigt, das vom Wasser überflutete Gebäude zu sanieren. Und ein erschütterter Feuerwehrmann berichtet fassungslos von dieser Nacht, in der er über Leben und Tod entscheiden sollte. Unzählige Anrufe, aber fünf davon mit der Ansage: Personen in Gefahr. Und nur einer, der entscheiden musste, wohin zuerst. Als er nach 30-stündigem Einsatz in seine Wohnung im Rudersberger Teilort Mannenberg zurückkehrte, stellte er fest, dass der Regen hier keine Spuren hinterlassen hatte. In ihm schon.

„Die Zündschnur ist kürzer seitdem“

Katastrophen sind Futter für Gerüchte. Den Ortsteil Klaffenbach hatte die Wieslauf am heftigsten erwischt, eine Scheune mitgerissen,

Autos durch den Ort gespült. Auch hier wird längst aufgeräumt. Doch die Macht der Flut ist noch am meterhohen Wall der Zerstörung abzulesen. Entwurzelte Bäume haben sie vor dem Ortsrand aufgeföhrt, dazwischen einen Hasenstall, Gartenschläuche und Kanister, eine ganze Brücke gar, die Igelsbachbrücke. Man erzählt sich, in Klaffenbach hätten Kühe in vier Metern Höhe in den Bäumen gehangen. Man erzählt sich, Ausländer und Geflüchtete hätten sich am Tag danach zum Plündern versammelt. Das angebliche Beweisfoto in den sozialen Medien zeigte die Mitarbeiter einer Sanierungsfirma, die sich zur Mittagszeit erschöpft von den Aufräumarbeiten erholten. Doch da war das Gerücht schon nicht mehr einzufangen. Wenn Gewissheiten ins Schwimmen geraten, haben Vorurteile Konjunktur.

„Die Zündschnur ist kürzer seitdem“, stellt Werner Hinderer auch bei sich fest. Seine Metzgerei gehört zu Rudersberg wie die Burg Waldenstein, seit 1780 verkaufen die Hinderers hier Wurst und Fleisch, inzwischen in siebter Generation. Seine Schinkenwurst in der Dose hat Fans bis nach Italien. Die Etiketten meiner Lieblingswurst hat Dorothee Hinderer später am anderen Ortsende gefunden. Das war, nachdem die Wassermassen die Ladentür eingedrückt, die Einrichtung zerstört und die Waren durch ganz Rudersberg gespült hatten.

„Wir machen wieder auf!“ posteten die Hinderers schon nach wenigen Tagen. Das haben viele im Ort als hoffnungsvolles Signal gesehen: Nicht aufgeben lautete die Devise.

Werner Hinderer hat sich verspätet, er war an diesem Morgen wegen einer neuen Ladeneinrichtung unterwegs, November wollen sie wieder öffnen, bis Weihnachten ihren Laden wieder flott haben. Zum Glück ist er versichert, er kennt aber einige Nachbarn, die ihre Versicherung gekündigt haben, als das Rückhaltebecken fertig gebaut war.

„Hier oben saßen wir und haben zugeschaut, wie Sofas und Autos vorbeischwammen“, erzählt Hinderer und zeigt vom Wohnzimmer auf den Garten, öffnet die Terrassentür zu einer Insel voller Pflanzen. „Das Geräusch, wenn Autos auf die Hauswand prallen, immer und immer wieder in dieser Nacht, das werde ich nicht vergessen“, sagt seine Frau. Genauso wenig wie das ältere Paar, das später im Auto vorgefahren ist und neugierig im Müll rumgestochert hat. Dorothee Hinderer ist eine resolute Frau, klar, dass sie den Katastrophentouristen die Meinung gegeigt hat. „Wenn Routine und Normalität untergehen, dann kommt das Gute und das Schlechte in den Menschen zum Vorschein“, sagt Werner Hinderer. Er sitzt im Kirchengemeinderat, ein Alltags-

Fortsetzung auf Seite 2

Fortsetzung von Seite 1

philosoph mit Humor, und hat sich jetzt mit anderen Unternehmern zwecks Unterstützung zusammengeschlossen.

Wenn Routine und Alltag ins Schwimmen geraten

Mitten im Aufräumen, als die Arbeiter:innen der Sanierungsfirma den Boden aufschlugen, die Decken reinigten und die Trockenmaschinen anwarfen, stand plötzlich der Zoll in seinem Verkaufsraum, zehn Mann und Frau, bewaffnet, um nach Schwarzarbeitern zu fahnden. Zumindest unsensibel fand Hinderer das und ist laut geworden. Soviel zur kürzeren Zündschnur.

Als das Wasser kam, hat Tanja Pfau, 37 Jahre alt, Mutter eines neunjährigen Sohnes, verheiratet mit einem Elektriker, gerettet, was im eigenen Keller zu retten war. Sie hat mit der Wut und der eigenen Angst gekämpft, ihren Sohn beruhigt, als das Licht ausfiel, der Papa wird's schon richten, und ist am nächsten Tag aufs Rathaus gegenüber gestürzt, um zu helfen. „Ich bin eine Macherin“, sagt Tanja Pfau, die beruflich Ballonfahrten organisiert. Vielleicht behält man leichter den Überblick, wenn man die Welt öfter von oben betrachtet. Die Hilfsbereitschaft der Rudersberger:innen war groß. Windeln, Klo-papier, Desinfektionsmittel wurden im Rathaus abgeliefert, Tanja Pfau hat sie in ihr Auto gepackt und in „schlimme Gebiete“ gefahren.

Eine Woche lang hat sie angepackt und sich nebenbei über die Idioten geärgert, die in ihrer Hochzeitskiste gestöbert haben, die in ihrem Keller untergegangen war. „Karten, persönliche Briefe, Glückwünsche: alles verschlammmt, Müll, nicht mehr zu retten.“ Und doch wollte sie nicht, dass fremde Menschen darin herumstieren. Heute noch wird sie beim Erzählen wütend. Wut ist die Schwester der Angst. „Das waren krasse Emotionen in und nach dieser Nacht“.

Wut ist die Schwester der Angst

Eine Woche lang steckte Tanja Pfau in Gummistiefeln und schlammverschmierten Klamotten. „Das erste Mal sauber war ich erst wieder als Wahlhelferin.“ Innerhalb einer Woche hatten

die Rudersberger Wahlhelfer:innen geschult, das Wahllokal geputzt. Urnen besorgt. Am Sonntag nach der Flut saß Tanja Pfau in der Gemeindehalle und stellte fest, dass es vielen wichtiger war zu reden, als ihre Stimme abzugeben. Da hat sie kurzerhand noch die psychologische Betreuung vor dem Wahllokal organisiert.

Das war ein kleines Wunder. Das Ergebnis der Wahl allerdings eine weitere Katastrophe. 21 Prozent stimmten bei der Europawahl für die AfD (bei der Kommunalwahl trat sie hier nicht an) und machten die Rechten hinter der CDU (35 Prozent) zur zweitstärksten Kraft im Ort. Man sollte meinen, dass nach einem derartigen Ereignis, wenn die Natur zuschlägt, nicht unbedingt die Klimawandel-Leugner von der AfD gewählt würden. Aufräumen nach Katastrophen ist wichtig, schreibt mir ein Klassenkamerad, mit Verweis auf die deutsche Geschichte. Aber sollten wir nicht daraus lernen?

Der Bürgermeister ist jetzt der Geldeintreiber

Im Rathaus erinnert nichts mehr daran, dass hier eine Woche lang die schlammverschmierte Zentrale der Notfallhelfer:innen war. Auf dem Tisch im Zimmer des Bürgermeisters steht Apfelsaft, von einer Gemeinderätin in kleine Fläschchen gefüllt. Raimon Ahrens sieht man heute nicht mehr an, dass er eine Woche durchgearbeitet hat. Zumindest nicht auf den ersten Blick. Inzwischen hat er auch zwei Tage freigenommen, „für den Geburtstag meiner Frau“, sagt der 34-Jährige und lacht. Seit sechs Jahren ist er Bürgermeister hier, die Katastrophe ist die größte Herausforderung in seiner Amtszeit.

Jetzt ist er der Geldeintreiber für seine Gemeinde. Er hat die Sorge, dass viele Läden im Ortskern nicht mehr aufmachen. Er weiß, dass das einen Ort verändert, leblos werden lässt. Die Fensterfirma Weru hat vor wenigen Tagen öffentlich gemacht, dass sie die zerstörten Produktionsräume nicht mehr aufbaut. Das sind 150 Arbeitsplätze, das trifft einen kleinen Ort hart. Ahrens will verhindern, dass der Buch- und der Schuhladen folgen.

Deshalb wirbt der Mann, der Beharrlichkeit gut mit Freundlichkeit kombinieren kann, bei Bund und Land unermüdlich um Geld,



Das war einmal ein Barbiershop.

hat die grüne Bundesvorsitzende Ricarda Lang durch den Ort geführt, den baden-württembergischen Innenminister Thomas Strobl (CDU), den Landrat oder die Abgeordneten des Rems-Murr-Kreises. Bei einem Haushaltsvolumen von 27 Millionen Euro sind Schäden in Höhe von 120 Millionen nicht zu stemmen. Der Spendentopf der Gemeinde, gefüllt mit 400.000 Euro von Privat, Kreis und Gemeinde, kann nur in akuten Notfällen helfen. „Wir brauchen viel mehr“, sagt Ahrens, „wir brauchen nicht nur die üblichen Landes-Fördertöpfe, sondern Soforthilfe.“

Danketafeln beim Fest für die Helfer:innen

Daran erinnert er den Innenminister beim Fest für alle ehrenamtlichen Helfer:innen. Am vergangenen Donnerstag hat sich die „ganze Blaulichtfamilie“ auf dem Rudersberger Festplatz versammelt. Wo sich nach der Flut der Müll der

Gemeinde stapelte, stehen an diesem Tag Danketafeln und Bierbänke. „Danke an Oma und Opa fürs Kinderbetreuen“ steht neben einem Herzchen für die tapferen Feuerwehrleute. Die rote Wurst gibt es umsonst, das Bier auch, gezapft von den Bürgermeistern des Kreises.

Innenminister Thomas Strobl wird von Landrat Richard Sigel und Bürgermeister Ahrens nachdrücklich an unbürokratische Soforthilfe erinnert. Der Herr der Fördertöpfe stolpert zunächst über Rudersdorf?, Rudersburg? Egal. „Drei Worte nur: Das Land hilft.“ Kein Sprint sei der Wiederaufbau, eher ein Marathon, aber das Versprechen stehe: „Wir sind an Ihrer Seite, auch wenn Katastrophendemenz einsetzt.“ Raimon Ahrens lächelt professionell. Er wird den Minister an seine abgezählten Worte der Hilfe erinnern.

Auf den Rand des Brunnens vor dem alten Rathaus hatte die Flut ein Auto gespült. Ein Scherzkeks hat nun ein Bobbycar oben drauf gestellt. Als Mahnmahl.

Wieder durch die Hintertür

Das rechtsextreme „Compact“-Magazin betrieb einen abstoßenden Schmierjournalismus, der seine menschenverachtende Hetze absichtlich mit Falschinformationen unterfütterte. Die Art und Weise, wie die Publikation nun verboten wurde, hält unser Autor dennoch für problematisch.

Debatte

Von Minh Schredde

Bei der inhaltlichen Bewertung ist der Bundesinnenministerin voll und ganz zuzustimmen: Das „Compact“-Magazin sei „ein zentrales Sprachrohr der rechtsextremistischen Szene“, erklärte Nancy Faeser (SPD) am vergangenen Dienstag: „Dieses Magazin hetzt auf unsägliche Weise gegen Jüdinnen und Juden, gegen Menschen mit Migrationsgeschichte und gegen unsere parlamentarische Demokratie.“ In boulevardesker Manier vermengen sich bei „Compact“ Wahlwerbung für die AfD, Verschwörungsgeraune, mal mehr mal minder codierter Antisemitismus und rassistische Hetze insbesondere gegen Muslime mit einer Verharmlosung des Nationalsozialismus und absichtlich gestreuten Lügen. Chefredakteur Jürgen Elsässer erläuterte dazu einmal im Gespräch mit dem RBB: „Es werden Erzählungen gemacht, es werden Märchen und Allegorien formuliert, die dann wabern. Es ist nicht die Wahrheit, aber es hält sozusagen die Volksseele, den Volksdiskurs am Laufen.“

Beispielsweise durfte in „Compact“ auch mal ein früheres SS-Mitglied einen Versuch starten, seine „verleumdete Truppe“ reinzuwaschen, an anderer Stelle wurde das Massaker von Srebrenica von 1995, bei dem über 8.000 Bos-

niak:innen ermordet wurden, bejubelt als „militärisch glänzende Operation zur Stürmung einer schwer bewaffneten Islamistenfestung – der letzte militärische Sieg des christlichen Europa gegen den erneut vordringenden Islam“. In diesem Umfeld behauptete dann auch der medial dauerpräsenzte Polizeigewerkschafter Rainer Wendt, die Diskriminierung von Frauen gehöre „fast zu den genetischen Grundbausteinen“ junger Muslime.

Während „Compact“ andere Medien gerne als „Lügenmedien“ diffamierte und ihnen eine einseitige Parteinarbeit für die meist als „Regime“ bezeichnete Bundesregierung unterstellte, erklärte der Chefredakteur beim Werben um Spenden frank und frei: „Wenn Sie uns unter die Arme greifen wollen, damit wir der AfD unter die Arme greifen können und dieses blaue Wunder 2024 möglich machen, dann zögen Sie nicht, uns zu helfen.“ Im „Compact“-Shop gab es Devotionalien in Form eines „patriotischen und wertbeständigen“ Hocke-Talers aus Silber zu erwerben, auch eine „Heldenmedaille“ für Donald Trump war geplant. Eine Veranstaltungsreihe von „Compact“ mit vielen AfD-Abgeordneten auf der Bühne hatte die Partei so offenkundig unterstützt, dass Zweifel an der

Legalität aufkamen und sich die AfD zu einer Abmahnung genötigt sah. Jürgen Elsässer musste daraufhin offiziell klarstellen, dass es sich bei der Veranstaltungsreihe „Die blaue Welle rollt“ definitiv „nicht um Wahlwerbung für die AfD“ handle (Kontext berichtete).

Kurzum: Das Magazin gehörte zu den übelsten Erzeugnissen, dass die deutschsprachige Medienlandschaft hervorgebracht hat. Vergangenen Dienstag wurde „Compact“ vom Bundesinnenministerium verboten, was Ministerin Faeser als „harten Schlag gegen die rechtsextremistische Szene“ bezeichnet. Dieser Schritt mache klar, „dass wir auch gegen die geistigen Brandstifter vorgehen, die ein Klima von Hass und Gewalt gegenüber Geflüchteten und Migranten schüren und unseren demokratischen Staat überwinden wollen“.

Problematischer Kunstgriff: Vereinsverbot

Nun ist es ungefähr so angenehm wie in eine Nachtschnecke zu beißen, die heimlich in die Chipstüte am Lagerfeuer gekrochen ist, den Staat ausgerechnet dann zu kritisieren, wenn er sich mal in praktischem Antifaschismus übt – erst recht, nachdem „Compact“ seit der Gründung 2010 weitgehend



„Compact“-Herausgeber Elsässer im Mai 2024 auf dem rechtsextremistischen „Volksfest“ in Wertheim. Foto: Jason Tschepjakow, dpa

unbehelligt hetzen konnte. Allerdings haben die Behörden bei ihrem aktuellen Vorgehen einen problematischen Kunstgriff angewendet. So berichtet die „Süddeutsche Zeitung“: „Ein Verbot galt als schwierig durchsetzbar, hieß es hinter vorgehaltener Hand aus Sicherheitsbehörden.“ Denn Medien genießen in der Bundesrepublik einen besonderen Schutz vor staatlichen Eingriffen. Daher wurde nun die „Compact-Magazin GmbH“ nicht über ein Medien-, sondern über ein Vereinsverbot aufgelöst. Um das möglich zu machen, wird das für die Veröffentlichungen verantwortliche Unternehmen als ein Verein behandelt, der sich gegen die verfassungsmäßige Ordnung richtet, und die weitergehende Betätigung dieses Vereins unter Strafe gestellt. Das weist Parallelen zum Verbot der linksradikalen Open-Posting-Plattform „linksunten.indymedia“ auf, die 2017 ebenfalls über das Vereinsrecht stillgelegt worden ist. Damals bemängelte die NGO „Reporter ohne Grenzen“, dass die Bundesregierung ein Medium „durch die Hintertür des Vereinsrechts komplett verbietet und damit eine rechtliche Abwägung mit dem Grundrecht auf Pressefreiheit umgeht“.

Auch die überwiegend von Jurist:innen betriebene

Gesellschaft für Freiheitsrechte (GFF) kritisierte das „linksunten“-Verbot, obwohl auf der Plattform strafrechtlich relevante Inhalte verbreitet wurden. Dennoch hätte der Staat zunächst mildere Maßnahmen ergreifen müssen, bevor er die gesamte Plattform vom Netz nimmt – etwa durch Sperrverfügungen gegen einzelne Artikel. Dabei verwies die GFF auf ein Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte aus dem Jahr 2009. Damals klagte ein türkisches Medium, das wegen angeblicher Billigung terroristischer Verbrechen wiederholt für Zeiträume von 15 Tagen bis zu einem Monat verboten worden war. Das Gericht betonte, dass einzelne Artikel, die strafrechtliche Grenzen überschreiten, durchaus verboten werden dürfen. Dennoch interessierten sich die Richter:innen im damaligen Fall überhaupt nicht für die Inhalte, die damals verbreitet wurden, sondern stellten klar, dass der Präventivschlag gegenüber zukünftigen Publikationen ohne Kenntnis dessen, was genau eigentlich veröffentlicht werden soll, zu weit gehe: „Die Praxis, die zukünftigen Veröffentlichungen eines ganzen Periodikums zu verbieten, überschreitet jedes Maß einer ‚notwendigen‘ Bescheidung [der Meinungs-freiheit] in einer demokrati-

schon Gesellschaft“, hieß es damals über die wohl gemerkt befristeten Verbotszeiträume der klagenden Publikation. Mit „Compact“ wurde nun ein Medium aus dem Verkehr gezogen, dem der Autor keine Träne hinterher weint. Dass der Staat aber – wie auch bei „linksunten“ – den Problemkomplex eines Medienverbots erneut umschiffen, indem ein Verein konstruiert wird, hat trotzdem einen Beigeschmack: Denn wenn sich diese Methode einmal etabliert, wird es wohl nicht bei der heutigen Zahl von Verboten bleiben. Wenn das Bundesinnenministerium auf diesem Wege die Entscheidungsgewalt erlangt, welche Publikationen legitim sind, ergibt sich dadurch ein erhebliches Missbrauchspotenzial. Das zu kritisieren, kostet viel Überwindung, wenn es wie bei „Compact“ die Magazin gewordene Jauchegrube der deutschen Journalie trifft. Aber dass die juristische Infrastruktur schon vorhanden ist, durch die zweifelhafte Konstruktion von Vereinen Medien komplett und unbefristet zu verbieten, ist eine sehr beunruhigende Vorstellung – gerade mit Blick darauf, dass die „Compact“-Lektüre auch in Teilen des staatlichen Sicherheitsapparats beliebt war und sich Machtverhältnisse jederzeit wandeln können.



Alles muss raus – noch ist die Majolika ein Mal pro Woche geöffnet. Foto: Florian Kaufmann

Rettung gescheitert

Zwei Jahre nach der Privatisierung steht die Karlsruher Majolika-Manufaktur vor dem Ende. Nach dem Absprung von Investor Christoph Gröner bleiben Mietschulden, eine gekündigte Belegschaft und die stillgelegte Produktion eines Traditionsprodukts. Gibt es trotzdem noch Hoffnung?

Wirtschaft

Von Florian Kaufmann

Gastgeschenke spiegeln häufig die Kultur und Tradition des Gastes wider. Als der Karlsruher Kulturbürgermeister Albert Käuflein (CDU) im Juni bei einer Bürgermeisterkonferenz in New York weilte, entschied er sich für eine Majolika-Fliese. „Ich bin Karlsruher und mag die Majolika und ihre Produkte“, sagt Käuflein zu seiner Geschenkwahl. Die Keramikkunst aus der Majolika-Manufaktur ist seit 120 Jahren ein wichtiger Bestandteil der Karlsruher Kulturgeschichte. Vor zwei Jahren ging die Manufaktur erstmals in private Hände. Jetzt entschied der Immobilienunternehmer Christoph Gröner, die Keramikproduktion einzustellen.

Als Gröner im Sommer 2022 den Betrieb übernahm, war Kulturbürgermeister Käuflein noch voller Optimismus. Er habe ein „gutes Gefühl“, gab er zu Protokoll. Und er gehe davon aus, dass der Investor „die traditionsreiche Manufaktur in eine gute Zukunft führen wird.“ Als Mitglied des Majolika-Stiftungsrats war er an der Entscheidung beteiligt, die Majolika-Manufaktur für 50.000 Euro an den in Karlsruhe geborenen Gröner abzugeben. Ohnehin war man auf Seiten der Majolika-Stiftung, die bei ihrer Gründung durch die Stadt Karlsruhe subventioniert worden war, voll des Lobes. „Die Gröner Group ist ein sehr aktives, äußerst erfolgreiches Unternehmen mit zahlreichen Großprojekten und bedeutenden städtebaulichen Vorhaben in und um Karlsruhe“, sagte der Stiftungsvorstand Klaus Lindemann.

Immobilienunternehmer trifft Keramik

Die Idee des Immobilienunternehmers für die Fortführung der Majolika? Die Räume auf dem Gelände freiräumen und entwickeln. Aus den Mieteinnahmen sollte der Betrieb der Manufaktur bezuschusst werden. Um die nötigen Einnahmen zu erzielen, brauchte Gröner den Zugriff auf die Majolika-Immobilie, die sich noch im Eigentum des städtischen Tochterunternehmens befindet. Nur so sei die Keramikproduktion zu retten, gab sich Gröner überzeugt. „Aus wirtschaftlicher Sicht ist ein solcher Betrieb nicht zu unterhalten“, sagte er gegenüber Kontext.

Doch es kam anders. Knapp sechs Monate nach der Übernahme war die Majolika-Manufaktur im freien Fall: eine faktisch eingestellte Produktion, abgebrochene Aufträge, die Auflösung des Bildungs- und Kursprogramms und eine Belegschaft, die vergeblich nach Verantwortlichen suchte. In der Majolika gab der Karlsruher Immobilienunternehmer Thomas

Heeger den Ton an. Ein ehemaliger Vertreter Gröners, der sich mit diesem nach gemeinsamen Geschäften und einer Korruptionsaffäre in den Nullerjahren schon die Anklagebank teilte. In der Majolika trat er unter dem Namen Thomas Scherer auf. Nachdem Kontext dies im Februar 2023 öffentlich machte, wurden die Belegschaft und Käuflein informiert, dass sich der Investor zurückziehen wolle.

Kampf um das städtische Grundstück

Der Karlsruher Oberbürgermeister Frank Mentrup (SPD) intervenierte. In Berlin traf er sich mit Gröner direkt. „Die Ankündigung einer Abwicklung der Majolika ist vom Tisch“, sagte Mentrup danach. Gröner habe ihm versichert, die Majolika-Immobilie weiter erwerben zu wollen. Kurz darauf besuchte Gröner im März 2023 erstmals die Majolika, entschuldigte sich und versprach, sich mit dem Gröner Family Office künftig selbst um den Betrieb und die angestrebte Übernahme der Immobilie zu kümmern. Mit einer Verkleinerung der Manufaktur sowie der Quersubventionierung ihres Betriebs durch die Vermietung ungenutzter Flächen an Start-Ups, als Boardinghouses und Kursräume wolle er die Majolika erhalten. Das von der Stadt für die Abgabe der Immobilie verlangte schriftliche Konzept blieb er aber ebenso schuldig wie Nebenkostenzahlungen in Höhe von 40.000 Euro seit seiner Übernahme.

Ein Jahr nach der Majolika-Übernahme kam Gröner im September 2023 wieder nach Karlsruhe und präsentierte den Gemeinderäten im



Christoph Gröner will sein eingesetztes Kapital zurückholen, meldet seine Anwaltskanzlei. Foto: Gabriel Habermann

städtischen Majolika-Begleitgremium seine Pläne. Um die Majolika-Immobilie zu erhalten, ist er auf die Zustimmung des Gemeinderats angewiesen. Die städtische Immobilie sollte nach ihrem Willen aber nur in Erbpacht abgegeben werden. In den Preisvorstellungen für die Immobilie lagen die städtischen Vertreter:innen und Gröner weit auseinander. Ein „Kuhhandel vor dem Gremium“ sei der Besuch Gröners gewesen, erfuhr Kontext aus Teilnehmendenkreisen. Gröner gab sich derweil selbstbewusst. Den geforderten Wirtschaftsplan hatte er zwar nicht dabei, dafür setzte er der Stadt ein Ultimatum. Binnen 18 Monaten wolle er die Immobilie übernehmen, sonst müsse er die Manufaktur abwickeln, sagte Gröner den Gemeinderäten. Die Majolika-Manufaktur warb derweil auf ihrer Internetseite noch im September vergangenen Jahres mit Osterdekorationen und verkürzte ihre Öffnungszeiten um die Hälfte.

Mehrheit gegen Gröner

Nachdem Gröner einige Wochen später einen Wirtschaftsplan zur Fortführung der Manufaktur präsentierte, wurden die Verhandlungen zur Übernahme der Majolika-Immobilie wieder intensiviert. Mieteinnahmen in Höhe von einer Million Euro pro Jahr sollten die prognostizierten Verluste der Manufaktur mehr als auffangen. Gröners Pläne stießen jedoch wegen fehlender Parkplätze für die angestrebten Appartements, Büros und sonstigen Räume sowie wegen des angrenzenden Naturschutzgebiets an Grenzen. Das Stadtplanungsamt brachte ein Parkhaus ins Spiel. Hierfür gebe es jedoch keinen Platz, hieß es von der zuständigen städtischen Gesellschaft KVVH. In den auch in Sachen Kaufpreis zunehmend festgefahrenen Verhandlungen wollte sich OB Mentrup bei den Gemeinderatsfraktionen versichern, ob sie überhaupt bereit seien, die Majolika-Immobilie noch an Gröner abzugeben. Eine Mehrheit lehnte das ab. Der Weg zur Immobilie war so zumindest mit den bisherigen Plänen für Gröner verschlossen.

Der Immobilieninvestor machte noch im Mai öffentlich Schluss. Auf Kontext-Anfrage dazu antwortete eine Anwaltskanzlei für Gröner, das Gröner Family Office und die Gröner Group: „Infolge der Verweigerungshaltung der Stadt bleibt unserer Mandantin nichts anderes übrig, als sich als Investor zurückzuziehen. Die Schließung dieses außergewöhnlichen Kulturgutes ist damit leider unvermeidbar.“ Pro Monat müsse Gröner bis zu 40.000 Euro für den Betrieb der Majolika zuschießen. Diese Zuschüsse müsse er einstellen, da es ohne die Immobilie unmöglich sei, das Konzept zur Rettung der Majolika-Manufaktur über Quersubventionierung umzusetzen. Für Gröner gehe es jetzt auch darum, sein eingesetztes Kapital zurückzuholen. „Derzeit läuft die Verwertung des Inventars, durch die eine Refinanzierung des eingesetzten Eigenkapitals in Höhe von 600.000 Euro erzielt werden soll“, heißt es vonseiten seines Anwalts.

Der sechsköpfigen Belegschaft der Majolika wurde bereits vollständig gekündigt. Teilweise stehen den ehemaligen Beschäftigten aber durch die lange Betriebszugehörigkeit noch bis Ende des Jahres Gehaltsansprüche zu. Diese wolle Gröner begleichen, versicherte sein Anwalt. Seit der öffentlichen Ankündigung zahlt Gröner

allerdings die fällige Miete an die städtische Gesellschaft KVVH nicht mehr. „Hinsichtlich des Mietvertrages wurde Stillschweigen vereinbart“, sagte Gröners Anwalt dazu nur.

Zukunft der Majolika ungewiss

Kulturbürgermeister Käuflein zeigt Verständnis für den Rückzug des Investors. „Christoph Gröner war zwei Mal persönlich im gemeinderätlichen Begleitgremium Majolika. Leider ist es ihm nicht gelungen, die Stadträtinnen und Stadträte von seinen Ideen für das Areal zu überzeugen“, sagt er gegenüber Kontext. Die Stadtverwaltung suchte mehrfach das Gespräch mit dem Unternehmer und seinem Family Office. Auch der Oberbürgermeister traf sich mit Gröner. Zuletzt soll Gröner zugesichert haben, Gespräche mit interessierten Investoren führen zu wollen. Über die bald sechsstelligen offenen Forderungen aus Miete und Nebenkosten wurde jedoch keine Vereinbarung erzielt. „Der Aufsichtsrat der KVVH wird sich mit dem weiteren Verfahren mit Blick auf die offenen Forderungen der Majolika gGmbH befassen“, erklärte die Stadtverwaltung auf Kontext-Anfrage.

Für Gröner dürfte die Zukunft der Majolika derzeit aber nur eine untergeordnete Rolle spielen. In den letzten Wochen beschäftigten ihn mehrere Anträge auf Eröffnung eines Insolvenzverfahrens gegen Gesellschaften aus dem Gröner-Konzern. Zwei Fälle werden gegenwärtig noch vom eingesetzten vorläufigen Insolvenzverwalter geprüft, eines wurde zwischenzeitlich durch eine Zahlung als erledigt erklärt. Außerdem befindet sich gerade ein Gemälde aus Gröners Besitz in einer Zwangsversteigerung, nachdem es von einem Gerichtsvollzieher in einem Firmengebäude eingezogen wurde. Und darüber hinaus meldeten sich beim Wirtschaftsforum „Handelsblatt“ und der Wochenzeitung „Zeit“ einige Gläubiger Gröners zu Wort. Neben einer Handvoll Handwerksfirmen würden auch sein langjähriger Coach und sein PR-Berater schon länger auf ihr Honorar warten. Mehrere Gläubiger versuchen demnach, auf juristischem Weg an das Geld zu kommen, das Gröner ihnen nicht zahlen will oder kann. Gröners Anwalt hält das für „medial aufgebauchte Einzelepisoden“. Die vorgebrachten Forderungen seien allesamt unberechtigt oder mindestens strittig. Vielmehr bewähre sich die Gröner Unternehmensgruppe in der gegenwärtigen Krise erfolgreich.

Zumindest für die Zukunft der Majolika hält Gröner den Schlüssel noch in den Händen. Sein Mietvertrag läuft noch bis 2026 und ist nach Angaben der Stadtverwaltung bis dato nicht gekündigt. Um die Majolika-Manufaktur noch zu retten, muss er sie abgeben. „Die Stadt kann und darf sich nicht direkt finanziell engagieren. Die Stiftung hat nicht die erforderlichen Mittel. Bleibt also nur ein privater Investor oder Mäzen“, sagt Kulturbürgermeister Käuflein. Im Karlsruher Sparhaushalt hatte zuletzt schon Oberbürgermeister Mentrup für eine Ausweitung des Mäzenatentums zum Erhalt der kulturellen Vielfalt aufgerufen. Interesse an einer Fortführung der Majolika-Manufaktur gibt es nach Kontext-Informationen. Auch Käuflein bestätigt verschiedene Gespräche darüber. Der Ausgang sei aber offen. Gelingt es nicht, die Majolika in andere Hände zu geben, muss sich nicht nur der Karlsruher Kulturbürgermeister neue Gastgeschenke für seine Reisen suchen.

KONTEXT IM MERLIN: WEGE ZUM FRIEDEN 22. JULI 2024, 20.00 UHR

STUTTGART, AUGUSTENSTRASSE 72



SUSANNE
BÜTTNER



ULRICH
BAUSCH



EINFÜHRUNG:
JOSEF-OTTO
FREUDENREICH



WINFRIED
HERMANN



THOMAS
NIELEBOCK

MODERATION:
STEFAN SILLER

Zurück zum Kalten Krieg

Gesellschaft

Von Josef-Otto
Freudenreich

Gut 40 Jahre nach Mutlangen: Die Nato schickt wieder Raketen nach Deutschland. Ein herausfordernder Anlass, um über Wege zum Frieden zu diskutieren. Auf Einladung von Kontext stellt Winfried Hermann, grüner Minister und Pazifist, eine neue Initiative vor. Sie will den „Gleichklang“ in Politik und Medien stören.

Auf nach Mutlangen! Unter diesem Betreff verschickt ein widerständiger, älterer Herr an seine Freunde eine Mail mit einem Text aus der taz. „Um garantiert abzuschrecken“, lautet die Überschrift. Sie bezieht sich auf den Beschluss der Nato, Mittelstreckenraketen in Deutschland zu stationieren. Ein Beschluss ohne öffentliche oder parlamentarische Diskussion. „Kriegstreiber Putin macht es nötig“, schreibt die Autorin, das Militärbündnis sehe sich gezwungen, „auf Frieden durch Abschreckung mit militärischen Mitteln“ zu setzen. So hätte es auch in der FAZ oder in der „Welt“ stehen können.

Zur Erinnerung: Mutlangen, eine Gemeinde im Ostalbkreis bei Schwäbisch Gmünd, hatte einen US-Stützpunkt auf ihrer Gemarkung, in dem Pershing-2-Atomraketen gelagert waren. Dagegen protestierte 1983 die Friedensbewegung mit ihr die Schriftsteller Heinrich Böll und Walter Jens sowie die grüne Ikone Petra Kelly. Es war die Zeit, in der Hunderttausende gegen Aufrüstung auf die Strafe gingen, sich in einer Menschenkette von Stuttgart bis Neu-Ulm zusammenschlossen, und die grüne Pazifistin Marieluise Beck den sofortigen Abzug der Pershings forderte. Später war die einstige Pforzheimer Pädagogin unter den ersten, die nach schweren Waffen gegen Russland rief, lange vor Baerbock, Habeck, Hofreiter und dem „Spiegel“, der „Die Olivgrünen“ Ende April auf den Titel hob. Es war Zeitenwende in den Köpfen.

Hermann würde auch wieder nach Mutlangen gehen

Winfried Hermann, 71, war in Mutlangen, im Bonner Hofgarten und in der Menschenkette. Und er würde auch heute noch dorthin gehen. Damit gehört der baden-württembergische Verkehrsminister zur aussterbenden Spezies der Pazifisten in der Ökopartei, die ihren Weg in der Erlangung von Friedenstüchtigkeit begannen, früh von den Zwängen der Realpolitik eingefangen wurde – insbesondere bei Militäreinsätzen im Ausland, denen sie alsbald zustimmte. Afghanistan war so ein Beispiel. Eine Gegenstimme kam von Hermann. Das seien brutale Auseinandersetzungen gewesen, erinnert er sich, stets unterlegt mit dem Vorwurf, sich moralisch über jene zu erheben, die die Drecksarbeit machen müssten. Vor zwei Jahren, im Mai 2022, hat er das in Kontext erzählt und dafür viel Prügel bezogen.

Nach dem Überfall Russlands auf die Ukraine im Februar 2022, den auch Hermann immer wieder scharf verurteilte, hat ein Überbietungs-

wettkampf im Waffenlieferen begonnen. Immer mehr Panzer, Kampffjets, Marschflugkörper, tote Soldaten, geschätzt 70.000 in der Ukraine, 120.000 in Russland. Mit dem kürzlich gefassten Nato-Beschluss, wieder atomwaffenfähige Raketen in Deutschland zu stationieren, die Moskau erreichen können, hat die Militärlogik einen vorläufigen Höhepunkt erreicht. Es ist die Rückkehr des Kalten Krieges.

Hermann sieht eine „Remilitarisierung“ in der Republik, spricht von einem „Hype der Rüstungsindustrie“, einem „Rollback auf breiter Front“ und staunt, dass viele reden wie die „Altvordere vor bald 50 Jahren“. Er hat jetzt eine Gruppe von Gleichgesinnten gefunden, die mit ihm gemeinsam auftreten, zum ersten Mal bei „Kontext im Merlin“.

Auch Sozi Bausch ist ziemlich alleine – in der SPD

Einer von ihnen ist Ulrich Bausch, 64, Leiter der Reutlinger Volkshochschule, Sozialdemokrat und erfahren im politischen Grabenkampf. Er und seine Bildungseinrichtung erlangte nationale Berühmtheit durch die Einladung von Gabriele Krone-Schmalz, der ehemaligen ARD-Korrespondentin in Moskau. Ihr Vortrag („Russland und die Ukraine“) im Oktober 2022 wurde via Youtube 1,3 Millionen Mal abgerufen, vielfach goutiert, medial und wissenschaftlich hart kritisiert.

Besonders empört zeigte sich der Tübinger Direktor des Instituts für osteuropäische Geschichte, Klaus Gestwa, der die „Kreml-Apologin“ am liebsten von der Bühne verbannt hätte. Ebenfalls unerträglich erschien ihm die „Lobhudelei“, die Referentin betreffend, durch den VHS-Chef, dem zumindest eine gewisse Sachkenntnis nicht abzusprechen war. Bausch war früher Dozent beim US-Militär und weiß einen Tomahawk von einem Taurus zu unterscheiden. In Kontext hat er seine Überlegungen zum Ukrainekrieg vor zwei Jahren dargelegt.

Wesentlich weniger Widerhall in der Öffentlichkeit fand sein Aufruf „Mehr Diplomatie wagen“, den linke Sozialdemokraten aus Baden-Württemberg – unter ihnen das Ehepaar Däubler-Gmelin, Ernst-Ulrich von Weizsäcker, Hilde Matheis – im Juni formuliert hatten. Darin fordern sie einen „sofortigen Strategiewechsel“ von Kanzler Olaf Scholz (SPD): statt militärischer Eskalation einen Waffenstillstand und Verhandlungen. Sollte der außenpolitische Sprecher der SPD-Bundestagsfraktion, der Nürtinger Nils Schmid, ein Maßstab sein, dann dürfen sich

Bausch & Co. keine Hoffnung machen. „Putin verhandelt nicht“, beschied er jüngst seinen Kritiker:innen in Tübingen, „solange er glaubt, militärisch Erfolg zu haben.“

Ein Militäretat, der Klima- und Sozialpolitik niederwalzt

Mit solch kühlen Reaktionen wird auch der linke Grüne Hermann rechnen müssen. Er hat sie eingepreist und wird dennoch nicht müde („Ich will nicht schweigen“), seine Fragen zu stellen: Kann der Krieg mit immer mehr Waffen beendet werden? Ist es realistisch, dass die Militärmacht Russland besiegt werden kann? Mit welchen Mitteln und zu welchem Preis? Was kommt danach? Bisher, sagt er, habe er darauf keine einleuchtenden Antworten bekommen.

Diese Fragen finden sich auch in dem Aufruf „Wege zum Frieden“, mit dem er und seine Gruppe zu einem offenen und undogmatischen Dialog einladen ohne die gängige „Beschimpfungslogik“ und mit Alternativen im Kopf. Sie möchten den „Gleichklang in Politik und Medien“ stören, die Fixierung auf Waffen, Waffen, Waffen aufbrechen und den Versuch wagen, zumindest Zweifler davon zu überzeugen, dass Pazifisten keine Putin-Versteher sind, die das leidende ukrainische Volk im Stich lassen und den Aggressor zur Besetzung Europas einladen. Sie werden jene erreichen müssen, die solidarisch sind mit den Menschen, die noch in der Ukraine leben oder geflüchtet sind und denen gleichzeitig gruselt vor der Vehemenz, mit der Säbelrasseln für „Wehrfähigkeit“ und „deutsche Führung“ salonfähig wurde.

Und man wird auch noch fragen dürfen, schiebt Hermann nach, ob es gut ist, ganz allgemein betrachtet, Klima- und Sozialpolitik niederzuwalzen mit einem Militäretat, der alle Grenzen sprengt. „Die wirtschaftlichen Kosten für Deutschland nach zwei Jahren Ukraine-Krieg dürften deutlich höher liegen als 200 Milliarden Euro“, sagte der Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW), Marcel Fratzscher Anfang diesen Jahres in der „Rheinischen Post“.

Der Wissenschaftler im Quartett ist Thomas Nielebock, 70, ausgewiesener Friedensforscher, einst Uni Tübingen, heute für die Landeszentrale für politische Bildung und das Kultusministerium in Sachen Pädagogik unterwegs. Er diagnostiziert einen „gesinnungsethischen Verteidigungsbellizismus“, der ein Einsteigen für die Ukraine um jeden Preis beinhaltet – ohne Diskurs – und massiv in die pädagogische Arbeit eingreift. In einem empfehlenswerten Essay für die Bundeszentrale für politische Bildung („Bleibt nur Gegengewalt?“) beschreibt er den Bruch der baden-württembergischen Landesverfassung, Art. 12 so: Die Erziehung „zur Brüderlichkeit aller Menschen und zur Friedenliebe wird zugunsten einer Wertschätzung von militärischer Gewaltanwendung und Krieg zurückgestellt“. Sein Pazifismus, sagt er, sei gespeist von den ausgebrannten Häusern in Mannheim im Zweiten Weltkrieg, der Angst der Eltern in der Kuba-Krise 1962 und den US-Bombardements in Vietnam.

Der Krieg hat die Pfarrerin zur Pazifistin gemacht

Die Vierte in der Runde ist die evangelische Theologin Susanne Büttner, 61, Dekanin vom Rang her, Basisarbeiterin und Brückenbauerin. Seit 2001 ist sie Seelsorgerin im Frauenknast Schwäbisch Gmünd, zuständig für drinnen und

den Kontakt nach draußen, was immer schwerer wird, weil das Sicherheitsbedürfnis der Bevölkerung sowie die Armut immer größer werden und mit ihr die Mauern höher.

Ihre Vision sei eine Gesellschaft mit weniger Gefängnissen statt höheren Mauern, hat sie zur Amtseinführung als Gefängnisdekanin vor sechs Jahren gesagt. Ihre große Vision hat sie beim Aktionstag der Friedensbewegung im Oktober 2022 in Stuttgart vorgetragen: eine Menschenfamilie, die dem Gebot folgt: „Du sollst nicht töten.“

Die Kontext-Veranstaltung „Wege zum Frieden“ ist am Montag, 22. Juli, um 20 Uhr im Stuttgarter Kulturzentrum Merlin, Augustenstraße 72. Der Eintritt ist frei, Spenden sind willkommen.

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

Bei Streik kein live

Es geht ums Geld: Beim SWR kämpfen Beschäftigte derzeit um eine Tarifierhöhung. Die Gewerkschaften fordern zehn Prozent mehr, der Sender sagt, das sei zu viel. So weit, so bekannt – dass bei den Öffentlich Rechtlichen überhaupt gestreikt wird, ist allerdings eher ungewöhnlich. Von Gesa von Leesen

Am Ende nichts als Scham

Der Mensch als Ware, versandt und benutzt: Die Performance „fragile bodies“ bringt das Thema Menschenhandel auf die Bühne. Und benötigt dafür nichts weiter als einen Container und eine Geschichte, wie sie tagtäglich passiert. Von Franziska Mayr

„Ende der Durchsage“

Eine nach der Corona-Pandemie eingesetzte Enquetekommission im baden-württembergischen Landtag will die Gesellschaft krisenfest machen und hat dazu fast 500 Handlungsempfehlungen vorgelegt. Weil vieles viel Geld kosten würde, stehen die Chancen auf Umsetzung schlecht. Von Johanna Henkel-Waidhofer

Kontext fördern

Unterstützen Sie Kontext dauerhaft mit einer Spende von 10,00 € | Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter www.kontextwochenzeitung.de/soli. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu. Unser Spendenkonto bei der GLS Bank: IBAN: DE80 4506 0967 7011 8506 00 BIC: GENODEM3333 KONTEXT e. V. ist gemeinnützig. Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an verwaltung@kontextwochenzeitung.de oder rufen Sie uns an unter Telefon 0711 66 48 65 48.

Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig. Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist. KONTEXT:Wochenzeitung erscheint mittwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der wochentaz. Herausgeber: KONTEXT Verein für ganzheitlichen Journalismus e. V., Hermannstraße 5, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Anni Endress (Vors.), Jürgen Klose, Michael Schulze und Johannes Rauschenberger. Redaktion: KONTEXT:Wochenzeitung, Hermannstraße 5, 70178 Stuttgart, Tel.: 0711 – 66 48 65 48, redaktion@kontextwochenzeitung.de Redaktionsleitung: Anna Hunger (verantwortl. gem. § 8 PresseG BW | § 55 RStV.) Produktion: büro uebele visuelle kommunikation Michael Krefß, Lukas Osele, Andreas Uebele Druck: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.



Nato-Draht in Mutlangen. Damals mussten amerikanische Raketen vor deutschen Demonstrant:innen geschützt werden. Foto: Manfred Grohe